# Theologische Wissenschaftskunde

oder

# Einleitung in die theologischen Wissenschaften,

nämlich

Vorbereitungs- Hilfs- Grund- und angewandte Wissenschaften des theologischen Studiums.

---

Ein

encyklopädisch-literarisches Handbuch für die Theologen.

Herausgegeben

von


Dr. Leonhard Bertholdt,

zweitem ordentlichen öffentlichen Professor der Theologie, Universitätsprediger und Director des homiletischen Seminariums zu Erlangen.


Erster Band.


Müller. 1823.

---

Erlangen, 1821

bei J. J. Palm und Ernst Enke.

B S B
MÜNCHEN

07/93/559

Dem

Herrn

Director des protestantischen Oberconsistoriums zu Mün-
chen und Ritter des Civilverdienstordens
der baierischen Krone,

# Dr. Heinrich Karl Alexander von Hänlein,

dem

# Herrn

Oberhofprediger und Oberkirchenrath und Ritter des Königlich-Sächsischen Civilverdienstordens zu Dresden

# Dr. Christoph Friedrich Ammon

und

dem

Herrn

Decan, Districtsschulinspector und Pfarrer zu Zirndorf,

wie auch Mitgliede der zweiten Cammer der Ständeversammlung des Königreiches Baiern,

# Dr. Johann Georg Friedrich Papst

aus Dankbarkeit

verehrungsvoll

zugeeignet.

# Verehrungswürdigste!

Als ich den Gedanken gefaßt hatte, eine theologische Wissenschaftskunde oder eine Einleitung in das theologische Studium zu schreiben, und in Ausführung zu bringen anfieng, so schwebte mir Ihr Bild beständig vor, weil Sie es hauptsächlich waren, unter deren besonderer Leitung ich das theologische Studium begann und betrieb, und weil, wenn ich den rechten Weg getroffen habe und darauf geblieben bin, und jetzt selbst einigermassen im Stande bin, Andern eine zweckmäßige Anleitung zum theologischen Studium zu geben, das Meiste auf Sie und

Ihre Verdienste um meine wissenschaftliche Ausbildung zurückfließt.

Möchte es die höhere Waltung über menschliches Leben und Schicksal gewollt haben, daß ich Ihren gepriesenen Namen noch den Namen des auch Ihrem Andenken eben so theuern, als Ihrem Herzen unvergeßlichen biedern und tiefgelehrten August Friedrich Pfeiffer's, welchen Sie Anfangs als Lehrer verehrten und hernach als Collegen schätzten, hätte beisetzen können! Aber der

Herr der Welten hat ihn früher, als Sie mit mir wünschten und hofften, von hinnen abgerufen in die seeligen Gefilde, wo kein Stückwerk des Wissens mehr ist.

Was ich jetzt von dem allmächtigen und gütigen Weltenlenker erflehe, ist, daß meine herzlichen Wünsche für Ihre Gesundheit und Ihr fortdauerndes Wohl die Bezeichnung der freudenvollen und beglückenden Wege sein mögen, die seine starke Hand Sie führt bis auf den fernsten Zeitpunct,

wo die Seeligkeit des Himmels auch das höchste Glück

der Erde vergessen macht.

Ihr

Erlangen,
den 18ten April 1821.

dankbarer Schüler und
Verehrer

Dr. Leonhard Bertholdt.

# Vorrede.

Als ich im Jahr 1808 zum ersten Male über theologische Encyklopädie und Methodologie las, bediente ich mich des Thym'ischen Lehrbuches. Als ich zum zweiten Male meine Vorlesungen über dieses Lehrbuch angekündiget hatte, ergab sich, daß die Exemplare desselben vergriffen waren, und ich mußte mich entschließen, eigene Paragraphen zu entwerfen und zu dictiren. Hievon nahm die damalige hiesige Gredy = Breuning'sche Buchhandlung Veranlassung, mir den Antrag zu machen, ein neues Compendium der theologischen Encyklopädie und Methodologie für ihren Verlag auszuarbeiten. Ich willigte ein und der Vertrag wurde abgeschlossen, darauf auch in dem Leipziger Meßkatalog dieses Buch in dem Verzeichnisse der künftig erscheinenden Schriften angekündiget. Ich konnte aber wegen anderer literarischen Beschäftigungen nicht gleich an diese Arbeit kommen, und mittlerweile war mit der Buchhandlung, mit welcher ich

die Verabredung getroffen hatte, eine Veränderung eingetreten, welchen den abgeschlossenen Vertrag aufhob. Ich dachte daher, da ich meine historisch-kritische Einleitung in das alte und neue Testament angefangen hatte, gar nicht mehr daran, eine theologische Encyklopädie und Methodologie zu schreiben. Allein, weil die Ankündigung einmal in dem Leipziger Meßkatalog gestanden war, so veranlaßte dieß von verschiedenen Seiten her wiederholte Anfragen an mich und erinnerten mich an mein früheres, bereits vergessenes Vorhaben. Endlich kam mir selbst die hiesige berühmte Palm- und Enk'sche Universitätsbuchhandlung mit dem Anerbieten entgegen, diese Schrift in ihren Verlag zu nehmen. Von dem Gedanken, ein Compendium zu schreiben, war ich aber jetzt abgekommen, weil unterdessen das sehr brauchbare Planck'sche Compendium erschienen war. Ich gab also mein Versprechen nur zur Ausarbeitung eines Handbuches der theologischen Encyklopädie und Methodologie, welches natürlich von einem größern Umfange sein muß, als ein bloßes Compendium.

Das ist die Genesis dieses neuen Buches, welches ich unter das theologische Publicum mit der Bitte um eine freundliche Aufnahme und billige Beurtheilung ausgehen lasse. Wir besitzen zwar an den hieher gehörigen Werken Rössel't's, Planck's und Franke's sehr

schäzbare Schriften von dem ausgedehnteren Umfange, wie das meinige auch werden wird; aber für die Idee, wie ich mir eine theologische Hodogetik gedacht habe, haben sie im Verhältnisse zu dem gewöhnlichen Betriebe des theologischen Studiums auf Universitäten, und auch nachher noch, nicht Reichhaltigkeit genug, und Verschiedenheit des Plans und der Anlage machte also dieses mein Buch von allen diesen, mit Recht belobten, Werken verschieden, und dasselbe kann neben ihnen recht einträchtlich bestehen. Man wird auch finden, daß ich sie hin und wieder benüzt habe.

Ich habe mir bei der Entwerfung meines Plans die theologischen Grund- und praktischen Wissenschaften, welche das eigentliche theologische Studium, oder das theologische Studium im engern Sinne begreifen, in ihren wesentlichen Berührungen anderer Wissenschaften gedacht, und diese sind entweder solche, welche bei dem theologischen Studium zur Hilfe nothwendig sind, oder welche zur Vorbereitung auf dasselbe dienen, und gleichsam die Prämissen des theologischen Studiums sind. Ich glaubte sie aber nicht, wie fast gewöhnlich in den theologischen Encyklopädien geschieht, bloß kurz andeuten, sondern näher charakterisiren, ihr Verhältniß zu den eigentlichen theologischen Wissenschaften genau angeben, sie also mit einer gewissen Ausführlichkeit behandeln zu müs-

sen, die aber doch, wie der zweite Band den Beweis geben wird, jener bei weitem nicht gleich kommt, mit welcher die eigentlichen theologischen Wissenschaften behandelt zu werden verdienen, weil diese immer der Kern einer theologischen Wissenschaftskunde bleiben müssen. Auch glaubte ich bei den Vorbereitungs- und Hilfswissenschaften nicht minder, als wie bei den Fundamental- und praktischen Wissenschaften der Theologie, die Literatur mit einer solchen Vollständigkeit, wie sie die Natur einer theologischen Wissenschaftskunde fordert, das heißt, in einem solchen Maaße angeben zu müssen, welches auf der Einen Seite nicht das zu wenig, und auf der andern Seite nicht das zu viel überschreitet. Zu dem Allem bestimmten mich neunzehenjährige akademische Erfahrungen, daß auf unsern meisten Universitäten von unsern jungen Theologen die allgemeine Wissenschaftskunde und die allgemeine Literaturgeschichte, so wie insonderheit die theologische Literaturgeschichte, wo nicht ganz vernachlässiget und zurückgesetzt, doch nicht mit der Allgemeinheit betrieben werden, wie es eigentlich geschehen sollte. Daher ist denn in diese theologische Wissenschaftskunde nicht nur aus der allgemeinen Wissenschaftskunde so viel aufgenommen, was dem Theologen aus derselben, so wie aus der ihr zur Seite stehenden allgemeinen Literaturgeschichte zu wissen Noth thut, sondern dieses encyklopädische Werk sollte sogleich auch die Stelle eines compendia-

rischen Handbuches der theologischen Literatur vertreten.

Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, diesen Plan wenigstens einigermassen zu realisiren. Das Vollkommene ist in keiner Art der Dinge auf Erden zu suchen, sagt ein Apostel des Herrn, und daß es Nichts Menschliches giebt, was man allen Menschen recht machen könne, sagt zwar kein Apostel, aber die Erfahrung bestätiget es doch auch als wahr. Daß also dieses Buch, so wie jedes andere menschliche Buch, dem gelehrten, competenten Beurtheiler Unvollkommenheiten darbieten wird, kann der Verfasser desselben voraussehen; aber er darf sich doch auch das Bewußtsein geben und dasselbe öffentlich äussern, daß er es mit dem pünctlichsten Fleiße ausgearbeitet habe, und darf die Hofnung in sich aufkommen lassen, daß der Zwek, zu dem es geschrieben ist, nicht verfehlt sei.

In den literarischen Angaben mögen in Ansehung der Bändezahl, der Auflagen und der Jahreszahl der Erscheinung manche kleine Berichtigungen zu machen sein, die ich in den Zusätzen zu diesem Bande noch nicht alle zu geben im Stande war; es mögen auch hier mehrere Druckfehler sich eingedrungen haben, die mir bei der Correctur der kleinen Notenschrift entgangen sind. In diesen Zusätzen habe ich auch einige nach dem Abdrukke erst erschienene oder in Umlauf gekommene bedeutende

Schriften nachgetragen, so wie einige zufällige Auslassungen, worunter vornehmlich die mir erst vor Kurzem bekannt gewordene Schrift des Herrn Oberconsistorial- und Oberschulrath Niethammers über die Pasigraphik gehört, welche das allgemeine Urtheil über diese problematische Idee festgestellt zu haben scheint.

Der zweite Band wird etwas stärker werden, als dieser erste, weil eine Ungleichheit der Bände unvermeidlich war, der Verfasser müßte sich denn, was wahrscheinlich nicht zur Zufriedenheit seiner Leser geschehen wäre, erlaubt haben, die Hilfswissenschaften zerstückelt, halb im ersten Bande, und halb im zweiten Bande, worin auch noch die pädeutischen und practischen Wissenschaften der Theologie abgehandelt werden, zu geben.

Emskirchen bei Erlangen, auf einer Ferienreise, am heiligen Osterabend, 1821.

Dr. Bertholdt.

---

Inhalt

# Inhalt dieses Bandes.


## Eingang.

§. 1. Begriff einer Wissenschaft.

§. 2. Innere Merkmale einer Wissenschaft.

§. 3. Aeussere Merkmale einer Wissenschaft.

§. 4. Wissenschaftliches Studium.

§. 5. Nothwendigkeit und Nützlichkeit des wissenschaftlichen Studiums.

§. 6. Wissenschaftskunde oder Encyklopädie.

§. 7. Allgemeine Wissenschaftskunde oder Encyklopädie der Wissenschaften.

§. 8. Besondere Wissenschaftskunde.

§. 9. Theologische Encyklopädie.

§. 10. Methodologie, überhaupt genommen.

§. 11. Theologische Methodologie.


**

§. 12. Nothwendige Verbindung der theologischen Encyklopädie und Methodologie mit einander.

§. 13. Zweck der theologischen Wissenschaftskunde oder theologischen Encyklopädie im vollen Sinne.

§. 14. Nutzen der theologischen Wissenschaftskunde.

§. 15. Eintheilung der theologischen Wissenschaften.

## Erster Haupttheil

## der theologischen Wissenschaftskunde.

## Theologische Propädeutik.

### Eingang.

§. 16. Grundbedingungen des theologischen Studiums.

§. 17. Akademisches Leben.

§. 18. Allgemeine Propädeutik.

### Abhandlung der theologischen Propädeutik.

§. 19. Theologische Propädeutik und Eintheilung derselben.

#### Erster Abschnitt.

#### Philologische Vorwissenschaften.

§. 20. Begriff der Philologie.

§. 21. Die Linguistik.

§. 22. Ursprung der Sprache.

§. 23. Ursprache der Welt.

§. 24. Ursprung der Schrift. Bilderschrift.

§. 25. Symbolische Graphik. Hieroglyphik oder Hieroglyphenschrift.

§. 26. Die Sylbenschrift.

§. 27. Die Buchstabenschrift.

§. 28. Alter der Buchstabenschrift.

§. 29. Aelteste leichte und biegsame Materiale, auf die man mit Buchstabenschrift schrieb.

§. 30. Das Uralphabet und seine nächsten Abarten.

§. 31. Die älteste Schreibart.

§. 32. Die Paläographie.

§. 33. Allgemeine Grammatik, oder philosophische Sprachlehre.

§. 34. Pasigraphie und Pasiphrasie.

§. 35. Die alten Sprachen.

§. 36. Die klassischen Sprachen. Ob die Kenntniß derselben dem Theologen absolut nöthig sei?

§. 37. Die griechische Sprache insonderheit.

§. 38. Die lateinische Sprache insonderheit.

§. 39. Von den neuen Sprachen überhaupt.

§. 40. Die deutsche Sprache.

§. 41. Die französische Sprache.

§. 42. Die englische Sprache.

§. 43. Die italienische Sprache.

---

## Zweiter Abschnitt.

## Historische Vorwissenschaften.

§. 44. Begriff der Geschichte.

§. 45. Eintheilung der Geschichte im engern Sinne.

§. 46. Historische Kritik.

§. 47. Historiographie.

§. 48. Pragmatismus der Geschichte.

§. 49. Philosophie der Geschichte.

§. 50. Regulativ der Geschichte.

§. 51. Hilfswissenschaften der Geschichte.

§. 52. Die allgemeine Weltgeschichte.

§. 53. Theilwissenschaften der Universalhistorie.

§. 54. Die Völker- und Staaten-Geschichte.

§. 55. Biblische Völker- und Staaten-Geschichte.

§. 56. Geschichte des israelitischen Volkes insonderheit.

§. 57. Die vaterländische Geschichte.

§. 58. Geschichte der alten Welt.

§. 59. Spätere römische und byzantinische Geschichte.

§. 60. Geschichte des Mittelalters.

§. 61. Die neuere Geschichte.

§. 62. Geschichte der Menschheit.

§. 63. Geschichte der Cultur und der Wissenschaften und Künste.

§. 64. Geschichte der Literatur.

§. 65. Allgemeine Religionsgeschichte.

§. 66. Allgemeine alte Mythengeschichte.

§. 67. Vaterländische Religionsgeschichte.

---

## Dritter Abschnitt.

## Philosophische Vorwissenschaften.

§. 68. Begriff und Umfang der Philosophie.

§. 69. Verhältniß der Philosophie zur Theologie.

§. 70. Philosophische Wissenschaften.

§. 71. Die Logik.

§. 72. Die Metaphysik.

§. 73. Die reine und empirische Psychologie.

§. 74. Allgemeine Anthropologie.

§. 75. Ethik, philosophische Moral oder Moralphilosophie. Moraltheologie.

§. 76. Die Religionsphilosophie.

§. 77. Die empirische Kosmologie.

§. 78. Naturphilosophie.

§. 79. Physik oder Naturlehre.

§. 80. Naturgeschichte.

§. 81. Die Aesthetik.

§. 82. Die allgemeine Rhetorik oder Redekunst.

§. 83. Die Pädagogik und Didaktik.

§. 84. Die Diätetik.

§. 85. Die Geschichte der Philosophie.

---

Ein=

# Eingang.

## §. 1.

### Begriff einer Wissenschaft.

Ein jedes Aggregat oder ein jeder Zusammentrag mit dem Verstande und der Vernunft erkennbarer Sätze, welche sämmtlich in einer natürlichen und nothwendigen Beziehung auf einen und denselben Hauptgegenstand und mithin in einer Realverwandtschaft mit einander stehen, und ein organisches d. h. nach einem obersten Princip logisch geordnetes Ganzes ausmachen oder constituiren, nennt man eine Wissenschaft oder eine Disciplin, Doctrin; den Hauptgegenstand einer jeden Wissenschaft oder den Kern derselben, um welchen das Einzelne nur gleichsam die Schaale herum ist, nennt man das wissenschaftliche Object. Hieraus ist also der objective Character aller Wissenschaften erkennbar.

## §. 2.

### Innere Merkmale einer Wissenschaft.

Eine jede Wissenschaft muß daher ein bestimmtes und genau abgemessenes Object haben, und obgleich dieses aus vielen Einzelheiten bestehen d. h. ein Mannichfaltiges sein kann, so muß doch alles Einzelne von gleicher Art sein, und so zusammengestellt, geordnet

und verbunden werden können, daß ein zusammenstimmendes, nach logischen Regeln geordnetes Ganzes, ein System daraus wird.

Anm. In der Verbindung und Scheidung der wissenschaftlichen Stoffe wurde in den vorigen Zeiten, vornehmlich von den Theologen sehr gefehlt. Wie überlastet hat man nicht z. B. die Hermeneutik, indem man die ganze biblische Critik und manches in die biblische Isagogik Gehörige in dieselbe hineinzogen. Eben so wurden nicht selten in die biblische Isagogik manche derselben fremde Gegenstände gebracht. Die Moral überfüllte man mit Sachen, welche eigentlich in die praktische Glaubenslehre oder in die Asketik gehören, wovon erst ganz neuerlich Herr Dr. de Wette ein Beispiel gegeben hat. In Schröckhs christlicher Kirchengeschichte findet man zugleich eine allgemeine Weltgeschichte, eine Geschichte der Cultur, Wissenschaften und Künste ꝛc., in manchem Lehr- und Handbuch des Kirchenrechts liegt der halbe Theil der geschichtlichen Jurisprudenz. Es ist zwar alles, was gut gesagt und dargestellt ist, gut und schätzbar, wo es auch immer stehen mag; aber Alles hat nur Einen Ort, wo es seinem Object nach hingehört. Durch die Vermengung der Wissenschaften wird ihr innerer Zusammenhang zerstört und ihr Studium erschwert. Es gilt auch hier das *suum cuique*.

## §. 3.

### Aeussere Merkmale einer Wissenschaft.

Das Object einer Wissenschaft ist also ein Gegebenes; ein jedes Gegebene setzt aber ein Gebendes voraus. Es muß also eine jede Wissenschaft ihre Quellen haben, aus welchen sie abgeleitet wird. Es läßt sich aber leicht denken, daß aus diesen Quellen nicht zu allen Zeiten auf die nämliche Weise geschöpft worden

ist, wodurch nothwendiger Weise die Wissenschaft einer verschiedenen Behandlung ausgesetzt wurde. Folglich hat auch eine jede Wissenschaft ihre eigene Geschichte und ihre eigene Literatur. Indessen muß sich doch erkennen und bestimmen lassen, welche Art und Weise die leichteste und beste sei, wie eine Wissenschaft aus ihren Quellen abgeleitet und auf ihrem eigenen Grunde aufgeführt und zu einem systematischen Ganzen ausgebildet werden kann. Es hat demnach eine jede Wissenschaft auch ihre Architektonik und Plastik. Von der guten innerlichen Anlage und richtigen äusserlichen Ausführung einer Wissenschaft wird die Leichtigkeit, sie zu studiren, bedingt; die Regeln dazu müssen hiernach ermessen und bestimmt werden; mithin hat jede Wissenschaft auch ihre eigene Methodik. In diesen vier Stücken liegt der formale Character einer Wissenschaft.

## §. 4.

### Wissenschaftliches Studium.

Sucht man nun irgend einen mit dem Verstande und der Vernunft erkennbaren Gegenstand, welcher eine Wissenschaft constituirt, nach seinem ganzen Umfange und nach der systematischen Verbindung seiner einzelnen Bestandtheile, aus seinen Quellen, mit Erforschung der ältern und neuern Behandlungsart desselben, nach der besten und richtigsten Methode für sich subjectiv zu machen, das heißt, zu seiner innern Anschauung zu bringen und in seine Erkenntniß aufzunehmen, so heißt das eine Wissenschaft studiren, und hierin liegt das Wesen des wissenschaftlichen Studiums.

Anm. Entgegengesetzt dem wissenschaftlichen Studium einer Wissenschaft ist das empirische, welches durch Uebung geschieht. Der gemeine Feldmesser erlernt die Geometrie durch die Praxis, eben so der gemeine Wundarzt die Chirurgie, der Volksschullehrer desgleichen die Religionslehre. Das bringt ein Wissen, welches bloß aus dem Thun oder der Erfahrung hervorgehet, dessen Angemessenheit sich nicht auf die Einsicht der Gründe, sondern bloß auf die Sicherheit und Gewißheit des Erfolgs gründet. Solche Empiriker sind also eigentlich bloß Maschinen oder Automaten, die von andern in Bewegung gesetzt werden, ein Körper ohne Geist. Wie groß hiedurch die Vortheile und Vorzüge des wissenschaftlichen Studiums in jeder Art erscheinen, darf nicht erst bemerkt werden.

## §. 5.

### Nothwendigkeit und Nützlichkeit des wissenschaftlichen Studiums.

Würde man also die wissenschaftlichen Studien aufgeben wollen, so würde man, da doch Verstand und Vernunft in dem Menschen einmal nicht vertilgt werden können, zwar dennoch allerlei wissen, allein weiter kein Bewußtsein haben, als daß man es weiß. Man würde sich nicht sagen können, woraus oder woher man es weiß, nicht angeben können, aus welchen Gründen man es weiß, nicht nachweisen können, warum man es sich gerade in dieser Art und in dieser Verbindung, und nicht in einer andern, als wahr und richtig denkt, und man würde sich keine Rechenschaft geben können, ob man auf die gehörige, der Sache angemessene Weise zur Kenntniß desselben gelangt sei. Die Folge würde also eine allgemeine Kurzsichtigkeit des Geistes sein, und ist es unbestreitbar richtig, daß jedes Gute den Saamen zu ei-

nem höherem Guten in sich trägt, so wie jedes Böse den Keim zu einem mehr Bösen schon in sich entknospet oder entfaltet enthält, so müßte nothwendiger Weise durch Ertödtung der Wissenschaftlichkeit unter den Menschen die freie, mit Selbstdenken verbundene, Bestrebsamkeit des Geistes endlich aufhören und die Menschheit gienge ihrem Verfalle mit den schnellsten Schritten entgegen. Die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des wissenschaftlichen Studiums ist also einleuchtend, weil sie die Bedingung der Erhaltung der wahren menschlichen Würde und der Hebel alles menschlichen Fortschreitens zum Bessern und Edlern, das sicherste Mittel zur menschlichen Vervollkommnung ist.

Anm. Wie übel es mit der Welt und Menschheit, nicht bloß in intellectueller, sondern zugleich in moralischer Hinsicht, stehen würde, wenn die Mystiker der schlimmern Art, welche ihren Bannstrahl auf alle wissenschaftliche Beschäftigungen werfen, irgend einmal die Oberhand bekommen hätten oder noch bekämen, läßt sich hieraus abnehmen, ohne daß eine weitere Auseinandersetzung der Sache nothwendig wird. Will man das Reich des Erkennbaren oder, was hier dasselbe ist, die Welt und ihre Grundursache zu dem Guckkasten einer überspannten und verwilderten Einbildungskraft und eines verzerrten innerlichen Gefühls oder innern Anschauungsvermögens machen, was wird man da sehen? Zerrbilder! Die Wahrheit, da man sie ihrer äusserlichen Haltpuncte beraubt hat, ist versunken in das Meer leerer Einbildungen, die nach der persönlichen Verschiedenheit der Personen wechseln. Wahrheit, richtige, und zugleich würdige, Erkenntniß kann im Kreise der Menschen nur sein, wenn Verstand und Vernunft die Oberherrschaft über alle andere Kräfte führen, wenn Wissenschaftlichkeit gepflegt, wenn wissenschaftliche Studien getrieben werden.

## §. 6.

### Wissenschaftskunde oder Encyklopädie.

Dem ganz vollständigen Studium der Wissenschaften, welches auf die genaueste Kenntniß aller ihrer einzelnen Theile und ihrer gegenseitigen Verbindung gerichtet ist, kann aber ein Studium derselben vorausgehen, welches sich bloß mit der Erforschung ihres Begriffes, Inhaltes und Geistes, ihres Umfanges und ihrer Gränzen, Unterscheidung ihrer wesentlichen Theile, Bestimmung ihres Zusammenhanges miteinander, Beleuchtung der eminentesten Puncte, Erforschung der Quellen, Darlegung der Hilfsmittel, Geschichte ihrer Entstehung, Fort- oder Rück- oder Ausbildung und mit der Beschreibung der Art und Weise ihres zweckmäßigen Studiums begnüget. Ein solches wissenschaftliches Studium giebt zwar keine genaue umfassende Erkenntniß der Wissenschaften, aber doch eine Kunde derselben. Man nennt daher die Sache Wissenschaftskunde oder Encyklopädie, welcher ausländische Name aber weit früher im Gebrauche gewesen ist, als jener deutsche. Er ist zusammengesetzt aus παιδεία *institutio* und κύκλος *orbis*, und ist so viel als ἐγκύκλιος παιδεία oder παιδεία ἐν κύκλῳ *institutio in orbem*, eine die Wissenschaften im Umriß gebende oder darstellende Unterweisung. Der deutsche Name: Wissenschaftskunde ist angemessener, weil er mehr ausdrückt und auch bestimmter ist. Denn der Name Encyklopädie bezieht sich seiner Natur nach eigentlich bloß auf das Materielle der Wissenschaften und man kann den Namen

gebrauchen, wenn man auch von der formellen Beschaffenheit, Oeconomie, Geschichte und Literatur der Wissenschaften und der Methodik ihres Studiums ganz absieht. Daher haben wir denn in Frankreich von Diderot und seinen Mitarbeitern die berüchtigte Encyclopédie ou dictionaire raisonné des sciences, des Arts et des Metiers, Paris, 1751—63. 27 voll. und 6 voll. Kupfer, in Fol., ferner die Encyclopédie methodique par ordre des Matières, Paris, 1783 ff. 60 voll. in 4. und in Deutschland die teutsche Encyklopädie oder allgemeines Realwörterbuch aller Künste und Wissenschaften, Frankf. a. M. von 1778. 8., bis jetzt noch nicht vollendet, von Ersch und Gruber und ihren zahlreichen Mitarbeitern schon mehrere Theile einer allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, Leipzig, von 1817. an, in 4., oder, was Werke sind, die sich bloß auf ein einzelnes wissenschaftliches Fach einschränken, von Joh. G. Krünitz und seinen Fortsetzern die ökonomisch-technologische Encyklopädie, Berlin 1781 ff., bis jetzt schon weit über 100 Bände, in 8., und die biblische Encyklopädie oder exegetisches Realwörterbuch über die sämmtlichen Hilfswissenschaften des Auslegers, nach den Bedürfnissen jetziger Zeit. Gotha, 1793—1798. 4 Bde, in 4. erhalten.

Anm. Konopack über den Begriff und Zweck einer Encyklopädie im Allgemeinen und der Rechtswissenschaften insonderheit. Halle, 1800. 8. S. 10 ff. Joh. Woweren de Polymathia, cap. II. Bei den Griechen bezeichnete ἐγκύκλιος παιδεία den Cyclus von Wissenschaften und Künsten, die jeder freie Grieche erlernte. Von ἐγκύκλιοις παιδευμασι,

sprechen aber schon Aristoteles und Plutarch; jener Ausdruck verdrängte aber diesen im gemeinen Gebrauche. Unter den Lateinern sprechen von der ἐγκύκλιος παιδεία Vitruv (*de Architectura*, B. 1. K. 6. und B. 6. praef.) und Quinctillian giebt ziemlich deutlich zu erkennen, was man darunter verstanden hat: *Instit. orat.* I, 10. Haec de grammatica, quam *breuissimo* potui, non vt omnia dicerem sectatus, quod intinitum erat, sed vt maxime necessaria; nunc de ceteris artibus, quibus instituendos, prius quam tradantur rhetori, pueros existimo, strictim subjungam, vt efficiatur *orbis* ille *doctrinae*, quam Graeci ἐγκύκλιον παιδείαν vocant. Diesen Cyclus machten also die sogenannten sieben freien Künste (artes ingenuae, liberales, entgegengesetzt waren ihnen die artes seruiles, Beschäftigungen, meist mechanische Arbeiten, welche der Sklave erlernte) aus. Das Wort artes wurde hier nicht so eingeschränkt, wie gewöhnlich, genommen; sondern es schloß auch Wissenschaften mit ein. Denn die sieben freien Künste waren: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Dieser Kreis von Wissenschaften wurde späterhin in das Triuium und Quadriuium vertheilt, und als man nachmals die Schranken desselben verließ, so gab man der ἐγκύκλιος παιδεία der Alten bald einen weitern, bald einen engern Begriff. Joh. Heinr. Alsted, Professor der Philosophie und Theologie, zuerst zu Herborn und zuletzt zu Weissenburg in Siebenbürgen, gab sowohl eine Encyclopaedia Philosophiae, Herb. 1630. 2 Bde. in Fol., als eine Encyclopaedia omnium scientiarum, Lugd. Batau. 1640. 4 Bde. in Fol., heraus. Indessen das Wort Encyclopädie konnte doch nicht eher zu gemeinem Gebrauche gelangen, als bis es durch die oben angeführte französische und teutsche Encyklopädie in Ruf kam. Seit der Zeit hat es sich auf dem Felde aller Wissenschaften festgesetzt und auch erhalten, bis Einige angefangen haben, den von Eschenburg zum ersten Male in einer

öffentlichen Schrift gebrauchten, angemessenen Ausdruck Wissenschaftskunde einzuführen; denn nach dem Begriffe, welchen man in den neuern Zeiten mit der Encyklopädie verbindet, ist sie die Wissenschaft der Wissenschaften.

## §. 7.

## Allgemeine Wissenschaftskunde oder Encyklopädie der Wissenschaften.

Da alle Wissenschaften im Zusammenhange mit einander stehen, weil sie alle von Einem Princip, von dem menschlichen Verstande ausgehen und auf die Realisirung des höchsten Endzweckes des menschlichen Daseins hinstreben, so lassen sich dieselben sehr füglich als ein Ganzes zusammenstellen. Dieß geschieht in der allgemeinen Wissenschaftskunde oder Encyklopädie der Wissenschaften, von welcher der schon genannte Alsted den ersten angeführten Versuch geliefert hat. In ältern und neuern Zeiten hat man sie auch unter andern Namen, nämlich unter dem Namen der Polymathie, Polyhistorie, der Einleitung in die gesammte Gelehrsamkeit, eines Abrisses der Gelehrsamkeit, eines Systems der Wissenschaften, einer allgemeinen Wissenschaftslehre ꝛc. bearbeitet.

Joh. Lud. Vives *de disciplinis libri* XX. Antwerp. 1531. 8. besteht eigentlich aus drei verschiedenen Schriften: *De causis corruptarum artium lib. VII.*, *de tradendis disciplinis lib. V.* und *de artibus libri VIII.*

Francs. Baconis de Verulamio *de dignitate et argumentis scientiarum lib. IV.* Lugd. Bat. 1645. 12.

J. H. Alstedii *Encyclopaedia omnium scientiarum.* Herb. 1630. 2 Voll. Fol.

D. G. Morhofii *Polyhistor.* Lubecae, 1747. 2 Voll. 4.

Joh. Matth. Gesneri *primae lineae Isagoges in eruditionem vniuersalem*, Goett. et Lips. 1756. 8. *Edit. III. cum praefatione* Chr. Gottl. Heyne, 1786. *Accedunt praelectiones ipsae per* Joh. Nic. Niclas. T. I. II. Lips. 1774. 1775. 8. Edit. II. Lips. 1784.

Joh. G. Sulzers kurzer Begriff aller Wissenschaften und Künste. Zweite, ganz veränderte, Ausgabe, Frankf. und Leipz. 1759. Sechste Ausg. 1790. 8.

J. G. Adelungs kurzer Begriff menschlicher Fertigkeiten und Kenntnisse. Leipz. 1778—1781. 4 Bde. 8.

G. S. Klügels (und seiner Mitarbeiter) Encyklopädie oder zusammenhängender Vortrag der gemeinnützigsten Kenntnisse. Berlin, 1782 ff. 4 Thle. 8. 2te umgearb. und verm. Ausg. Berlin, 1792—1794. 5 Thle. 8.

C. H. Schmids Abriß der Gelehrsamkeit. Berlin, 1783. 8. Ebenderselbe über Classification und Rangordnung der Wissenschaften, im Gothaischen Magazin, B. 2. S. 231 ff.

Joh. Ch. Meinecke *Synopsis eruditionis vniuersae.* Quedl. 1783. 8.

J. G. Bühle's Grundsätze einer allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften. Lemgo, 1790. 8.

J. F. Zöllners allgemeine Uebersicht des menschlichen Wissens. Berlin, 1790. 8.

J. J. Eschenburgs Lehrbuch der Wissenschaftskunde. Braunschweig, 1792. Dritte verbesserte Auflage, 1809. 8.

S. S. Witte's akademische Encyklopädie und Methodologie. (Göttingen) 1793. 8.

W. T. Krugs Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften. Wittenberg u. Leipzig, 1796. 1797. 2 Thle. 8., wozu als dritter Theil ge-

hört das encyklopädische Handbuch der wissenschaftlich-scientifischen Literatur. Erstes Heft, die encyklopädisch-philologische Literatur enthaltend. Verfaßt von W. T. Krug. 1804. Drittes Heft, die encyklopädisch-mathematische Literatur enthaltend. Verfaßt von E. F. Wrede. 1811. Viertes Heft, die encyklopädisch-philosophische Literatur enthaltend. Verfaßt von W. T. Krug. 1813. Fünftes Heft, die encyklopädisch-anthropologische Literatur enthaltend. Verfaßt von ebendemselben. 1805. Sechstes Heft, die encyklopädisch-physikalische Literatur enthaltend. Verfaßt von E. F. Wrede und F. B. Weber. 1806. Siebentes Heft, die encyklopädisch-medicinische Literatur enthaltend. Verfaßt von Iman. Meyer. 1805. Achtes Heft, die encyklopädisch-juristische Literatur enthaltend. Verfaßt von K. S. Zachariä. 1806. Neuntes Heft, die encyklopädisch-theologische Literatur enthaltend. Verfaßt von W. T. Krug. 1805. 8. (Das zweite Heft, welches die encyklopädisch-historische Literatur enthalten soll, ist zur Zeit noch im Rückstande).

Desselben Versuch einer neuen Eintheilung der Wissenschaften. Züllichau, 1805. 8.

F. Straß's Versuch einer allgemeinen Einleitung in die Wissenschaftskunde. Magdeburg, 1806. 8.

Hefters philosophische Darstellung eines Systems aller Wissenschaften, oder einer allgemeinen Wissenschaftslehre. Leipz. 1806. 8.

H. C. Töpfers encyklopädische Generalcharte aller Wissenschaften und schönen Künste nach ihren Haupttiteln, entworfen zum Vortrage der Encyklopädie nach Kantischen Ideen; gestochen von W. von Schlieben. Leipz. und Langensalza, 1806. Fol.

K. F. Burdachs Organismus menschlicher Wissenschaft und Kunst. Leipzig, 1809. 8.

Ch. J. Kraus's encyklopädische Ansichten. Königsberg, 1809. 2 Bde. 8.

C. Chr. E. Schmids allgemeine Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften. Jena, 1810. 4.

## §. 8.

### Besondere Wissenschaftskunde.

Man hat aber nicht immer die Absicht, das ganze Feld des menschlichen Wissens zu umfassen, sondern man hält sich oft nur an ein einzelnes wissenschaftliches Fach und giebt von demselben eine encyklopädische Uebersicht. Das nennt man besondere oder Particular-Encyklopädien. Es sind wenige oder gar keine wissenschaftlichen Fächer zu nennen, welche nicht schon in den neuern Zeiten ihre speciellen Encyklopädien erhalten hätten. Selbst manche einzelne Zweige derselben wurden encyklopädisch dargestellt.

Wir haben z. B. von Fülleborn eine *Encyclopaedia philologica*, herausgegeben von Kaulfuß. Breslau, 1805. 8., von Barby eine Encyklopädie und Methodologie des humanistischen Studiums oder der Philologie der Griechen und Römer. Thl. 1. Berlin, 1805. 8., von Wolf eine Darstellung der Alterthumswissenschaft (im Museum der Alterthumswissenschaft, B. 1. St. 1. Berlin, 1807. 8.), von Schönemann einen Grundriß einer Encyklopädie der historischen Wissenschaften. Göttingen, 1799. 8., von Fabri eine Encyklopädie der historischen Hilfswissenschaften. Erlangen, 1808. 8., von J. G. Heynig einen Versuch einer Propädeutik

oder Vorwissenschaft der Geschichte. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Schleusingen, 1813. 8., von F. Rühs einen Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums. Berlin, 1811. 8., von Eberhard eine Abhandlung von dem Begriffe der Philosophie und ihren Theilen. Berlin, 1778. 8., von Heydenreich eine encyklopädische Einleitung in das Studium der Philosophie. Leipz. 1793. 8., von Heusinger einen Versuch einer Encyklopädie der Philosophie. Weimar, 1796. 8., von Abicht eine Encyklopädie der Philosophie. Frankfurt a. M., 1804. 8., von Hegel eine Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Heidelberg, 1817. 8., von Busch eine Encyklopädie der historischen, philosophischen und mathematischen Wissenschaften. Hamburg, 1775. 8., von demselben bloß eine Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften. Zweite vermehrte Auflage. Hamburg, 1795. 8., von Rosenthal eine Encyklopädie aller mathematischen Wissenschaften. Gotha, 1794 ff. 3 Bde. 8., von von Schlieben einen Versuch einer Encyklopädie der militärischen Wissenschaften. Leipz. 1810. u. 1811. 2 Bde. 8., von M. Herz einen Grundriß aller medicinischen Wissenschaften. Berlin, 1782. 8., von Selle eine Einleitung in die Natur- und Arznei-Wissenschaft. Berlin, 1787. 8., von Metzger eine Skizze einer medicinischen Encyklopädie. Leipz. 1804. 8., von Burdach eine Propädeutik zum Studium der gesammten Heilkunde. Leipzig, 1801. 8., von Pütter eine juristische Encyklopädie und Methodologie. Göttingen, 1767. 8., von Tafinger eine Encyklopädie und Geschichte der Rechte von Deutschland. Neue Aufl. 1800. 8., von Schott einen Entwurf einer juristischen Encyklopädie und Methodologie.

Sechste Auflage, Leipz. 1796. 8., von Thibaut eine juristische Encyklopädie und Methodologie. Altona, 1797. 8., von Hugo ein Lehrbuch der juristischen Encyklopädie. Dritte Auflage, Berlin, 1806. 8., von Hufeland einen Abriß der Wissenschaftskunde und Methodologie der Rechtsgelehrsamkeit. Jena, 1798. 8., von Hummel eine Encyklopädie des gesammten positiven Rechts. Gießen, 1804. u. 1806. 2 Bde. 8., von Wenck ein Lehrbuch der Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaften. Leipz. 1810. 8., von Gründler Institutionen des Rechts. Enthaltend die Einleitung, Encyklopädie und Methodologie des Rechts. Erlang, 1809. 8., von Rössig einen Entwurf einer Encyklopädie und Methodologie der gesammten Staatswissenschaften und Hilfswissenschaften. Leipz. 1797. 8., von Niemann einen Abriß des sogenannten Cameralstudiums. Kiel, 1792. 8.

## §. 9.

### Theologische Encyklopädie.

Bei diesem erweiterten und vereinzelten Gang, welchen die encyklopädischen Studien nehmen, durfte natürlich die Theologie nicht verwaiset bleiben. Sie erhielt auch nicht weniger besondere Encyklopädien, als vielleicht jedes andere wissenschaftliche Fach; nur traten nicht alle Schriften dieser Art gerade unter diesem Namen in das theologische Publicum ein. Schon lange vorher, ehe der Name Encyklopädie gebräuchlich wurde, hat man aber den Inbegriff der theologischen Wissenschaften, was man unter Theologie in der literarischen Bedeutung des Wortes versteht, encyklopädisch dargestellt, bald unter dieser, bald unter jener Benennung. Jedoch diese äl-

tern Werke, obgleich die meisten noch immer schätzbar sind, enthalten theils mehr, theils weniger, was in eine theologische Encyklopädie gehört, wenn ihre Gränzen richtig bestimmt werden. Diese Gränzen deutet, so wie zugleich die innere Natur dieser Wissenschaft, welchen Namen man wohl ihr nicht absprechen darf, die angemessenere deutsche Benennung: theologische Wissenschaftskunde schon ziemlich klar an, nur darf man nicht bloß an die Grundwissenschaften und praktischen Wissenschaften der Theologie denken, sondern man muß auch die Vorbereitungs- und Hilfswissenschaften mit einschließen, weil das Studium der Grundwissenschaften und die Anwendung derselben in Lehr- und Kirchenämtern einen bestimmten Umkreis von besondern Vorkenntnissen und Hilfskenntnissen voraussetzen.

Des. Erasmi *ratio siue methodus compendio perueniendi ad veram Theologiam.* Basil. 1518. 8. Recensuit et illustrauit Joh. Sal. Semler. Halae, 1782. 8.

*De recto formando Theologiae studio* libri IV. Andr. Hyperio auctore. Basil. 1556. Edit. IV. 1582. 8.

Joh. Fried. Buddei *isagoge historico-literaria ad Theologiam vniuersam singulasque eius partes.* Lips. 1727. nouis supplementis aucta. Lips. 1730. 2 Thle. 4.

Joh. Christ. Koecheri *Conspectus theologiae vniuersae.* Guelpheth. 1749. 8.

Joh. G. Walchs Einleitung in die theologischen Wissenschaften. 2te Ausg. Jena, 1753. 8.

Joh. Chrph. Beckii *Synopsis institutionis vniuersae theologiae.* Basil. 1765. 8.

Versuch einer theologischen Encyklopädie und Methodologie. Leipzig, 1779. 8.

J. G. Herders Briefe, das Studium der Theologie betreffend. Weimar, 1780. 2 Bdchen, 8. 4te Aufl. 1817. In der Müllerischen Gesammtausg. seiner Werke: zur Religion und Theologie, 1. Thl.

Lor. Fried. Leutweins theologische Encyklopädie und Methodologie. Dünkelsbühl, 1786. 8.

*Primae lineae Encyclopaediae theologiae ductae a* Sam. Mursinna. Halae, 1784. 1798. 2 Thle. 8.

Lud. Wachlers Grundriß einer Encyklopädie der theologischen Wissenschaften. Lemgo, 1795. 8.

J. A. Rösselts Anweisung zu einem gründlichen Studium der Theologie. Halle, 1791. 3 Thle. 8.

G. J. Plancks Einleitung in die theologischen Wissenschaften. Leipzig, 1790. 1795. 2 Thle. 8.

Joh. Fried. Wilh. Thyms theologische Encyklopädie und Methodologie. Halle, 1797. 8.

Joh. Aug. Heinr. Tittmanns Encyklopädie der theologischen Wissenschaften. Leipz. 1798. 8.

Joh. Ott. Thieß's Anleitung zur Bildung des öffentlichen Religionslehrers des neunzehnten Jahrhunderts. Altona, 1802. 8.

Joh. Fried. Kleukers Grundriß einer Encyklopädie der Theologie. Erster Band, Hamburg, 1800. 8.

Sim. Erhardts Vorlesungen über die Theologie und das Studium derselben. Erlangen, 1810. 8.

J. E. Chr. Schmids theologische Encyklopädie. Gießen, 1811. 8.

Friedr. Schleiermachers kurze Darstellung des theologischen Studiums. Berlin, 1811. 8.

Grundriß der theologischen Encyklopädie von G. J. Planck. Göttingen, 1813. 8.

Theologische Encyklopädie. Von G. S. Franke. Altona, 1819. 8.

Die bemerkenswerthesten Encyklopädien der katholischen Theologen sind:

*Encyclopaedia et methodologia theologica.* Scrips. Franc. Oberthür. P. I. Salisb. 1786. 8.

*Isagoge in theologiam vniuersam encyclopaedica et methodologia.* Scripsit G. Franz. Wiesner. Herbip. 1788. 8.

St. Wiest *Specimen Encyclopaediae et Methodologiae theologicae.* Edit. III. Ingolst. 1801. 8.

Kurze Einleitung in das Studium der Theologie, mit Rücksicht auf den wissenschaftlichen Standpunct, und das katholische System. Von Joh. Seb. Drey. Tübingen, 1819. 8.

---

Vgl. I. G. Walchii *Bibliotheca theologica*, Tom. I. S. 3 — 25.

J. D. Thieß's Handbuch der neuern, besonders deutschen und protestantischen Literatur der Theologie, B. 1. S. 31 ff.

W. D. Fuhrmanns Handbuch der theologischen Literatur oder Anleitung zur theologischen Bücherkenntniß, B. 1. S. 14 ff.

Winers theologische Literatur, S. 1 fg.

## §. 10.

### Methodologie, überhaupt genommen.

Die Methodologie ist eine Anweisung, wie eine Wissenschaft auf die leichteste und beste Art studirt werden kann, von μεθοδος *ratio discendi*, und λογος *institutio*. Eine allgemeine Methodologie der Wissenschaften kann es füglich nicht geben, wenigstens ist sie zwecklos; sie führt auch nur auf die All-

wißlerei hin, die immer ein bedenkliches und mißliches Ding ist. Denn wahr ists, daß diejenigen, welche Allwißler (πανσοφοι) sein oder werden wollen, sich nur lächerlich machen. Billigerweise sollte man daher die methodologischen Unterweisungen nur auf einzelne wissenschaftliche Hauptfächer einschränken.

Anm. 1. Die Geschichte der Literatur hat zwar einen Zeitraum, in welchem man den höchsten Grad der literarischen Ehre darein setzte, in allen wissenschaftlichen Hauptfächern orientirt und wo möglich von allen Facultäten zum Doctor creirt worden zu sein. Aber die meisten von diesen Polyhistor's, wie man sie auch nennt, spielen bekanntlich in der Literaturgeschichte nur eine possierliche Rolle.

Anm. 2. Nicht alle, aber doch mehrere einzelne wissenschaftliche Fächer haben bis jetzt ihre besondern Methodologien erhalten, z. B. Fr. Creuzers akademisches Studium des Alterthums. Heidelberg, 1807. 8., Leibnitzii *noua methodus jurisprudentiae discendae docendaeque.* Francof. 1687. 12. Tafingers Versuch einer juristischen Methodologie. Tübingen, 1796. 8. S. G. Nagels kurze Anweisung zum gründlichen Studium der Arzneiwissenschaft. Stendal, 1791. 8., Fr. Hildebrand über die Arzneikunde. Erlangen, 1796. 8., Th. A. von Hagen Methodologie der gesammten Medicin. Würzburg, 1806. 8., Rüdigers akademische Laufbahn für Oeconomen und Cameralisten. Halle, 1783. 8.

## §. 11.

### Theologische Methodologie.

Eben so kann man nun auch die theologische Methodologie besonders bearbeiten, und es ist auch wirklich, aber ebenfalls, wie bei der Encyklopädie unter verschiedenen Namen und in mannichfaltiger Form und Einkleidung geschehen.

A. H. Francke *methodus studii theologici.* Halae, 1723. 8.

Joh. Lor. von Mosheims kurze Anweisung, die Gottesgelahrtheit vernünftig zu erlernen. Helmstädt, 1756. 8.

Joh. Sal. Semlers Versuch einer nähern Anleitung zum nützlichen Fleiße in der Gottesgelehrsamkeit. Halle, 1757. 8. Erster Anhang zu dem Versuche. Halle, 1758. 8. Zweiter Anhang. Halle, 1758. 8.

Desselben *Institutio breuior ad liberalem doctrinam theologicam.* Halae, 1765. 1766. 2 Partt. 8.

Joh. Gottl. Töllners Grundriß einer Anleitung zum Fleiße in der Gottesgelehrsamkeit. Frankfurt a. d. Oder, 1766. 8.

J. G. Rosenmüllers Bemerkungen, das Studium der Theologie betreffend. Erlangen, 1783. Zweite Auflage, Erlangen, 1794. 8.

Versuch über das Studium der Theologie in Rücksicht unserer Zeiten, in Briefen an einen angehenden Theologen. Leipzig, 1790 8.

(Joh. Chrstph. Schmids) Briefe an einen Jüngling, welcher Theologie studirt. Leipz. 1792. 8.

Kurze Anleitung zu einem gründlichen Studium der Theologie auf Universitäten. Berlin, 1796. 8.

Werth und Reitz der Theologie und des geistlichen Standes. Reden an deutsche Jünglinge von C. G. Sack. Berlin, 1814. 8.

## §. 12.

### Nothwendige Verbindung der theologischen Encyklopädie und Methodologie mit einander.

In der besondern Encyklopädie eines wissenschaftlichen Faches ist aber schon die Methodologie desselben

einbegriffen, weil sich die methodologische Anweisung nicht von dem encyklopädischen Umriß trennen läßt, wenn man die Encyklopädie in dem neuern Sinne (§. 6.) nimmt. Es ist daher ein bloßer Pleonasmus, wenn man noch von einer Encyklopädie und Methodologie der Theologie oder jedes andern wissenschaftlichen Faches spricht. Die (§. 9.) nahmhaft gemachten theologisch-encyklopädischen Schriften geben auch meistens schon mit der Encyklopädie zugleich die Methodologie. Die Benennung theologische Wissenschaftskunde zeigt sich auch in dieser Hinsicht angemessener, weil eine Kunde von den theologischen Wissenschaften nothwendiger Weise auch die Kenntniß ihrer richtigen Erlernung mit einschließt.

## §. 13.

### Zweck der theologischen Wissenschaftskunde oder theologischen Encyklopädie im vollen Sinne.

Der Zweck der theologischen Wissenschaftskunde oder einer theologischen Encyklopädie und Methodologie ist also, den bisherigen Bemerkungen zu Folge, der: von allen denjenigen Wissenschaften, welche das theologische Studium vorbereiten oder dabei zu Hilfe genommen werden müssen, so wie von den theologischen Grundwissenschaften selbst und denjenigen, die sie praktisch zu machen oder in Anwendung zu bringen lehren, einen allgemeinen Abriß zu geben, daß ihr Inhalt und Charakter, ihre Bildungsweise und ihre Behandlungsart erkannt werden kann.

Anm. 1. Kleuker (Einige Bemerkungen über den Begriff einer theologischen Encyklopä-

die. Kiel, 1799. 8.) hat den Begriff der theologischen Encyklopädie zu weit gefaßt, indem er behauptet, in einer theologischen Encyklopädie müsse der ganze Inhalt der christlichen Religionswissenschaft, nach allen Particularitäten und zusammenhängend, obgleich nicht ausführlich, sondern (gleichsam in nuce oder) nur cursorisch dargelegt werden. Das ist ein Irrweg, auf welchen schon manche ältere Bearbeiter der Wissenschaftskunde gerathen sind. Diese haben nämlich den Zweck des encyklopädischen Unterrichts dahin erweitert, daß man daraus die Wissenschaften schon selbst erlernen solle. Aber schon Joh. Matth. Gesner hat (in der Vorrede zu s. *Isagoge in vniuersam eruditionem*) hiegegen sein Wort erhoben, und gesagt, daß auf diese unrichtige Weise die Encyklopädie in eine scientia circulatoria ausarte (s. Franke's theologische Encyklopädie, S. 5.). Daher haben denn neuere Encyklopädisten für nöthig erachtet, zwischen formaler und materialer Encyklopädie zu unterscheiden. Allein ganz paßt diese Unterscheidung nur auf allgemeine Encyklopädien, die schlechterdings bloß formal sein müssen. Encyklopädien besonderer wissenschaftlicher Fächer müssen aber zugleich auch einigermassen materiell sein, sie müssen nämlich den Inhalt der Wissenschaft, in seine wesentlichen Theile zergliedert und nach seinen eminentesten Puncten hervorgehoben, darstellen.

## §. 14.

### Nutzen der theologischen Wissenschaftskunde.

Wenn man nicht den Werth und die Nutzbarkeit der besondern Encyklopädien erkannt hätte, so würde man sie nicht allen wissenschaftlichen Hauptfächern gegeben haben. Eine praktische Billigung und Gutheißung hat also auch die theologische Eneyklopädie und Methodologie schon für sich. Der Werth und Nutzen derse-

ben läßt sich aber nach verschiedenem Betrachte noch besonders zeigen. 1) Der Anfänger wird dadurch mit den unentbehrlichen Vor- und Hilfskenntnissen des theologischen Studiums ganz und vollständig bekannt gemacht, und erhält dadurch einen regsamen Antrieb, da, wo er noch zurück ist, noch bei Zeiten sich nachzuhelfen, und, hat er sie auch schon erworben, in ihrer Fortbildung und Erweiterung, worin man gar, bei dem fortgesetzten Ausbaue und der fortgehenden Vervollkommnung der Wissenschaften, keinen Gränzpunct festsetzen kann, immer weiter fortzustreben. 2) Eben so erhält der Anfänger dadurch einen allgemeinen systematischen Ueberblick von dem Ganzen seiner Wissenschaft, welches theils schon deswegen nöthig ist, damit er den Boden genau kennen lerne, auf welchem er stehet, und wisse, wozu sein wissenschaftliches Leben bestimmt ist, theils aber dadurch seine Nützlichkeit bewähret, daß er in den Stand gesetzt wird, die einzelnen Zweige des theologischen Studium in ihrer natürlichen Verbindung mit einander und in ihrem näheren oder ferneren Verhältnisse zum Hauptstamme, zu übersehen. Der so häufigen Planlosigkeit in der Betreibung des theologischen Studium, welche das Spätere vor dem Früheren, das Unwichtigere vor dem Wichtigeren nimmt und das Ungleichartige paart, wodurch der lobenswürdigste Fleiß oft zu einem Opfer der chaotischen Verwirrung gemacht wird, so daß er bei aller Anstrengung am Ende nichts realisirt und zum Gedeihen und zur Reife bringt, kann nicht besser vorgebeugt werden, als durch ein zweckmäßiges Studium der theologischen Encyklopädie und Methodologie. 3) Da die akademischen Jahre den Anfänger nur in die Vor-

hallen der theologischen Wissenschaften führen können, so bedarf er einer sichern Anweisung, um, nach vollbrachtem akademischen Studium, unter eigener Anleitung erst vollends in das innere Heiligthum der theologischen Erkenntniß und Gelehrsamkeit einzudringen und sich darin fest zu setzen. 4) Es wäre daher ein Irrthum, wenn man den Zweck und Nutzen des encyklopädischen Studiums der Theologie lediglich bloß auf das akademische Leben beschränken wollte. Die Wissenschaften erweitern sich in Zeiten der Ruhe und Ordnung; und ungehindert vom verderblichen äusserlichen Einflusse, gestalten sie sich nicht bloß anders, sondern auch besser; der Mann also, der mit dem wissenschaftlichen Geiste der Zeit fortschreiten will, kann sich kein besseres Mittel wählen, um von einer Zeit zur andern mit dem gegenwärtigen Stande seines wissenschaftlichen Faches und mit den Bedingungen, welche sein Zurückbleiben verhindern können, bekannt zu werden, als wenn er eine brauchbare Encyklopädie, die ihn das Zeitstudium kennen lehrt, liest und sorgfältig studirt. Wie dieß von der Encyklopädie und Methodologie eines jeden wissenschaftlichen Faches gilt, so gilt es auch insonderheit von der theologischen Wissenschaftskunde, wenn sie, was überall vorausgesetzt wird, mit der nöthigen Literatur versehen ist. Denn dadurch wird sie zu einem literarischen Anzeiger der Wissenschaft, auf dem Stande, den sie in irgend einem Zeitraume hat.

Vgl. die Theologie und ihre Encyklopädie im Verhältnisse zum akademischen Studium beider, von Daub; in den Studien, herausgegeben von Daub und Creuzer, I. 2. S. 1 ff.

Anm. Encyklopädische und methodologische Anweisungen, wenn sie nicht bloß eine compendiarische Form haben oder bloße Schematismen sind und lediglich zum Leitfaden akademischer Vorlesungen dienen sollen, sondern ins Ausführliche gearbeitet sind und das, oft schon genauer, mitgeben, was der akademische Docent über die Sache sagen wird, können daher nicht bloß für Studirende bestimmt sein, sondern ihre Bestimmung erstreckt sich zugleich auf alle Liebhaber der Wissenschaft, die mit ihrem Fortgange und ihrer Fortbildung bekannt bleiben wollen. Von den allgemeinen Encyklopädien gehört hieher die treffliche Krug'sche, von den theologischen Encyklopädieen Nösselts Anweisung zur Bildung angehender Theologen, die Plank'sche Einleitung in die theologischen Wissenschaften, und Franke's theologische Encyklopädie. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat auch diesen doppelten Endzweck zu seinem Ziele gesetzt. Er will nicht nur den Theologie eben Studirenden ein Hilfsbuch beim Anfange und in der Fortsetzung ihrer Bestrebsamkeit in den theologischen Wissenschaften auf der Akademie in die Hände geben, sondern auch zugleich denjenigen, welche ihre theologischen Studien schon vollendet haben, mit dem beständigen Fortschreiten der theologischen Wissenschaften und dessen, was zu ihrer Erkenntniß führet, bekannt bleiben wollen, und von den einzelnen literarischen Mitteln entblößt sind, wodurch sie diese Absicht erreichen könnten, besonders Landgeistlichen, die der wissenschaftlichen Welt nicht ein Lebe wohl! gesagt haben, ein Erinnerungsbuch geben, als welches sie erinnere, nicht bloß an das, was sie schon erlernt haben, um es fortdauernd zu behalten, sondern auch an das, was im Privatstudium jetzt noch zu erlernen ist, um den Forderungen des wissenschaftlichen Geistes der Zeit die Achtung zu erweisen, die ihm gebührt. Ganz besonders hatte aber der Verfasser die vielen, größtentheils schon in kirchlichen Aemtern stehenden, Theologen vor Augen, welche seit zwölf Jahren seine Vorlesungen über die theologische

Encyklopädie und Methodologie, und andere theologische Wissenschaften gehört haben. Er hofft durch das gedruckte Wort, wie ehemals durch das mündliche, den Sinn und Eifer zum theologischen Wissen aus Gründen, welches die Nachbeterei (jurare in verba Magistri) verhütet, und den Nebel übergläubiger und frömmelnder Einbildungen, der sich jetzt auf das Feld der theologischen Wissenschaften herabzulassen drohet, am besten zerstreuen kann, zu erneuern und noch mehr zu befestigen.

## §. 15.

## Eintheilung der theologischen Wissenschaftskunde.

Der Inhalt der theologischen Wissenschaftskunde, nach ihren Hauptbestandtheilen ausgemessen, läßt sich in der Formel ausdrücken: worauf, wodurch, was, und wozu? Denn sie zerfällt in folgende vier Hauptttheile:

1) Vorbereitungswissenschaften zum theologischen Studium,
2) Hilfswissenschaften zu demselben,
3) Grundwissenschaften der Theologie,
4) Praktische Wissenschaften derselben.

Anm. Da technische generelle Benennungen dem Gedächtnisse sehr zu Hilfe kommen, um das Einzelne leichter zusammenfassen und behalten zu können, so erlaubt sich der Verfasser von den Vorbereitungswissenschaften unter dem Namen der theologischen Propädeutik, von den Hilfswissenschaften unter dem Namen der theologischen Boethetik, von den Grund- (oder Fundamental-) Wissenschaften unter dem Namen der theologischen Pädeutik, und von den praktischen Wissenschaften unter dem Namen der theologischen Pragmatik zu sprechen.

## Erster Haupttheil
## der theologischen Wissenschaftskunde.

# Theologische Propädeutik.

## Eingang.

### §. 16.
### Grundbedingung des theologischen Studiums.

Bevor man sich für das theologische Studium bestimmt und zur Erwerbung der dazu nöthigen Vorkenntnisse schreitet, muß nothwendiger Weise sich ein Jeder erst die wichtige Frage beantworten, ob er auch die natürlichen Eigenschaften besitze, ohne welche er nicht mit glücklichem Erfolge in die Schranken dieses Berufes treten kann. Es sind aber gewisse habituelle Vorzüge, theils in Ansehung des Körpers, theils in Ansehung des Verstandes, theils in Ansehung des Herzens erforderlich, und die dem Theologen nöthigen natürlichen Eigenschaften zerfallen also in drei Klassen:

I. physische Eigenschaften. Diese sind: eine wenigstens ziemlich feste Leibesconstitution, weil sein Beruf mit vielen Anstrengungen verbunden ist: ein festes Nervensystem, weil er bei vielen erschütternden Auftritten zugegen sein muß: ein gutes Sprachorgan, weil er zum öffentlichen Redner bestimmt ist: eine wenigstens nicht abschreckende äusserliche Gestalt, und: wenn er sich zum Kirchendienst bestimmt, auch ein gutes, wenigstens nicht allzuschweres

Gehör, weil er den Katechumenen-Unterricht zu besorgen und als Seelsorger am Krankenbette meistens mit schwachen und matten Personen sich zu unterreden hat.

II. Intellectuelle Eigenschaften: eine gute Fassungsgabe, weil er es bei dem großen Umfange seiner Wissenschaft nicht weit bringen wird, wenn er schwer begreift: ein starkes, treues Gedächtniß, welches er nicht nur bei der Erlernung seiner Wissenschaft, sondern auch in der Führung des geistlichen Amtes nöthig hat: die Gabe zu einer leichten, geordneten Gedanken-Mittheilung, weil er im Predigtamte oft unversehens oder nach unvollkommener Vorbereitung als Redner auftreten muß: eine lebendige, schöpferische Einbildungskraft, ohne welche er überhaupt kein guter Redner, am wenigsten ein guter Redner aus dem Stegreife werden wird: jene Entschlossenheit des Gemüthes, welche man Gegenwart des Geistes nennt, und welche in unerwarteten, oft schreckbaren Fällen, die bei Verwaltung des geistlichen Amtes nicht selten vorkommen, niemals in Verlegenheit kommen läßt, sondern jedesmal das rechte, würdige und den Umständen angemessene Verhalten eingiebt: ein feiner und richtiger Geschmack, oder ein gutes ästhetisches Gefühl, ohne welches er sowohl im öffentlichen Leben und als amtlicher Geschäftsmann, als beim Vortrage der Religion und bei der Anordnung gottesdienstlicher Feierlichkeiten, wenn sie ihm überlassen ist, oft anstoßen wird.

III. Moralische Eigenschaften: ein unverdorbener moralischer Sinn, welchen die Würde

und der Zweck seines Standes und Berufes fordert: ein fest gegründeter religiöser Sinn, ohne welchen seine Wissenschaft niemals ein Interesse für ihn haben, und ohne welchen er in seinem Amte ein bloßer Miethling, der für nichts als für sein Brodt arbeitet, ein verächtlicher Gaukler, ein schmutziger Gleisner, ein verabscheuungswürdiger Heuchler werden wird: unbestechliche Wahrheitsliebe, weil er nicht nur von der Richtigkeit dessen, was er vorträgt, überzeugt sein muß, sondern auch andere davon überzeugen soll, welches unmöglich geschehen kann, wenn nicht die Kraft eigener Ueberzeugung spricht: ein humaner Sinn und ein theilnehmendes Herz, weil er als Seelsorger auch im Umgange mit seinen Pflegbefohlnen Gutes wirken, Unglückliche und Kranke in ihren Leiden trösten soll: ein von Rechtlichkeit unabbringbarer Sinn, weil er im geistlichen Amte sehr oft in häuslichen Zwistigkeiten als Schiedsrichter gebraucht wird und hiebei durch ein gerades Verhalten sehr viel Uebel verhüten und viel Gutes befördern kann: endlich überhaupt ein offener unverstellter Charakter, weil er sich das Zutrauen derer, mit denen ihn sein Amt in Verbindung setzt, verdienen soll und nichts Zurückstoßenderes in der Welt gedacht werden kann, als ein falsches, tückisches Herz, auch die Tücke und Winkelzüge des Herzens Niemand mehr schänden, als den Religionslehrer.

Vergl. Plancks Einleitung in die theologischen Wissenschaften. Thl. 1. S. 57 ff. Thyms theologische Encyklopädie, S. 12 ff. Anton Wilh. Möller zur Beförderung der Nutzbarkeit des Predigtamtes und des theologischen Studiums. B. 1. Duisburg, 1792. 8.

Anm. 1. Sehr schön schreibt Thieß in s. Anleitung zur Bildung des öffentlichen Religionslehrers, S. 22.: der künftige Prediger trage in einem gesunden Körper eine unverdorbene Seele, er habe einen guten Kopf, aber ein noch besseres Herz, jener sei frei von Vorurtheilen, und dieses ohne Falsch; er meine es wohl mit allen Menschen, und treu mit dem Amte, dem er, aus Freude am Guten, sich widmet.

Anm. 2. Das, was in diesem Paragraphen enthalten ist, sollte, wenn auch mit andern, besser gesagten, Worten in den Wohnzimmern aller Familien- und Pflegväter, wo über die Bestimmung eines Knaben oder Jünglings zum geistlichen Lehramte entschieden wird, so wie in allen Sessionszimmern der Kirchenräthe, Consistorien, Generalinspectionen, Gymnasial- und Lyceal-Rectorate, wenn die definitive Erlaubniß zur Ergreifung des theologischen Studiums ertheilt wird, mit großen Buchstaben an der Thüre oder Wand angeschrieben stehen. Dann würde mancher junge Mensch, der noch nicht selbst die rechte, ihm von der Natur angewiesene Bestimmung seines irdischen Lebens erkennen und erwählen kann, von einer Laufbahn zurückgehalten werden, auf der er das Glück seines Lebens nicht findet, und nur dem Staate und der Kirche, und leider sich selbst zur Last wird.

## §. 17.

### Akademisches Leben.

Diese dem Theologen unentbehrliche Eigenschaften müssen nicht nur schon in den frühern vorbereitenden Schul- und Gymnasialjahren, sondern auch, und noch mehr, nachher auf der Akademie sorgfältig bewahrt, erhalten und weiter ausgebildet, und zugleich gewissenhaft benützt werden, um sich diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, welche von einem jeden erworben werden müssen, welcher einst den ehrenvollen

Namen eines Theologen mit Würdigkeit tragen will. Der weise akademische Bürger hat sich also:

I. von allem vorsichtig zu enthalten, was seine körperliche Gesundheit zerrütten, seine Verstandeskräfte schwächen, seinen Willen vom rechten Ziele ablenken und sein Herz und seinen Charakter beflecken und endlich ganz verderben kann.

II. Er muß mit der Zeit geitzen, um sie theils nicht mit Dingen zu verschwenden, welche mit seiner akademischen Bestimmung in gar keiner Verbindung stehen oder weit unter der Würde seines gegenwärtigen Standes und künftigen Berufes sind, oder allgemeinen und besondern obrigkeitlichen Gesetzen, Vorschriften und Verboten zuwider laufen, theils auf eine solche Weise anzuwenden, daß die kurze Frist, welche seinem Aufenthalte auf der Akademie angewiesen ist, ausreicht, um sein wissenschaftliches Hauptfach und die Nebenwissenschaften, die ihm zu erlernen obliegen, gehörig und zweckmäßig studiren zu können.

III. Er bleibe aber fern von der Meinung, daß man, wie man zu sagen pflegt, auf der Universität ausstudiren könne; sondern er betrachte seine akademischen Jahre nur als die Vorschule seines wissenschaftlichen Lebens. Er kann in den akademischen Hörsälen auch bei den geschicktesten Vorträgen nur vorbereitet werden, einst in den fortschreitenden reiferen Jahren durch eigenes freies Studium zur wissenschaftlichen Vollendung zu kommen. Unmöglich kann dieß aber so mißverstanden werden, als ob man sich auf Universitäten in den Wissenschaften, welchen man obliegt, keine

soliden Kenntnisse erwerben könne. Dieß kann nicht nur geschehen, sondern es muß auch geschehen. Wenn man es auch in dem akademischen Triennium oder Quadriennium in keinem Fache zur wissenschaftlichen Vollendung bringen kann, so kann man sich doch gar wohl in den Wissenschaften fest orientiren; das ist es eben, was durch das akademische Studium bezweckt wird, und wenn dieser Zweck erreicht wird, so ist das akademische Leben auch gut angewandt. Jene Bemerkung soll nur das Vorurtheil niederschlagen, daß man auf Akademien die Wissenschaften völlig erschöpfen könne, und daß man nach vollendeten akademischen Jahren oder nach den überstandenen Prüfungen das Studium seiner Wissenschaft für geschlossen halten und die Bücher bei Seite legen dürfe. Das wahre Studium einer jeden Wissenschaft muß ein unausgesetzter Progreß sein. Wissenschaften, die einen historischen Theil im Kreise ihres Umfanges haben, wie die Theologie mehr als einen hat, können gar niemals vollkommen ergründet werden; die Erlangung der vollkommenen Meisterschaft in denselben ist unmöglich. Es ist hier buchhäblich wahr, was der Apostel Paulus sagt: *εκ μερους γινωσκομεν*. Je länger man seinen wissenschaftlichen Fleiß fortsetzt, je länger man in seinem Fache fortstudirt, so macht man unter andern neuen Entdeckungen beständig fort auch die, daß noch Vieles oder doch Manches sei, was man noch nicht wisse, oder doch noch nicht recht, nicht aus dem Grunde wisse.

IV. Die Ordnung der Dinge in der Welt bringt es mit sich, daß sich ein jeder akademischer Bürger hauptsächlich mit denjenigen Wissenschaften beschäftiget, welche einst das Mittel werden sollen, ihm im Staate eine

öffentliche Anstellung und seinen Unterhalt zu geben. Dieß nennt man sein Brodtstudium; aber er hüte sich sehr, seinen Fleiß bloß hierauf zu beschränken, und den Kreis seiner einzusammelnden Kenntnisse zu enge einzuschließen. Es soll keiner ein Polyhistor werden, aber jedes wissenschaftliche Fach steht in der mannichfaltigsten Berührung mit Nebenwissenschaften, deren Kenntniß nicht fehlen darf, wenn man nach einer vollkommenen wissenschaftlichen Ausbildung in seinem Fache, so weit man sich dieselbe zu geben im Stande ist, strebt. Dabei ist noch in Anschlag zu bringen, wie viel Nutzen man sich fürs künftige praktische Leben in jeglichem Verhältnisse verschafft, wenn man auf der Akademie seine müßige Zeit dazu verwendet, um seine Kenntnisse über die sogenannten Brodtwissenschaften hinaus zu erweitern. Jeder gute Saame, der ausgestreut wird, trägt gute Früchte.

V. Das Letzte, worauf ein akademischer Bürger zu sehen hat, ist das, daß er sich nicht angewöhne, in verba magistri jurare. Ein altes Sprichwort: amicus Plato, amicus Aristoteles, maxime amica veritas, verdient hier seinen Platz. Das αὐτος ἐφα darf nie der Grund sein, warum man etwas für wahr hält; die Authorität eines Lehrers oder Schriftstellers darf niemals zu etwas anderem werden, als zu einem Sporn, ebenfalls, gleich ihm, zu einer freien, aus Ueberzeugung hervorgehenden, Erkenntniß des Gegenstandes zu gelangen. Akademische Vorträge sind ihrer Bestimmung nach gelehrte Relationen, worin die Wissenschaft nach ihrem gegenwärtigen Bestande, mit Hinsicht auf alles Merkwürdige, was schon über sie verhandelt worden ist,

darge-

dargelegt und dem Zuhörer überlassen wird, selbst zu prüfen und das Beste zu behalten und in sich zu einem festgeordneten Ganzen zu verarbeiten. Wer sich blindlings an die Authorität Eines Lehrers bindet, der bindet zugleich seinen wissenschaftlichen Geist, und er wird niemals seiner Wissenschaft mächtig werden, sondern ein gedankenloser Nachbeter seines auserkornen Herrn und Meisters bleiben.

"Der eigenthümliche Zweck des Lebens auf der Universität ist Bildung des Geistes zur Wissenschaft. Bei den akademischen Vorlesungen ist es also Hauptzweck, den Geist und das Wesen der Wissenschaft im Ganzen darzustellen, die Idee der Wissenschaft zu beleben, und den wissenschaftlichen Sinn zu wecken, ein Zweck, dem die Mittheilung einzelner Kenntnisse, als bloßes Mittel und Nebenzweck, untergeordnet sein muß. Das Einzelne wird hier immer vorgestellt im Bezug auf das Ganze, das Besondere in Beziehung auf das Allgemeine; überall wird es auf Einsicht in den Zusammenhang der Gründe, auf Uebersicht aller beigeordneten Theile der Wissenschaft, als eines Systems der Erkenntnisse angelegt; alle Details werden theils gänzlich vermieden, theils nur im Einzelnen gegeben, um von detaillirter Behandlung einiger Materien ein Beispiel und Muster für eigene Ausbildung der Uebrigen zu geben. Wenn gleich der Gelehrte nur durch freie Beschränkung auf eine bestimmte Sphäre innerhalb derselben groß wird, so wird er es doch nur dann, wenn er in der frühern Periode sich über das Ganze zu verbreiten und in aller Beziehung wissenschaftlich zu bilden suchte," C. Ch. E. Schmids allgemeine Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften, S. 47.

Grundsätze des akademischen Vortrags. Von Lud. Thilo. Frankf. a. d. Oder, 1809. 8.

Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, von P. W. J. Schelling. Tübingen, 1803. 8.

J. A. Walther über den Geist des Universitätsstudium. Landshut, 1811. 4.

E. J. Kochs Hodogetik für das Universitätsstudium in allen Facultäten. Berlin, 1792. 8.

J. C. Königs akademisches Lehrbuch für studirende Jünglinge aus allen Facultäten. Nürnberg, 1785. 8.

Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohne auf der Akademie (von J. M. Miller). Ulm, 1785. 2 Thle. 8.

C. Heuns vertraute Briefe an alle ädelgesinnte Jünglinge, die auf Universitäten gehen wollen. Zweite Auflage. Leipzig, 1794. 2 Thle. 8.

Rath eines Vaters an seinen studirenden Sohn (von J. P. Voit). Jena, 1791. 8.

G. Schlegels Summe von Erfahrungen und Beobachtungen zur Beförderung der Studien in gelehrten Schulen und Universitäten. Zweite Ausgabe. Riga, 1792. 8.

Der Genius auf der akademischen Laufbahn. Leipzig, 1795. 8.

Der treue Führer auf der akademischen Laufbahn. Von J. C. Fick. Erlangen, 1797. 8.

K. L. M. Müllers Briefe an einen ädlen Jüngling, der die Akademie beziehen wollte. Leipzig, 1798. 8.

Chr. D. Becks Grundriß zu hodogetischen Vorlesungen für angehende Studirende auf deutschen Universitäten. Leipzig, 1803. 8.

F. E. A. Heydenreich über die zweckmäßige Anwendung der Universitätsjahre. Leipz. 1804. 8.

J. G. Müllers Briefe über das Studium der Wissenschaften. Zürch, 1792. 8.

Ueber die zweckmäßige Führung des akademischen Lebens. Ein Leitfaden zu Vorlesungen, von J. F. Pöschmann. Riga, 1805. 8.

Fichte's Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten. Jena, 1794. 8.

Derselbe über das Wesen der Gelehrten. Erlangen, 1806. 8.

G. N. Brehms akademische Propädeutik. Leipzig, 1799. 8.

Desselben Einleitung in die gesammten akademischen Studien. Leipzig, 1809. 8.

Lehrbuch der Hodogetik, oder kurze Anweisung zum Studiren, von J. A. K. C. Kiesewetter. Berlin, 1811. 8.

L. G. Schütz's Anweisung, wie Studirende ihr Studiren zu Hause einrichten sollen. Jena, 1785. 4.

J. A. Bergk Kunst, Bücher zu lesen. Leipzig, 1799. 8.

## §. 18.

### Allgemeine Propädeutik.

Ein jedes wissenschaftliche Fach setzt gewisse Kenntnisse voraus, die vorher erlernt werden müssen, ehe man dasselbe studiren kann. Diese Vorkenntnisse sind zum Theil bei allen Fächern des gelehrten Studiums dieselben, die übrigen gehören aber nur einigen an. Man nennt sie überhaupt προπαιδευματα *ea, quae antea docentur*, Vorwissenschaften, und die Unterwei-

sung darin heißt προπαιδεια, von dem Stammworte προπαιδευειν *ante instituere vel docere*, wovon das Adjectiv προπαιδευτικος, woraus man das Kunstwort Propädeutik (προπαιδευτικη sc. επιστημη) formirt. Die allgemeine Wissenschaftskunde giebt eine allgemeine Propädeutik, jede besondere Wissenschaftskunde oder besondere Encyklopädie und Methodologie ihre besondere.

Anm. Es scheint schwer zu sein, in jedem einzelnen Falle zu unterscheiden, was Vorbereitungswissenschaft und was Hilfswissenschaft ist, und häufig wird auch beides miteinander vermengt, was indessen leicht geschehen kann, wenn man den Begriff von beiden nicht fest bestimmt. Vorwissenschaften, Vorkenntnisse sind solche, ohne welche man an das Studium eines besondern Faches gar nicht gehen kann, Hilfswissenschaften, Hilfskenntnisse sind solche, welche bei dem Studium des Faches selbst erst zur Hilfe herbeigezogen werden, ohnerachtet man sich dieselben auch schon vorher aneignen kann, was aber nicht bei allen nothwendig ist.

# Abhandlung
## der
# theologischen Propädeutik.

### §. 19.
### Theologische Propädeutik und Eintheilung derselben.

Auch die Theologie oder, was hier dieses Wort bedeutet, das theologische Studium muß daher seine Propädeutik haben. Sie faßt alle diejenigen wissenschaftlichen Kenntnisse zusammen, durch welche die Erlernung der theologischen Wissenschaften und ihre Anwendung in der Verwaltung der verschiedenen theologischen Lehr- und Kirchenämter genugsam vorbereitet und möglich gemacht wird. Da nun die Erlernung der theologischen Wissenschenschaften und ihre Anwendung im amtlichen oder öffentlichen Leben als Grundlage oder Vorbedingung theils philologische, theils historische, theils philosophische Kenntnisse nöthig macht, so zerfällt die theologische Propädeutik in drei besondere Abschnitte, in den philologischen, historischen und philosophischen.

Anm. Auch derjenige, welcher kein theologisches Lehr- oder Kirchenamt bekleiden will, muß also, wenn er sich in Hofnung guten Erfolgs den theologischen Wissenschaften widmet, gerade dieselben Vorkenntnisse sich erwerben; denn lebt er auch in der Folge in andern amtlichen Verhältnissen oder als Privatgelehrter, so macht er doch, wenn er z. B. als theologischer Schriftsteller auftritt, von den, sei es wie es sei, erlernten theologischen Wissenschaften im öffentlichen Leben eine Anwendung. Da-

her kommen die theologischen Halbgelehrten oder Halbwisser, von denen bekanntlich in allen verschiedenen Zeiträumen seit der Entstehung des Christenthums gar nicht wenige einen pruritus gefühlt haben, in die Verhandlungen, welche in der theologischen Welt vorgehen, dreist darein zu sprechen. Es ist nothwendig, daß sie öfters nicht die richtige, sondern eine verkehrte Sprache führen, weil ihr theologisches Wissen auf dem Baume ihrer Erkenntniß bloß ein Wasserreis oder ein wilder Pfropf ist. Es fehlt ihnen eine feste Basis, ohne welche man nirgends gerade stehen kann. Leider giebt es auch unter denjenigen, welchen zum Studium der Theologie die gehörige wissenschaftliche Vorbereitung gegeben worden ist, manche Halbwisser; aber ist bei jenen das nicht gekonnt haben die Ursache, so ist es bei diesen das nicht gewollt haben.

## Erster Abschnitt.

# Philologische Vorwissenschaften.

### §. 20.

### Begriff der Philologie.

Unter dem Worte Philologie (φιλολογια) nach seiner weitesten Bedeutung begreift man überhaupt alle Sprachwissenschaften, die jeder, der sich dem gelehrten Stande widmet, nach den besondern Erfordernissen desselben besitzen muß. Nach seiner engern Bedeutung bezeichnet es aber entweder bloß das Studium der ältern oder bloß das Studium der neuern Sprachen. In dem ersten Falle hat man entweder alle alten Sprachen, d. h. alle Sprachen, welche bis zum

Beginne der christlichen Kirche üblich gewesen waren oder damals noch üblich waren, oder theils nur die Sprachen, in welchen die Klassiker Griechenlands und Roms schrieben, theils nur die, in welchen die Offenbarungsurkunden der Juden und Christen verfaßt sind, im Sinne. Daher die Unterscheidung zwischen Profanphilologie und heiliger Philologie (Philologia Sacra). Weil die hebräische und ostaramäische Sprache, in welchen die Offenbarungsurkunden der Juden geschrieben sind, eigentlich nur besondere Mundarten Einer ältern, in den Morgenländern herrschend gewesenen Sprache sind und noch mit andern eben davon abstammenden, besondern Mundarten oder Dialecten in Verwandtschaft stehen, so wird zu einer genauen und gründlichen Kenntniß der Grundsprachen des alten Testaments auch eine Kenntniß aller mit dem Hebräischen und Ostaramäischen verwandten Dialecte erforderlich, und daher spricht man auch von einer morgenländischen oder orientalischen Philologie. In den Umkreis derselben zieht der Historiker und Archäolog, der die alten Sprachen des Orients nicht bloß zum Behufe des bessern Verständnisses der jüdischen und christlichen Offenbarungsurkunden studirt, auch die altpersische, armenische und andere morgenländische Sprachen, die zu einer andern Sprachverwandtschaft gehören.

Grischovii *Introductio in Philologiam generalem.* Jenae, 1705. 8.

Hauffs Abhandlung über den Begriff und Werth der Philologie, in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift: Philologie, St. 1. Stuttgardt, 1803. 8.

Fr. Ast's Grundzüge der Philologie, Landshut, 1808. 8. S. 14—18.

Anm. 1. Eschenburg (Lehrbuch der Wissenschaftskunde, S. 15. §. 1.) will bei der Philologie die Sprachwissenschaft als die gelehrte Kenntniß der Bestandtheile und Regeln der Sprachen, von der Sprachenkunde als der praktischen Kenntniß der Sprachen oder der Fertigkeit im Gebrauche derselben, unterscheiden. Allein hiegegen macht Krug (systematische Encyklopädie der Wissenschaften, Thl. 1. S. 22) die sehr richtige Bemerkung, daß die praktische Kenntniß der Sprachen weit besser Sprachfertigkeit genannt werde, indem man von demjenigen, welcher eine Sprache nur mechanisch fertig gebraucht, nicht eigentlich sagen könne, daß er der Sprache kundig sei. Demohngeachtet ist aber Sprachwissenschaft und Sprachkunde nicht einerlei. Die Sprachwissenschaft ist eine genaue gelehrte Kenntniß der Sprache, welche die Fertigkeit, sie im Reden und Schreiben gebrauchen zu können, mit in sich schließt. Die Sprachkunde ist aber mehr eine bloß encyklopädische Kenntniß der Sprache, die den praktischen Gebrauch derselben ausschließt, und z. B. bei denjenigen in ihrem ganzen Umfange gefunden wird, die man Linguisten nennt.

Anm. 2. Ehedem gebrauchte man das Wort Philologie in viel weiterer Bedeutung, als jetzt gebräuchlich ist. Man verstand darunter den ganzen Cyclus von Sprach- und Real-Wissenschaften, deren Kenntniß zur Interpretation der alten Schriften erforderlich ist, und in der Einschränkung auf die griechischen und römischen Authoren bezeichnet also das Wort so viel als klassische Gelehrsamkeit oder Literatur, oder als humanistische Wissenschaften oder Studien, oder als alte Literatur. Auch die sogenannte Philologia Sacra wurde sonst nicht bloß auf die biblischen Sprachwissenschaften bezogen, sondern der Begriff wurde viel weiter gefaßt und unter dieser Benennung alle zur grammatischen Interpretation der biblischen Schriften erforderlichen Kenntnisse zusammengefaßt. Daher enthält die Phi-

Iologia Sacra des Sal. Glassius, welche Dathe und Bauer in neuer Gestalt herausgegeben haben, eine Grammatica und Rhetorica Sacra, eine Critica und Hermeneutica Sacra. In den allgemeinen und besondern Encyklopädien kann aber das Wort Philologie nur von den Sprachwissenschaften verstanden werden. Es liegt dabei von den drei Hauptbedeutungen des Wortes λογος: Vernunft, Wissenschaft oder Gelehrsamkeit und Sprache bloß die dritte zu Grunde. In dem erweiterten Sinne in welchem der Name Philologie gebraucht wird, liegen aber die beiden letzten Bedeutungen zugleich zu Grunde. Von den Griechen wurde das Wort φιλολογια ursprünglich dazu gebildet, um die Liebe zum Sprechen und Unterreden über gelehrte und wissenschaftliche Gegenstände zu bezeichnen; daher noch Cicero (epp. ad diu. XVI, 21.) das Zeitwort συμφιλολογειν von einer wissenschaftlichen und gelehrten Unterhaltung gebraucht. Im alexandrinischen Zeitalter war man zwar bei der Urbedeutung geblieben, aber man erweiterte sie doch, und φιλολογος hieß ein jeder Gelehrter überhaupt. In diesem Sinne nannte sich der Polyhistor Eratosthenes zuerst einen Philologen (Pseudo-Suetonius *de illustribus Grammaticis* c. 10.). Doch kommt das Wort φιλολογος bei den spätern griechischen Schriftstellern auch schon in der Bedeutung: ein Sprachgelehrter vor und die φιλολογια war nun im Gegensatze von der φιλοσοφια eine bloße Sprachwissenschaft oder Sprachgelehrsamkeit.

Anm. 3. Die Kenntniß der hebräischen und ostaramäischen (fälschlich chaldäisch genannten) Sprache gehört natürlich ganz vorzüglich in den Umkreis philologischer Kenntnisse eines Theologen. Eigentlich sollte also schon hier, im ersten Abschnitte des ersten Haupttheiles, von ihnen gehandelt werden. Die reingriechische Sprache kann auch wirklich keinen andern Platz erhalten, als neben der andern Sprache des klassischen Alterthums, neben der lateinischen; aber die neutestamentlich-griechische Sprache

ist eine vermischte Abart der reingriechischen, und erst wenn die reingriechische Sprache erlernt ist, kann es dem Studirenden gelingen, sich die erforderliche Kenntniß von dem eigenthümlichen Charakter der neutestamentlichen Grä-cität zu erwerben. Auch gehört diese besondere Kenntniß der griechischen Diction im Neuen Testament zu den Hilfskenntnissen des Theologen; folglich gehört die Abhandlung von der neutestamentlich-griechischen Sprache in die theologische Boethetik. Mit der althebräischen Sprache ist es zwar, an sich betrachtet, anders; ihre Kenntniß gehört unstreitig unter die Vorkenntnisse des Theologen, und nur die Kenntniß des Neuhebräischen (oder Talmudischen und Rabbinischen) kann unter die Hilfskenntnisse gerechnet werden, weil sie eines der entferntern Mittel ist, die neutestamentlich-griechische Diction vollkommen kennen zu lernen. Weil nun aber von der althebräischen Sprache und den verwandten Dialecten nicht getrennt, an zwei verschiedenen Orten gehandelt werden kann, die Kenntniß der semitischen Dialecte aber ohne allen Widerspruch zu den Hilfskenntnissen des Theologen gehört, so muß auch, um unangenehme Wiederholungen zu vermeiden, die Abhandlung von der hebräischen und sogenannten chaldäischen Sprache ihren Platz erst in der theologischen Boethetik erhalten.

## §. 21.

### Die Linguistik.

Die Sprachfähigkeit ist ein Gemeingut der Menschen, daher alle vorhandenen und bekannten Sprachen als eine Erscheinung an der Menschheit betrachtet werden können. Faßt man sie nun unter diesem allgemeinen Gesichtspuncte zusammen und vergleicht man sie mit einander nach den Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten ihres Baues und nach den Graden ihrer gegenseitigen Ver-

wandtschaft, so entstehet daraus die allgemeine Sprachenkunde oder Linguistik.

Mithridates oder allgemeine Sprachkunde, mit dem Vater Unser als Sprachprobe ꝛc. von Joh. Christ. Adelung. Aus Adelungs Papieren fortgesetzt von Joh. Sev. Vater. Berlin, 1806 — 181[illegible], 4 Bde. 8.

Analekten der Sprachenkunde. Von Joh. Sev. Vater. 1stes Heft, mit einer Sprachenkarte von Ostindien. Leipzig, 1820. 8.

## §. 22.

## Ursprung der Sprache.

Zunächst interessirt den Theologen schon die Frage über den Ursprung der menschlichen Sprache, weil man lange Zeit der Meinung war, Gott habe das erste Menschenpaar durch unmittelbare Eingebung diejenige Sprache gelehrt, welche dasselbe redete, und von welcher alle übrigen Sprachen der Erde abstammen. Man könnte zwar allerdings meinen, die Erschaffung der zwei ersten Menschen wäre ein unvollkommenes Werk Gottes gewesen, wenn sie ohne Sprachfertigkeit ihr irdisches Dasein hätten beginnen und sich dieselbe erst durch eigene Entwicklung ihrer natürlichen Gaben und Fähigkeiten hätten erwerben müssen. Auch glaubte man einen biblischen Grund zu haben, warum man einen übernatürlichen Ursprung der Sprache annehmen müsse. Denn in der Schöpfungsurkunde Gen. II, 19. 20. wird gelesen: als Gott, der Herr, gemachet hatte von der Erde allerlei Thiere unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete; denn wie der Mensch

allerlei lebendige Thiere nennen würde, so sollten sie heißen. Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh, und Vogel unter dem Himmel und Thiere auf dem Felde seinen Namen, aus welcher Stelle man geschlossen hat, daß der erste Mensch gleich nach seiner Erschaffung den Gebrauch der Sprache hatte, und daß sie ihm also anerschaffen worden sein muß. Allein wenn die zwei ersten Menschen gleich Anfangs die Sprachfertigkeit gehabt haben müßten, um für ein vollkommenes Werk Gottes angesehen werden zu können, so könnte man ja auch die Frage aufwerfen: warum denn Gott ihnen nicht schon überhaupt alles das anerschaffen hat, wozu sie nach ihrer Natur fähig sind und wozu sie sich offenbar durch eigene Entwicklung ihrer Anlagen und Kräfte erst bilden sollen? Man müßte also zu der alten, längst von allen Seiten verworfenen, übertriebenen Meinung von der anerschaffenen, alle nur denkbaren Kenntnisse und Fertigkeiten in sich schließenden, Weisheit (sapientia concreata) der ersten Menschen im Stande ihrer Unschuld zurückkehren. Was aber die aus der Schöpfungsurkunde angeführte Stelle betrifft, so hat man sehr gefehlt, daß man sie aus der Beziehung, in der sie sichtbar mit v. 23. steht, gerissen hat. Das hätten schon die Endworte des 20sten Verses: aber für den Menschen ward kein Gehülfe funden, der um ihn wäre, zu erkennen geben sollen. Worauf nämlich das deutet, sagt der 23ste Vers: da sprach der Mensch (nachdem Gott das unterdessen erschaffene Weib zu ihm gebracht hatte): das ist doch Bein von meinen Beinen, und Fleisch von meinem Fleische.

Hieraus wird es sonnenklar, daß in v. 19. 20. bloß gesagt werden soll: Gott habe sämmtliche lebendige Geschöpfe der Erde zu dem Menschen geführt, daß er dasjenige bezeichnen solle, welches, gleicher Natur mit ihm wäre und mit welchem er in näherer Verbindung leben könne. War hiezu Sprachfertigkeit nöthig, um sein Urtheil erkennen zu geben? Uebrigens darf man den poetischen Charakter der Schöpfungsurkunde nicht übersehen; und hätte man diesen nicht übersehen, so würde man sie überhaupt von jeher nicht so falsch verstanden und Behauptungen auf sie gegründet haben, die unerweislich sind. So wurde nun auch ohne allen festen Grund angenommen, daß Gott den ersten Menschen schon die Sprachfertigkeit anerschaffen habe.

Kein vernünftiger Mensch wird zwar leugnen, daß Gott den Menschen die Sprachfähigkeit anerschaffen habe; allein so wie es in dem Plan des Schöpfers lag, daß der Mensch alle seine natürlichen Gaben, Anlagen und Fähigkeiten erst selbst entwickeln und zur Wirksamkeit bringen und zum bezweckten Gebrauche ausbilden sollte, so sollte er auch die in sein Mundorgan gelegte Fähigkeit, articulirte Töne hervorzubringen und damit Sachen und Begriffe zu bezeichnen und von einander hörbar zu unterscheiden, erst selbst zur Fertigkeit, zu reden, bringen und erheben. Mit Recht haben daher Lambecius, Richard Simon, de Brosses, Herder, Tiedemann und Tetens behauptet, daß die Sprache menschlichen Ursprunges sei. Einige Zeit mochten wohl die ersten Menschen ihre Gedanken gegen einander bloß durch Mienen, Gebärden und symbolische Handlungen ausgedrückt haben. Stärkere Empfindun-

gen, sowohl der Freude als des Schmerzes, haben sie ohne Zweifel durch die thierische Natursprache d. h. durch unarticulirte Töne ausgedrückt. Aber eben dadurch wurden sie nach und nach zur menschlichen Sprache geführt. Die reflectirende Vernunft sahe in dem Gebrauche der thierischen Natursprache ein, daß man durch Töne Ideen und Empfindungen ausdrücken könne. Das Erste, was nun die Menschen thaten, war, daß sie gewisse Gegenstände und Erscheinungen der Natur mit einem ausgesprochenen Laute nachbildeten, und diesen jedesmal wiederholten, wenn sie die Vorstellung von dem nämlichen Gegenstande und der nämlichen Erscheinung der Natur in den Seelen anderer erwecken wollten. So machten sich also die ersten Menschen anfänglich eine gewisse Anzahl der Natur nachgebildeter modulirter Töne zu eigen, um gewisse Gegenstände und Erscheinungen zu bezeichnen; und diesemnach waren Onomatopoetica die ersten articulirten Töne oder Worte, welche aus dem Muude der ersten Menschen kamen. Immer näher mit sich bekannt werdend, fanden sie dann, daß das Mundorgan fähig wäre, eine Menge verschiedentlicharticulirter Töne hervorzubringen, und sie machten neue wiederholte Versuche, nach ihrer Willkühr zur Bezeichung auch solcher Sachen, welche keine Nachbildung oder Nachahmung im Laute zuließen, und endlich selbst zur Bezeichung abstrakter Ideen eigene articulirte Töne zu erfinden. Die gegenseitige Convenienz sicherte ihnen ihre bestimmte Bedeutung, und so sammelte sich denn nach und nach ein Reichthum von einzelnen Wörtern, die zwar noch keine Sprache formirten, aber sobald das Bedürfniß der Geselligkeit die Kunst gelehrt

hatte, sie nach den Regeln der natürlichen Logik mit einander zu verbinden, und andern dadurch eine Reihe von Vorstellungen in einer Rede mitzutheilen, so war auch die Sprache wirklich vorhanden. Freilich kann diese Sprache nach ihrem Wörterumfange nur sehr beschränkt gewesen sein, weil sie sich in dieser Hinsicht nur durch die allmählig zunehmende Bekanntschaft der Menschen mit der sichtbaren Natur und ihren Erscheinungen erweitern konnte. Auch darf man bei dieser ältesten Menschensprache auf Erden keine schon genau geregelte und vollkommen ausgebildete Syntax erwarten. Beides bestätiget sich noch aus denjenigen alten Sprachen, von welchen man glauben darf, daß sie nach ihrem Alter der Ursprache auf der Erde am nächsten stehen. Denn, auch ausserdem, daß sie zum Theil viele Onomatopoetica haben, haben sie zugleich weder eine große Menge von Worten, noch eine an feste und unüberschreitbare Regeln gebundene Syntax oder Wortverbindungsart. Auch kommt bei ihnen die Erscheinung von *ενανπιοσημανπικοις* vor, das heißt, sie haben Worte, welche in ganz entgegengesetzten Bedeutungen gebraucht wurden. Denn dieß hat zum Theil seinen Grund in dem Mangel der gegenseitigen Convenienz, und weist offenbar auf einen bloß menschlichen Ursprung der Sprache hin.

Anm. 1. Richard Simon (in seiner *Hist. crit. Vet. Test.* B. 1. K. 14. 15.) behauptete, daß Adam und Eva sich erst selbst ihre Sprache hätten erfinden müssen, fand aber sogar an Joh. Clericus (in s. *Sentiments de quelques Theologiens en Hollande sur l'histoire critique du V. Test.* composés par R. Simon. Amst. 1685. 8. und in s. *Commentarius in Pentateuchum*, zu K. II, 23.) einen Gegner. Etwas früher hatte schon Lambe-

cius in s. *Prodromus Historiae literariae* lib. I. c. 2. p. 5 ff. jene Meinung vorgetragen. Dagegen las der s. Süsmilch im J. 1756. vor der Akademie der Wissenschaften zu Berlin einen Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht von Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten, ab und zehn Jahre darauf (Berlin, 1766. 8.) ließ er ihn auch drucken. Diese Vorlesung wurde wahrschienlicher Weise veranlaßt durch die damals angefangenen Versuche, den Ursprung der Sprache aus physiologischen und psychologischen Gesetzen zu erklären. Eben daher mag etwas später die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Veranlassung genommen haben, die Frage über den Ursprung der Sprache zum Gegenstande einer Preißaufgabe zu machen. Dieß veranlaßte folgende Schriften:

J. G. Herders Preißschrift über den Ursprung der Sprache. Berlin, 1772. 8.

(Diet. Tiedemanns) Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache. Riga, 1772. 8.

J. N. Tetens über den Ursprung der Sprache und Schrift. Bützov, 1772. 8.

Die neuern Schriften, welche diesen Gegenstand betreffen, sind:

Ueber Sprache und Schrift, aus dem Französischen des Präsidenten de Brosses übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Mich. Hißmann. Leipz. 1777. 2 Bde. 8. Das französische Original war zu Paris, 1765. 2 Thle. 12. erschienen.

Des Lord Monboddo's Werk von dem Ursprung und Fortgange der Sprache, übersetzt (u. abgekürzt) von F. A. Schmid. Riga, 1784. 1785. 2 Thle. 8. Das englische Original erschien zu London, 1773—92. 6 Bde. 8.

N. W. Zobel über die verschiedenen Meinungen der Gelehrten vom Ursprunge der Sprache. Magdeburg, 1773. 8.

J. C. Ade-

J. C. Adelung über den Ursprung der Sprache und den Bau der Wörter. Berliner Monatschrift, 1783. Novemberheft, S. 392 ff.

A. J. Dorsch's philosophische Geschichte der Sprache und Schrift. Mainz, 1791. 8.

Anton über Sprache in Rücksicht auf Geschichte der Menschheit. Görlitz, 1799. 8.

Fichte von der Sprachfähigkeit und dem Ursprung der Sprache, in Niethammers philosophischem Journaie, Hft 3. S. 255 ff. Forbergs Abhandlung eben darüber, ebendaselbst. St. 10. S. 152 ff.

Anm. 2. Schon in Herm. Fried. Koecheri *Commentatio philologica ad Gen. II*, 18. 19. 20. *sistens explicationem historiae Mosis de vocatis ab Adamo animalibus, qua simul praejudicia vulgorium eiusdem interpretationum disquiruntur.* Jenae, 1779. 8. wird die Meinung bestritten, daß Adam den Thieren im eigentlichen Sinne diejenigen Namen gegeben habe, welche sie in der hebräischen Sprache führen, und daß folglich Gott selbst den Adam die erste Sprache gelehrt habe. Ein anderer Gelehrter Siegmund Leberecht Hadelick gab in seinem *Problematicarum disquisitionum par ad loca difficilora scriptorae* (Act. II, 3. Gen. II, 19. 20.) *vlteriori eruditorum examini submissum.* Erford. (1773.) 4. dem Worte ם֫וּ in der letztern Stelle die metonymische Bedeutung: genus alicuius rei, und faßte überhaupt die ganze Stelle so: genera omnium animalium conuocauit, perlustrauit, vt videret (homo), num sibi adjutricem in matrimonium ducendam inuenire posset. Für diese Erklärung entscheidet auch allerdings der Contert, und schon J. A. Ernesti (neueste theologische Bibliothek, B. 3. S. 472.) gab bedingter Weise derselben seinen Beifall.

Anm. 3. Auch unsere ältern Dogmatiker legten dem Adam im Stande der Unschuld eine παντοφια bei, welche

wieder zu erreichen durch den Sündenfall allen andern Menschen im Kreise des irdischen Lebens unmöglich gemacht worden ist. Calov z. B. schreibt in seinem dogmatischen Werke (T. IV. S. 392.): eminebat cognitio primaeua prae moderna quorumuis, siue Theologorum siue Philosophorum aliorumque sapientum peritia et sapientia.

## §. 23.

### Ursprache der Welt.

Der Bibel zu Ehren hat man lange Zeit die hebräische Sprache für die Ursprache der Welt und alle übrigen für ihre Töchter gehalten; Helmont und Wagenseil haben sogar dieselbe für die Sprache der Natur gehalten. Sprechen ja auch in den ersten Kapiteln der Genesis Adam und Eva unter sich und mit Gott hebräisch, und wird nicht K. XI. in der Erzählung von dem babylonischen Thurmbau ausdrücklich gesagt, daß alle übrigen Sprachen aus der damaligen Sprache der Menschen entstanden seien? Wie scheint man also zweifeln zu dürfen, daß die hebräische Sprache die Ursprache der Welt und die Mutter aller übrigen Sprachen war, da die damalige Sprache noch die Sprache Adams und Evas, nämlich die hebräische war? Allein ob es gleich ganz richtig ist, daß in der Genesis die zwei ersten Menschen und in der Folge noch die zur Zeit des Baues des babylonischen Thurms lebenden Menschen hebräisch sprachen, so können wir ja das gar nicht anders finden, weil der Verfasser oder Herausgeber der Genesis in der hebräischen Sprache schreibt. In dieser mußte er also auch die handelnden Personen sprechen lassen, gerade wie ein römischer Geschichtschreiber Grie-

chen, Juden, Babylonier, Perser, Deutsche, Gallier ꝛc. in der lateinischen Sprache reden läßt. Der Verfasser oder Herausgeber der Genesis sagt nirgends, daß die ersten Menschen wirklich schon die Sprache gesprochen hätten, in welcher er von ihnen schreibt. Es ist daher eine Anmaßung gewesen, aus der Sprache, in welcher die Genesis geschrieben ist, schließen zu wollen, daß dieß die Ursprache der Welt gewesen sei. Die Erzählung von dem babylonischen Thurmbau ist ein historisch-philosophischer Mythus, welcher den Ursprung der Verschiedenheit oder Manichfaltigkeit der Sprachen auf der Erde erklären soll, und er ist gewiß auch ganz richtig erklärt. Denn nichts anders hat die Verschiedenheit und Manichfaltigkeit der Sprachen hervorgebracht, als die Zerstreuung der Menschen in verschiedene Gegenden der Erde.

Daß die hebräische Sprache der Ursprache der Erde weit näher steht, als irgend eine der abendländischen Sprachen, ist zwar unbestreitbar, da die Bevölkerung der Erde von Asien, dem Vaterlande der hebräischen Sprache, ausgegangen ist. Allein auf die Ehre, selbst die Ursprache der Welt gewesen zu sein, kann sie doch nicht Anspruch machen, da ihre eigene Natur und Beschaffenheit, und auch ihre Geschichte sie bloß als eine besondere Mundart einer schon ältern Sprache bezeichnet. Die semitische Sprache d. h. die Sprache, welche Sems Söhne und Nachkommen redeten, war nämlich schon früher vorhanden; und da sich dieselbe im Fortgange der Zeit unter seinen, in verschiedene neben einander liegende Länder zerstreueten Nachkommen,

zu welchen auch die Hebräer gehörten, in verschiedene Mundarten ausbildete, so kann die hebräische Sprache offenbar nichts anders sein, als eine von diesen besondern Abarten der semitischen Sprache. Man nennt dieselben die semitischen Dialecte, und versteht darunter insgemein ausser der hebräischen, die arabische, ostaramäische (fälschlich chaldäisch genannte) und westaramäische (syrische), samaritanische und äthiopische Sprache, zu welchen die hebräische Sprache ganz offenbar nicht in dem Verhältnisse der Muttersprache, sondern bloß in dem Verhältnisse einer Schwestersprache stehet. Sie hat sich zu gleicher Zeit mit jenen aus der gemeinschaftlichen Muttersprache, aus der semitischen unter den Nachkommen Abrahams durch Isaak und Jacob zu ihrer besondern Eigenthümlichkeit ausgebildet.

Nun könnte man zwar die semitische Sprache für die Ursprache der Welt halten; allein auch diese giebt sich als eine Tochter einer noch ältern Sprache aus. Denn gleichzeitig mit ihr herrschte schon in dem nördlichen und östlichen Asien die Japhetische Sprache, welche sich mit der Zeit fast in noch mehr besondere, mit einander verwandte, Mundarten, nämlich in die Sprachen der alten Armenier, der Assyrer, Chaldäer, Meder, Perser, Kueden und anderer hochasiatischer Nationen ausgebildet hat. Also auch die semitische Sprache, ob sie gleich die Mutter der hebräischen ist, ist noch zu jung, um die Ursprache der Welt gewesen sein zu können. In jedem Falle stammte sie aber von derselben ab; aber in welch' näherem oder entfernterem Verwandtschafigrade sie mit derselben gestanden ist, kann gegenwärtig nicht einmal mehr muthmaßlich bestimmt

werden. Die Entscheidung über die Sache hängt von der Richtigkeit der vornoachischen Chronologie ab, und diese steht bekanntlich nicht fest, oder ist wenigstens sehr ungewiß.

Anm. Schon die Targumisten (Onkel und Targ. Hierosolymit. zu Gen. XI, 1., womit zu vergleichen ist: Joseph. Antt. Judd. I, 4. X, 2.) haben es ausgesprochen, daß die hebräische Sprache die Ursprache der Welt war.

Vgl. Steph. Morini *Exercitatio de lingua primaeua.* Vltraj. 1693. 4.

H. Kipping *de lingua primaeua*, in Cronii *Analectis philologico-critico-historicis*, S. 311 ff.

E. Ch. Schroedteri *Diss. de lingua prima ad Gen. XI*, 1. Vit. 1706. 4.

C. A. Bode *Diss. de primaeua linguae hebraicae antiquitate.* Praeside J. B. Michaelis. Halae, 1740. 4.

A. Schultens *Ex. I. de lingua primaeua.* Leiden, 1759. 4.

C. Th. Anton *de linguae primaeuae eiusque in lingua hebraea reliquiis.* Viteb. 1800. 4.

Rüdigers Grundriß einer Geschichte der menschlichen Sprache und Schrift. Thl. 1. Leipzig, 1782. 8.

Schlötzers Abhandlung über die Chaldäer, in Eichhorns Repertorium, 8. Thl. 8. S. 161.

J. G. Eichhorn *Progr. quo declarantur diuersitatis linguarum ex traditione semitica origines*, wieder abgedruckt in s. allg. Bibliothek d. bibl. Lit. Thl. 1. S. 98 ff.

W. Gesenius's Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift, S. 4 f. und S. 13 ff.

J. M. Hartmanns Anfangsgründe der hebräischen Sprache. 2te Aufl. S. 404 ff.

Die vollständige Literatur s. in Vaters Allg. Sprachl. S. 277 — 287.

## §. 24.
## Ursprung der Schrift.
### Bilderschrift.

Sobald sich die erste Menschensprache nur einiger Maaßen vollkommen gebildet hatte, so war gewiß der Ursprung der Graphik nicht weit davon entfernt; freilich darf man nur an die ersten schwachen Anfänge denken, die erst nach einer langen fortschreitenden Entwicklung ihre Vollendung erreicht haben. So bald nämlich die Menschen, nachdem sie eine einigermassen geregelte Sprache unter sich eingeführt hatten, ihre natürlichen Kunstanlagen nur etwas weiter entwickelten, so haben sie ohnfehlbar auch gleich die ersten kleinen Versuche gemacht, auch eine Sprache für das Auge zu erfinden, um theils Abwesenden und Entfernten ihre Gedanken mittheilen zu können, theils das Andenken an gewisse Sachen und Vorfälle zu erhalten. Man darf aber nicht glauben, daß auf diese Weise schon gleich die Buchstabenschrift entstanden sei. Diese setzt eine genaue Analyse der verschiedenen zusammengesetzten Laute (Sylben) und einfachen Laute (Buchstaben) in den Worten voraus, wohin man erst durch die fortschreitenden Kenntnisse vieler Jahrhunderte gelangen konnte. Die Buchstabenschrift war daher wohl erst das Resultat dreier früherer successiver Erfindungen. Wollten die frühesten Menschen irgend eine Sache oder Begebenheit für das Auge anschaulich machen, so gab ihnen gewiß die Natur vor allem andern den Gedanken ein, dieselbe, wenn auch, wie sich von selbst versteht, nur in ganz rohen und unvollkommenen Abrissen, abzuzeichnen oder abzubilden. Freilich konnte dieß nur bei anschau-

lichen Gegenständen, und bei Handlungen und Begebenheiten, die in die Sinne fallen, geschehen; aber auf mehr als dieß gieng auch gewiß das anfängliche Bemühen der Menschen, Gedanken anschaulich mitzutheilen, nicht, und diese Gedankenmalerei oder, wenn man sie so nennen darf, Bilderschrift, welche die Ehre hat, die Urschrift der Welt zu sein, reichte ohnfehlbar ein Paar Jahrhunderte lang für die Bedürfnisse, welche die frühesten Menschen zur anschaulichen Gedankenmittheilung haben konnten, hin.

Vgl. Bellermanns Handbuch der biblischen Literatur, Thl. 1. (erste Ausg.) S. 27 ff.

Webers Versuch einer Geschichte der Schreibekunst. Göttingen, 1807. 8. S. 1 ff.

H. Hugo *de prima scribendi origine et vniuersae rei literariae antiquitate liber.* Antw. 1617. 8. cui notas, opusculum de scribis etc. adjecit C. A. Trotz. Vltraj. 1758. 8.

## §. 25.

### Symbolische Graphik.

### Hieroglyphik oder Hieroglyphenschrift.

Die wiederholten Bemerkungen, daß viele Sachen, vornehmlich alle unkörperliche Gegenstände und Begriffe, nicht für das Auge abgezeichnet werden können, mußten aber sodann in den Menschen den Entschluß hervorbringen, für nicht abbildbare Gegenstände in gewissem Betrachte willkührliche Zeichen zu erfinden. Auch mußte noch vorher die Beschwerlichkeit und gar zu große Unzureichlichkeit der Bilderschrift bald fühlbar werden, und den Vorsatz erzeugen, dieselbe zu vereinfachen und dadurch ihren Gebrauch leichter zu

machen. Man zeichnete nämlich nicht mehr die ganze Figur, sondern nur einen Theil derselben, z. B. statt eines ganzen Thieres nur den Kopf desselben, statt zweier gegen einander streitender Heere, zwei gegen einander gerichtete Mannshände, mit Waffen angefüllt; oder man bildete die Wirkung ab, um die Ursache zu bezeichnen, z. B. wenn man den Frühling darstellen wollte, so bildete man Bluthen ab, oder wollte man Begriffe darstellen, welche an sich nicht anschaubar sind, so zeichnete man solche Sachen ab, an welchen sie als hervorstechende Eigenschaften angetroffen werden, so stellte z. B. den Begriff der Geschwindigkeit ein abgemalter, die Flügel zum Fluge ausbreitender Vogel, den Begriff der Schmutzigkeit eine Abzeichnung des Schweins, den Begriff der Stärke das Bild eines Löwen, den Begriff der Schlauigkeit eine Abzeichnung des Fuchses dar; oder man gebrauchte die vorzüglichsten Mittel und Werkzeuge zu etwas zu dem Sinnbilde der Sache selbst, so malte man z. B. ein Auge, um den Begriff der Vorsicht und Wachsamkeit auszudrücken, oder man zeichnete einen Mann mit der Waage in der Hand, um für das Auge den Begriff der Gerechtigkeit anschaulich zu machen. In diesem Grade ihrer Fortbildung, zu welchem die Bilderschrift durch Vereinfachung der Figuren und durch ihre Erweiterung mittelst einigermassen willkührlicher Zeichen gelangt war, gedieh sie nun zur symbolischen Graphik. Sie war nun schon auf den Weg geleitet, auch abstrakte Ideen für das Auge anschaulich darzustellen. Aber je weiter sie diesen Weg verfolgte, so fand sie sich immer mehr in die Nothwendigkeit gesetzt, zur Bezeichung gewisser Ideen ganz

willkührliche Zeichen, denen nur die gegenseitige Uebereinkunft ihre Bedeutung gab, zu erfinden. Durch dieselben wurde aber die symbolische Schrift nur für die in sie Eingeweiheten verständlich, und sie wurde dadurch zum gemeinen Gebrauche unfähig und wurde zu einer geheimen Schrift. Sie wurde da, wo sie sich erhielt, allmählig bloß die Schrift der Priester, welche ihre heiligen Schriften damit schrieben. Aus dieser Ursache erhielt sie auch den Namen Hieroglyphenschrift (nach ἱερος *sanctus* und γλυφειν *sculpere*, einschneiden, eingraben mit dem Meisel oder Griffel, weil lange Zeit fort solche Hieroglyphen in Stein oder Metall eingemeiselt oder eingegraben wurden). Um für die Bedürfnisse des gemeinen Gebrauches einen Ersatz zu geben, hatte aber der menschliche Geist in der weitern Entwicklung seiner Anlagen und Fähigkeiten schon solche Fortschritte gemacht, daß er bald zur Kenntniß einer zwar immer noch sehr unvollkommenen, aber doch bessern und leichtern Art der schriftlichen Gedankenmittheilung gelangte.

Vgl. S. J. Baumgarten von der Beschaffenheit, dem Ursprunge, Gebrauch und Mißbrauch der Hieroglyphen in Aegypten, Vorrede zu der deutschen Uebersetzung der *Hieroglyphica* oder Denkmäler der Alten, von Romeye de Hooghe. Halle, 1744. 4.

Horapollinis *Hieroglyphica*, edid. Joh. Corn. de Pauw. Vltraj. ad Rh. 1727. 4.

Warburtons göttliche Sendung Mosis. Bd. 2. Buch 4. Abschn. 4. in der deutschen Uebersetzung, S. 104 f.

*De origine et vsu Obeliscorum.* Auctore Ge. Zoëga. Romae, 1797. 4.

C. F. Dornedders Phamenophis oder Versuch einer neuen Theorie über den Ursprung der Kunst und Mythologie. Göttingen, 1797. 8.

S. S. Witte über die Bildung der Schriftsprache und den Ursprung der keilförmigen Inschriften zu Persepolis. Rostock, 1799. 8.

Geschichte der hieroglyphischen Schrift, in dem Göttingischen historischen Magaz. B. 3. St. 3.

Ueber die verschiedenen Afterarten der Schrift, ebendas. B. 3. St. 3.

Anm. 1. Obgleich anzunehmen ist, daß bei allen ältesten Völkern oder schon bei den Urfamilien der alten Völker diese symbolische Schriftart gewöhnlich war; so wurde sie doch nur bei wenigen Völkern zur Hieroglyphik, da die meisten nach Verbreitung der Buchstabenschrift unter sie, oder schon vorher bei der Bekanntwerdung einer andern noch früher erfundenen Schriftart, das Leichtere und Vollkommnere recht gern gegen das Schwerere und weit Unvollkommnere vertauschten. Namentlich ist Aegypten bekannt, wo die Priester, aber bloß die Priester, die Hieroglyphenschrift beibehielten. Sie zeichneten damit ihre wissenschaftlichen Kenntnisse auf; auch wurde sie von ihnen zu Insculpten auf den Obelisken, und auf andern steinernen Denkmälern, so wie zur Bezeichung der Mumienbandagen und zu Eingrabungen oder Einlegungen auf metallene Denkmäler gebraucht. Von dem allen hat sich Manches bis auf unsere Tage erhalten. Der merkwürdigste Ueberbleibsel der letztern Art ist die sogenannte Mensa Isiaca, eine viereckigte kupferne Tafel, in die viele hieroglyphische Figuren mit Silber und einem vermischten blauen Metall eingelegt sind. Sie wird in dem Königlich sardinischen Archiv zu Turin aufbewahrt. Laurentius Pignorius ließ sie im J. 1604. in 4. in Kupfer stechen, und hat zugleich, noch weit unglücklicher aber nachher Kircher ein s. *Oedipus Aegyptiacus.* Romae, 1652. 3 Bde.

Fol.), seinen Erklärungsfleiß daran verschwendet. Das wichtigste und gediegenste Werk über die Hieroglyphik der Aegyptier ist das schon vorhin angeführte von dem gelehrten Dänen Zoëga, womit aber noch zu verbinden ist ein anderes Werk dieses Gelehrten: *Numi Aegyptii Imperatorii prostantes in Museo Borgiano Velitris, adjectis praeterea quotquot reliqua huius classis numismata ex variis Museis atque libris colligere obtigit.* Romae, 1787. 4. — Am längsten hat sich diese symbolische Schriftart bei den Chinesen erhalten, aber eben deswegen auch am meisten ausgebildet. Denn die Schrift der Chinesen ist nichts anders als das, wohin endlich die Beibehaltung der symbolischen Schriftart führen muß, daß man nämlich für alle Begriffe eigene Zeichen oder Charaktere erfindet. — Endlich sollen auch die Spanier, als sie Südamerica entdeckten, bei den Urbewohnern hieroglyphische Zeichen als Schriftsprache im Gebrauche gefunden haben.

Anm. 2. Ob auch die ältesten Hebräer eine symbolische Schriftart, vor ihrer Bekanntschaft mit einer andern und vor ihrer allgemeinen Angewöhnung zu derselben, hatten? Allerdings ließen sich z. B. die Cherubim über dem Deckel der Bundeslade (denn auch die Aegyptier hatten unter ihren Hieroglyphen monströse Figuren, zusammengesetzt aus Mensch- und Thiergestalten), die Ruthe Aarons, die ehrene Schlange in der arabischen Wüste ꝛc. einigermassen als Grund gebrauchen, um dieß zu behaupten. Und wenn die Schöpfungsurkunde in der Genesis eine Deutung eines hieroglyphischen Insculpts wäre, wie von Hetzel und andern angenommen worden ist, oder wenn viele Erzählungen in dem Pentateuch und noch in einigen von den ältern historischen Büchern des alten Testaments Entzifferungen alter Bildnerei wären, wie Nachtigall darthun wollte, so wäre es eine auf Thatsachen gegründete Behauptung. Aber leider sind dieß bloß aus der Luft gegriffene Hypothesen.

Anm. 3. Zoëga unterscheidet fünf Klassen der Hieroglyphen: 1) *kyriologica*, vollständige Bilder von Gegenständen der Natur und Kunst, welche diese Gegenstände selbst andeuten sollen; 2) *kyriologumena*, nur in Umrissen und nach der gemeinen Ansicht ausgedrückte Bilder sinnlicher Gegenstände, z. B. ein Kreis als Bild der Sonne; 3) *tropica*, Bilder sichtbarer Gegenstände, wegen ihrer deutlichen Verbindung oder Verwandtschaft übergetragen auf unsichtbare Gegenstände, Begriffe, z. B. Hund, zur Andeutung der Wachsamkeit; 4) *aenigmatica*, bei denen das Bild von dem bezeichneten Gegenstande weit entfernt, und folglich die weit herzuleitende Verbindung zwischen beiden nicht so sichtbar ist, z. B. ein Käfer als Symbol der Sonne (oder wie bei den Chinesen das Bild einer Eidexe unter ihren symbolischen Charakteren den Begriff: ein Christ ausdrücken soll); 5) *phonatica* oder Worthieroglyphen, wo das Bild der Bedeutung, die an sich das Wort hat, mit welchem der abgebildete Gegenstand bezeichnet ist, oder der Aehnlichkeit des Lautes entspricht, z. B. Baieth Habicht, die im Herzen wohnende Seele (Lebenskraft), nach Bai Seele und Eth Herz. Obgleich im Ganzen nur wenige Denkmäler von diesen ägyptischen Hieroglyphen noch vorhanden sind, so hat doch Zoëga 958 verschiedene Charaktere unter ihnen gefunden, die er nach Verschiedenheit ihrer Form oder Gestaltung in sieben Klassen bringt.

## §. 26.

### Die Sylbenschrift.

Im Fortgange der Zeit mußten nämlich hie und dort nachdenkende Menschen beim Sprechen oft die Bemerkung machen, daß die mehrtheiligen (zusammengesetzten) Wörter aus articulirten Tönen bestehen, die nicht nur einzeln für sich ein eigenes Wort ausmachen können z. B. im Hebräischen גַּלְגַּל ein Rad, vereinzelt,

in גַּל Steinhaufen), ſondern auch in vielen andern Wörtern wieder vorkommen (z. Beiſp. um bei dem nämlichen Worte zu bleiben, גַּלְוּת, nach der zuſammengezogenen Schreibart גָּלוּת, Abductio in captiuitatem, oder גַּלְמוּד unfruchtbar); dieſe einzelnen articulirten Töne zuſammengeſetzter Wörter nennt man die Sylben. Um ſich ein bequemeres, leichteres und mehr ausreichendes Mittel zur ſchriftlichen Gedankenmittheilung zu geben, machte man alſo den Verſuch, für alle ſolche einzelne articulirte Laute oder Töne, die in den meiſten zuſammengeſetzten Worten immer wieder vorkommen, eigene Zeichen oder Charaktere zu erfinden, und dadurch iſt die Sylbenſchrift entſtanden, welche bei mehreren alten orientaliſchen Völkern, bei den Sabiern und Habeſſyniern, bei den Brachmanen und ſonſt anderwärts noch zu finden war, und noch heut zu Tage namentlich in Siam gewöhnlich iſt. Indeſſen dieſe Schriftart war doch noch unvollkommen und unbehülflich genug, denn die Zahl der in allen gebräuchlichen Wörtern enthaltenen Sylben iſt doch ungemein groß, welches verurſacht, daß ein ſolches Sylbenalphabet aus mehreren Hunderten von Charakteren beſtehen muß, wodurch das Erlernen und die Fertigkeit des Leſens ſehr erſchwert wird. Auch kann dieſe Schriftart unmöglich zu einer vollſtändigen Gedankenmittheilung ausreichen, weil ſich die Sylben der Wörter bei ihrer veränderten Flexion in manchen Sprachen (z. B. in der Hebräiſchen) in einander verſchlingen. Auch giebt es viele Sprachen, deren Wörter aus Sylben beſtehen, die drei und vier einzelne Laute in ſich ſchließen, und daher nur ſelten in andern Wörtern wieder vorkommen. Eben-

dadurch müßte aber bei ihnen die Zahl der Sylbenzeichen noch weit mehr vermehrt werden. Es läßt sich also erwarten, daß der menschliche Geist in seinem Bestreben, eine bequeme schriftliche Gedankenmittheilungsart zu erfinden, auf dieser Stufe noch nicht stehen geblieben ist.

* Vgl. A. F. Pfeiffer über Bücherhandschriften. Erlangen, 1810. 8. S. 104.

Anm. Ob nicht die Hebräer, ehe sie die Buchstabenschrift unter sich eingeführt hatten, auch eine Sylbenschrift hatten, und ob daraus nicht die Erscheinung, daß sie anfänglich gar keine Vocalzeichen gebrauchten, zu erklären ist? Das ist allerdings eine Frage, die aufgeworfen zu werden verdient, und zu beantworten, orientalischen Philologen überlassen bleibt. Vielleicht ließen sich auch die drei Vocalbuchstaben א, ו und י, die bei einfachen Sylben nöthig wurden, als ein Ueberbleibsel aus der ältern Sylbenschrift erklären.

## §. 27.

## Die Buchstabenschrift.

Endlich hatte man die Articulationen der Worte so genau beobachtet, daß man sie nach ihren einzelnen einfachen Bestandtheilen analysiren, d. h. in die einzelnen einfachen Laute, woraus sie bestehen, zerlegen konnte. Mit Verwunderung wird man gesehen haben, daß es nur eine ganz geringe Anzahl von Lauten ist, aus welchen alle Wörter, die eine Sprache nur haben kann, zusammengesetzt sind. Um so größer muß nach dieser gemachten Entdeckung der Antrieb gewesen sein, sich eine weit leichtere Schriftart zur Gedankenmittheilung für das Auge zu erfinden. Für einen jeden solchen einfachen, in Tausend und aber Tausend Worten, nur

jedesmal in einer andern Stellung und Verbindung mit dem Ganzen vorkommenden Laut, erwählte man sich ein beliebiges Zeichen oder Charakter, und dadurch entstand die Buchstabenschrift. Natürlicher Weise konnte diese neue, und in der That große Erfindung des menschlichen Geistes nicht schon gleich die höchste Vollkommenheit haben. Anfangs war es schon genug, die an Klang und Ton wesentlich von einander unterschiedenen Laute, woraus die Wörter zusammengesetzt sind, zu unterscheiden, und für einen jeden ein besonderes Zeichen zu bestimmen; die fortgehende Zeit lehrte aber bei neuen Beobachtungen der lebendigen Rede, daß einige dieser einfachen Laute in einigen Worten härter, in andern weicher (so der Laut P, bald als P, bald als Ph, bald als B; desgleichen der Laut T, bald als T, bald als Th, bald als D), andere in einigen Worten stärker, in andern schwächer (so der Laut K, bald als K, bald als Ch); andere in einigen Worten rauschend und sausend, in andern aber bloß säuselnd und lispelnd (so der Laut S, z. B. bei den Hebräern bald ש, bald ש, bald ס), andere in einigen Worten voll aus der Kehle heraufgestoßen, in andern gedehnt, mit schwächerem Hauche (z. B. bei den Hebräern ה und ח, bei den Arabern ain und gain, ha (h) und cha (hh)) gehört werden. Um die Schriftsprache vollkommener zu machen, vermehrte man daher die Schriftcharaktere mit neuen Zeichen, wodurch man diese verschiedenen Modificationen der einfachen Laute in verschiedenen Worten ausdrücken zu können glaubte. Dieß bestätiget auch die Geschichte, welche uns sagt, daß die Buchstabenschrift anfänglich weniger Charaktere hatte, als man ihr nach-

gehends gegeben hat. Erneuerte Beobachtungen der lebendigen Rede ließen bemerken, daß in manchen Worten zwei einfache Laute in Einen zusammenfließen; die Genauigkeit erforderte also auch für diese zusammengeflossenen Laute besondere Zeichen (z. B. bei den Griechen ψ ps, bei den Hebräern ץ ths, und ז ds, bei den Arabern dsal (ds), zad (ths) und tse (ts) zu erfinden. Indessen in dieser Sache schritt jede Nation ihren eigenen Weg, und es wurden nicht überall die nämlichen genaueren Beobachtungen der lebendigen Rede gemacht, und eben daher nicht überall eben die nämlichen Vermehrungen der Schriftcharaktere vorgenommen. Aus dieser Ursache stimmt fast keine von den alten Nationen in der Zahl ihrer Buchstaben mit einer andern überein. Uebrigens nennt man schon seit langer Zeit das System der Buchstaben, welche jede Sprache hat, Alphabet, welches Wort aus den Namen der zwei ersten Buchstaben in dem, uns bekannten, ältesten Buchstabensystem gebildet ist, so wie z. B. bei uns Deutschen das Formular zu dem Decimal-Zahlsystem nach der ersten Formel das Einmal Eins genannt zu werden pflegt.

Vgl. Beiträge zur Geschichte der alphabetischen Schrift, in dem Göttingischen historischen Magazin, B. 4. St. 4.

Die Erfindung der Buchstabenschrift, ihr Zustand und frühester Gebrauch im Alterthum. Mit Hinsicht auf die neuesten Untersuchungen über den Homer. Von J. L. Hug. Ulm, 1801. 4.

## §. 28.

### Alter der Buchstabenschrift.

Der Theolog hat ein besonderes Interesse, in die Frage einzugehen, wie alt die Buchstabenschrift sei, weil im alttestamentlichen Kanon sich Schriften befinden, deren Ursprung nach dem bisherigen gemeinen Glauben in sehr hohe Zeiten hinaufgesetzt wird. Denn wenn es keine überwiegende Wahrscheinlichkeit hätte, daß damals schon die Buchstabenschrift bekannt gewesen wäre, so würde es eine unbedingte Nothwendigkeit werden, diesen hergebrachten Glauben aufzugeben, und den Ursprung dieser, auf ein so hohes Alter Anspruch machender Bücher, in tiefere Zeiten herabzusetzen, wo man schon volle historische Gewißheit hat, daß die Buchstabenschrift bekannt und im Gebrauche war. Es ist nämlich nicht nur unmöglich, daß diese Bücher (der Pentateuch und das Buch Hiob) wegen ihres Umfanges und wegen ihrer zum Theil künstlichen Gestaltung aus der Bilder- oder Hieroglyphen-Schrift entziffert worden wären, sondern auch nicht wahrscheinlich, daß sie aus der hie und dort (bei den Hebräern aber schwerlich nicht) darauf gefolgten Sylbenschrift in die Buchstabenschrift, als diese erfunden und in Gebrauch gekommen war, transscribirt worden wären. Es muß also, wenn der Pentateuch entweder ganz oder Theilweise ein Werk Mosehs sein und wenn das Buch Hiob ein gleiches oder wohl gar noch etwas höheres Alter haben soll, wahrscheinlich gemacht (denn einen strengen schulgerechten historischen Beweis kann man in solchen Sachen nicht verlangen) werden können, daß noch vor Mosehs Zeit die Buchstabenschrift erfunden und einigermassen verbreitet und im

Gebrauche war. Denn da würde man wieder zu viel verlangen, wenn man bewiesen haben wollte, daß die Kenntniß der Buchstabenschrift schon weit verbreitet und ihr Gebrauch schon gemein oder vulgair gewesen wäre. Das wurde er nie im Alterthume, wenn man die zwei gebildetsten Nationen, Griechen und Römer, und etwa noch das eine oder andere Volk ausnimmt. Die Hebräer gehörten unter diese Ausnahme nicht; denn auch von dem Beginne des Zeitalters ihrer Cultur an blieb die Kenntniß und der Gebrauch der Buchstabenschrift bloß das Eigenthum der Priester, Propheten und weniger anderer Personen vom ausgezeichneten Stande und Range. In den frühesten Zeiten der Nation muß also die Kenntniß der Buchstabenschrift bei weit wenigern Personen, bloß bei diesem oder jenem Individuum gesucht werden. Wenn also nur wahrscheinlich gemacht wird, daß Moseh und einige andere eminente Personen zu und vor seiner Zeit unter den Abrahamiden, die Buchstabenschrift kennen konnten, so ist in der Sache schon hinlänglich genug gethan. Denn hier kann man nicht die Einwendung machen, daß die Abfassung einer Schrift die Möglichkeit voraussetzt, von allen denen gelesen werden zu können, für welche sie geschrieben ist oder welchen sie nützlich sein kann. Noch zu unsern Zeiten steckt kein Schriftsteller sein Ziel so weit aus, daß er es davon abhängig machte, ein Buch zu schreiben, oder nicht. Bei dem Pentateuch ist nun noch dazu die Sache ganz anders. Mag er wirklich ganz, wie er ist, von Mosehs Hand herrühren, wie noch immer Einige mit Beharrlichkeit behaupten, aber nicht gehörig beweisen können, oder mögen nur die darin enthaltenen ein-

zelnen legislativen Stücke ein eigenhändiges Werk Mosehs sein, so wurden ja diese, und so auch das Ganze, wenn man bei der erstern Meinung beharrt, offenbar nicht geschrieben, von Jedermann gelesen zu werden; sondern vorgelesen sollten diese Gesetze dem Volke werden, wie gleich Moseh selbst den Anfang machen ließ (Exod. XXIV, 7.). Mögen also ausser Moseh nur noch wenige andere Israeliten von Auszeichnung die Buchstabenschrift erlernt haben, so war es schon genug; denn Moseh hat gewiß die Veranstaltung getroffen, daß die Hohenpriester und wenigstens die Stammfürsten, Aeltesten und Volksrichter die Buchstabenschrift erlernen mußten, um nach seinen Gesetzen die geistlichen und bürgerlichen Angelegenheiten des Volkes leiten und das Recht sprechen zu können. Es kehrt also der ganze Streitgegenstand bloß auf den einzigen Punct zurück: ob zu Mosehs Zeit die Buchstabenschrift schon so lange erfunden war, daß sie bereits dem Moseh und einigen andern Israeliten bekannt, und so bekannt sein konnte, daß man befugt ist, von ihnen den Gebrauch derselben zu erwarten. Die Beantwortung dieser Frage greift freilich noch in eine andere Untersuchung ein, nämlich in die: ob Moseh und einige andere Israeliten vor seiner Zeit auch in dem Besitze der äusserlichen Mittel und Werkzeuge waren, welche der Gebrauch der Buchstabenschrift voraussetzt? Aber die Verbreitung der Kenntniß der Buchstabenschrift läßt sich ohne die gleichzeitige Anweisung zu den Mitteln und Werkzeugen ihres Gebrauches gar nicht denken. In dem zunächst folgenden Paragraphen wird noch hievon besonders die Rede sein, und man darf im Voraus als gewiß annehmen, daß,

besaßen wirklich schon einzelne Abrahamiden noch vor Moseh, und hernach Moseh selbst, die Kenntniß der Buchstabenschrift, ihnen auch nicht die Mittel und Werkzeuge ihrer Anwendung zu schriftlichen Erzeugnissen unbekannt waren oder fehlten.

Die Frage bleibt also lediglich allein diese: war schon einige Jahrhunderte vor Moseh die Buchstabenschrift vorhanden und konnte sie auch schon unter die damals größtentheils in der ägyptischen Landschaft Gosen wohnenden, eines Theils aber auf den idumäischen und arabischen Weidegegenden nomadisirenden Israeliten verbreitet gewesen sein? Da scheint es nun freilich von keiner guten Vorbedeutung zu sein, daß sehr ausgezeichnete Männer in unserm Zeitalter geneigt sind, diese Frage zu verneinen. Ein Philolog, den man wohl seit Heyne's Tod den Ersten in Deutschland nennen darf, und mit ihm mehrere berühmte Theologen vom vorzüglichsten Range halten es nicht bloß für zweifelhaft, sondern selbst für ungewiß, ob schon in so hohen Zeiten die Buchstabenschrift, mag sie auch wirklich schon irgendwo erfunden gewesen sein, auch schon so gemein geworden und so ins Werk gerichtet gewesen sei, daß man hie und dort Bücher in so vollkommener Gestalt auszufertigen im Stande war, wie wir sie jetzt fast nicht besser ausfertigen können. Diese Thatsache kann allerdings beunruhigen, weil das Wort anerkannt gelehrter Männer immer Authorität hat; aber die Unruhe wird vermindert, wenn man erforscht hat, ob wohl diese gelehrten und verehrungswürdigen Männer nicht etwa Nebenursachen gehabt haben mögen, warum sie, wenn auch nicht die Erfindung, doch die Verbreitung und den

Gebrauch der Buchstabenschrift zur Verfertigung ordentlicher umfangreicher Schriften in eine weit tiefere Zeit herabsetzen, als andere vor ihnen thaten und noch jetzt thun. Denn es offenbart sich wirklich, daß man bloß zu Gunsten gewisser Meinungen dem Gebrauche der Buchstabenschrift sein, immer anerkanntes, hohes Alter abgesprochen hat. Es kann wohl schwerlich zu einem besondern Grade der Wahrscheinlichkeit gebracht werden, was Wolff über die allmählige Entstehung der epischen Gedichte, die man seit langer Zeit unter dem Namen Homers liest, vorgetragen hat, und eben so wenig kann man sich die Hoffnung geben, überzeugend darzuthun, daß das Buch Hiob und der Pentateuch, höchstens einige ganz unbedeutende Bestandtheile dieses letztern ausgenommen, in die späteren Zeiten der israelitischen Nation gehören, wenn man nicht das Alter der Buchstabenschrift entweder überhaupt, oder doch ihren Gebrauch zu etwas größern Schriften in Anfechtung und Noth bringt. Mag diese geheime Triebfeder auch nicht zum Bewußtsein gekommen sein, oder mag sie nicht eingestanden werden oder nicht eingestanden werden wollen; den Unbefangenen und Unbetheiligten bleibt sie nicht unbemerkt, oder es muß ihm doch wenigstens verziehen werden, wenn er auf den Gedanken geräth, sie wäre wirklich mit im Spiele gewesen.

Sanchuniathon, der Geschichtschreiber der Phönizier, der unstreitig nicht sehr lange nach Mosehs Zeit, sondern wahrscheinlich in der ersten Periode der hebräischen Richter gelebt hat, fand in seinen Tagen in der Buchstabenschrift eine schon so lange übliche Kunst, daß

er mit seinen Nachforschungen über den Erfinder derselben in die graue Vorzeit zurückgehen mußte. Wäre die Erfindung noch neu gewesen, so würde er es ohnfehlbar, um seinem Zeitalter oder der zunächstvorhergegangenen Zeit bei der Nachwelt Ehre zu machen, gesagt haben; auch würde er eher im Stande gewesen sein, eine ganz bestimmte Nachricht über die Person des Erfinders der Buchstabenschrift zu geben, und sich nicht genöthiget gesehen haben, ältere Schriften oder Sagen zu Rathe zu ziehen. Er nennt nun zu Folge älterer Nachrichten einen Taaut als den Erfinder der Buchstaben (γραμματα) und meldet zugleich, daß derselbe, was sehr glaublich ist, auch schon den Anfang gemacht habe, sie zu schriftlichen Aufzeichnungen (ὑπομνηματα γραφης) zu gebrauchen. In Aegypten wurde dieser Mann mit einer kleinen Veränderung Thout und auch Thoth genannt. Es ist sichtbar der verschiedentlich pronunciirte, der semitischen Sprache angehörende Name Thet oder, nach der weichern Aussprache einiger semitischen Dialecte, Seth. Unleugbar ist es aber auch, daß dieser Name, wie ihn auch die Alten aussprechen oder schreiben mögen, eine mythische Person bezeichnet; denn dieser Mann soll so verschiedene, höchst wichtige Erfindungen und Einrichtungen gemacht haben, daß man wenigstens ein halb Duzend erfindungsreiche Köpfe nöthig hat, um nach einem natürlichen Maaße die Summe dieser Erfindungen unter sie zu vertheilen; sein Name ist also in die Klasse der Wundernamen des Alterthums zu setzen, an welche man aus Mangel an Nachrichten eine Menge von Dingen geknüpft hat, von denen ihnen nur Ein Theil gebührt. Daher haben auch die Griechen

diesen mythischen Theth oder Seth mit ihrem Hermes identificirt. Man würde sich aber auf die Interpretation der alten Mythen gar nicht verstehen, wenn man nun die ganze Sage in das Reich der Fabeln und der muthwilligen Ersonnenheiten werfen wollte. Unter solchen mythischen Personen steckt immer eine wahre historische Person; auf die Namen, welche sie erhalten haben, kommt es gar nicht an, denn diese verändern und verunstalten sich in der mündlichen Ueberlieferung, besonders wenn dieselbe unter verschiedene Nationen dringt. Mag der Name des Erfinders der Buchstabenschrift so oder so geheissen haben, wir können — ohnerachtet es wegen der wesentlichen Gleichheit seiner verschiedenen Bezeichnungen wahrscheinlich ist, daß er sich nicht ganz aus dem Andenken der Menschen verloren hatte — uns bloß an die Sache halten, und die ist diese: Eine lange Zeit vor Sanchuniathon war die Buchstabenschrift schon erfunden und zu schriftlichen Aufzeichnungen gebraucht worden; Sanchuniathon war nicht mehr im Stande, unmittelbare Nachrichten über die Entstehung dieser Kunstfertigkeit einzuziehen; er mußte über eine Reihe von Jahrhunderten in die graue Vorzeit zurückgehen, um über den Erfinder dieser Kunst doch etwas sagen zu können. Der Zeitpunct, in welchem Sanchuniathon lebte, nöthiget nun, die Buchstabenschrift für eine sehr alte Erfindung zu halten, und wir müssen hinzusetzen, daß, anerkannter Maaßen, kein einziges Zeugniß des Alterthums im Wege stehet, den Ursprung der Buchstabenschrift wirklich in die hohen Zeiten hinaufzusetzen, wie sie dem Sanchuniathon zu Folge angenommen werden müssen.

Ueber das Vaterland des Erfinders der Buchstabenschrift berichtet Sanchuniathon nichts, ein neuer Beweis, daß die Sache zu seiner Zeit schon so alt war, daß man auch über ihre örtliche Herkunft gar nichts Sicheres mehr wußte. Manche von denjenigen, welche den mythischen Namen des Erfinders auf den historischen Namen Seth oder Theth zurückgeführt haben, haben an Adams Sohn dieses Namens gedacht; allein in den Urzeiten der Menschheit kann die Buchstabenschrift noch nicht erfunden worden sein.

Einige alte Schriftsteller scheinen den Phöniziern die Erfindung dieser Kunst beizulegen, und sie mögen es in späterer Zeit, wie Tacitus zu verstehen giebt, selbst geglaubt haben. Noch mehr wurde es in den neuern Jahrhunderten unter den Historikern gewöhnlich, die Phönizier geradezu und ganz zuversichtlich für die Erfinder der Buchstabenschrift auszugeben, wozu vornehmlich das beigetragen hat, daß es schon zu Herodots Zeiten nicht ungewöhnlich war, die bei verschiedenen Völkern in Gebrauch gekommenen Schriftzüge (Buchstaben, Alphabet) phönizisch zu heissen, wie sie auch wirklich in einem gewissen Sinne geheissen werden können. Aber was den Punct der Erfindungen betrifft, so ist die Urgeschichte der Phönizier selbst mythisch. Weil sie unter den vorderasiatischen Nationen die ersten waren, die zu einem vorzüglicheren Grade der Civilisation und Cultur gelangten, so wurden sie zu Urhebern mancher Erfindungen gemacht, bei welchen sie nur Mittel und Werkzeug der Verbreitung geworden waren. Wenn Neuere das Argument aufstellten, daß die Phö-

nizier, weil sie von den ältesten Zeiten an den Welthandel führten, der Schreibekunst gar nicht entbehren konnten und sie nothwendiger Weise erfinden mußten, so haben sie sich von dem auswärtigen Handel der alten Welt ganz falsche Vorstellungen gemacht, haben an kaufmännische Comptoirs der neuern Zeit gedacht, wo man in alle Welt hinschreibt, Frachtbriefe und Wechsel ausstellt, genaue Handlungsbücher führt ꝛc. Der Handel der alten Welt geschah nicht brieflich, sondern es war ein persönlicher Tauschhandel. Der phönizische Kaufmann belud sich ein Schiff mit Handelswaaren, oder trieb er sein Geschäfte landeinwärts, so legte er seine Verkaufsartikel auf eine Anzahl von Lastthieren, und reiste damit ab. Wohin das Ziel seiner Reise gieng, da tauschte er entweder seine Waaren in andere anderswo verkäufliche Artikel oder, wenn das nicht geschehen konnte, in rohes Gold und Silber oder in Edelgestein um. So trieben auch nachgehends die Israeliten ihren auswärtigen Handel, und solche kaufmännische Geschäftsreisen dauerten bei ihnen oft drei Jahre (I Reg. X, 22.). Eine solche Handelschaft konnten die Phönizier Jahrhunderte lang treiben, ohne daß ihnen der Gebrauch der Buchstabenschrift unumgänglich nöthig gewesen wäre. Deshalb ist also keine Noth vorhanden, sie zu den Erfindern der Buchstabenschrift zu machen.

Tacitus hat schon ganz richtig ausgesprochen, daß die Phönizier bei der Verbreitung der Buchstabenschrift in andere Länder nur etwas anders woher Empfangenes andern mitgetheilt haben (gloriam adepti, tanquam reperint, quae acceperunt). Denn das

kann den Phöniziern nicht streitig gemacht werden, daß sie diejenigen waren, welche die Kenntniß und den Gebrauch der Buchstabenschrift zuerst und am meisten verbreitet haben.

Mehr als dieß liegt auch nicht in der Erzählung von dem sogenannten Kadmus. Von diesem, einem phönizischen Kaufmanne, berichten die Alten, daß er die Buchstabenschrift nach Griechenland gebracht habe. Man setzt ihn gewöhnlich in das nämliche Jahrhundert, in welchem Moseh lebte, oder auch in das nächste Jahrhundert darauf. Allein ist gleich an der Richtigkeit dessen nicht zu zweifeln, was unter seinem Namen erzählt wird, so hat doch wenigstens sein Name keine historische Realität. Denn wem springt es nicht gleich in die Augen, daß Cadmus aus קֶדְמוֹן ein Morgenländer entstanden ist? In den westlichen Ländern wurden die dahin kommenden phönizischen Kaufleuthe Morgenländer genannt, und sie scheinen sich selbst so genannt zu haben, daher der Name קֶדְמוֹן auch in die griechische Sprache übergieng. Sofort entstand nun in Griechenland, nachdem man in den Besitz der Buchstabenschrift gekommen war, die Sage und pflanzte sich fort auf die Nachwelt, ein (wie es nach der griechischen Flexion hieß) κάδμος habe die Buchstabenschrift in dieses Land gebracht. Späterhin wurde aus diesem Namen ein nomen proprium, und aus dem Kadmus selbst durch verschönernde Dichtung eine mythische Person gemacht. Ist nun gleich von Manchen im Alterthume dieser Kadmus selbst für den Erfinder der Buchstabenschrift gehalten worden, so wird das Irrige dieser Meinung gleich sichtbar durch die Uebereinstimmung der

hauptsächlichsten alten Zeugnisse, welche ihn nur für den Verbreiter der Buchstabenschrift in Griechenland ausgeben. Wollte man sagen: erst zu dieses Mannes Zeit sei die Buchstabenschrift erfunden worden, so würde man zugleich annehmen müssen, daß die Phönizier diese Erfindung gemacht haben. Allein diese Behauptung läßt sich nicht gegen eine andere aufrecht erhalten.

Es sind nämlich Spuren vorhanden, welche auf ein anderes Vaterland der Buchstabenschrift hinleiten, von daher sie die Phönizier bei ihren Handelsreisen leicht erhalten konnten; und sie mögen auch das erste auswärtige Volk gewesen sein, welches mit dieser neuen wichtigen Erfindung bekannt wurde. Man hat nämlich recht vielen Grund zu muthmaaßen, daß das alte Babylonien oder, wie die ältere Bedeutung dieses geographischen Namens ist, der Länderbezirk, welchen die Aramäer bewohnten und worin sich gleich Anfangs Babel als der Mittelpunct erhob, das Vaterland der Buchstabenschrift sei. In diesem Länderbezirk erhob sich, wenn auch, wie neuere historische Forschungen wollen, der Uranfang höherer menschlicher Cultur weiter im Osten Asiens zu suchen ist, doch wenigstens vor allen andern Ländern Mittel- und Vorderasiens Cultur und, was hier am meisten entscheidet, wissenschaftliche Cultur. Von den Alten wird berichtet, daß die babylonischen Priester schon längst vor dem Anfange der beglaubigten Geschichte ihre astronomischen Beobachtungen, die, nach unserm Zeitmaaße, sogar noch über Abrahams Zeit hinaufgegangen wären, mit Buchstabenschrift auf Ziegelsteine eingegraben haben. Ferner sind die Na-

men der Buchstaben, welche die Griechen von den Phöniziern zugleich mit ihnen erhalten haben, semitisch, und, was nicht zu übersehen ist, sie haben die aramäische Wortendigung, z. B. αλφα, aram. אַלְפָּא (woraus die Hebräer nach ihrem Dialect bloß אָלֶף gemacht haben), βηθα, aram. בֵּיתָא (bei den Hebräern ihr בֵּית) γαμμα, corrumpirt aus dem aram. גַּמְלָא (die Hebräer ihr גָּמָל), δελτα, aram. דַּלְתָא (die Hebräer ihres Dialects gewöhnliche Form דָּלֶת). So ist dieß nun auch bei allen übrigen Buchstaben, welche die Griechen schon durch die Phönizier erhalten haben können. Auf welches Land aber die Namen der Buchstaben des ältesten Alphabets hinweisen, da ist unstreitig das Vaterland der Buchstabenschrift selbst zu suchen. Aramäa muß dieses Land gewesen sein, insonderheit aber Babylonien, der Mittelpunct desselben; denn eben hier wurde das Aramäische in der Art pronunciirt, wie die Phönizier die Namen der Buchstaben nach Griechenland gebracht haben. In jener Sage des Alterthums, von welcher uns Plinius Nachricht giebt und welche die Erfindung der Buchstabenschrift den Syrern zueignete, hat sich also noch am richtigsten das Vaterland der Buchstabenschrift erhalten; denn Syrien war der westliche Theil von Aramäa. Endlich verdient noch das Aufmerksamkeit, daß Plinius die von den Phöniziern zu den Griechen gebrachten Buchstaben assyrischen Ursprungs hielt. Was wir jetzt Babylonien oder Aramäa nennen, das nannten die meisten griechischen und römischen Schriftsteller Assyrien, und diese Namensverwechslung ist auch zu den Juden eingedrungen, welche bekanntlich ihr Alphabet, um seine Herkunft oder Ba-

terland, Babylonien, zu bezeichnen, auch assyrisch (אַשׁוּרִית) heissen.

Es kann also beinahe als gewiß angenommen werden, daß die alten Babylonier die Erfinder der Buchstabenschrift gewesen sind. Noch der gelehrte und tiefforschende Hug hat zwar für einen Phönizier die Ehre der Erfindung der Buchstabenschrift retten wollen; aber in einer andern Art. Nicht im Urlande der Phönizier soll von einem Phönizier diese göttliche Kunst erfunden worden sein, sondern in Aegypten von Einem der dortigen alten phönizischen Ansiedler. Er meint, nur in Aegypten, dem Vaterlande der Hieroglyphen, könne man auf den Gedanken zu dieser Erfindung gekommen sein, und wenn man nun Einen der phönizischen Ansiedler in Aegypten als Erfinder dieser Kunst annähme, so bleibe es immer richtig, was die alte Welt größtentheils geglaubt hat, daß die Phönizier die Erfinder der Buchstabenschrift gewesen wären, und zugleich ließe sich recht gut mit einander vereinigen, daß nicht bloß die Phönizier sich den Thaut, den angeblichen Erfinder, sondern auch die Aegyptier sich denselben zueigneten. Die ältesten Namen der Buchstaben sollen auch deutlich auf Aegypten, als das Vaterland der Buchstabenschrift, hindeuten; weil sie aber offenbar nicht der ägyptischen Sprache angehören, sondern semitisch sind, so könne man nicht die eigentlichen Aegyptier, sondern nur phönizische Ansiedler in diesem Lande für die Erfinder dieser Kunst halten. Mag nun auch die Existenz alter phönizischer Colonien in Aegypten historisch nachgewiesen werden können, was wenigstens in Zweifel gestellt blei-

ben muß, so spricht der gänzliche Mangel von Nachrichten und Denkmälern eines frühen Gebrauches der Buchstabenschrift in Aegypten dieser Hypothese gar nicht das Wort. Auch läßt sich schwerlich glauben, daß man schon von der Hieroglyphenschrift unmittelbar zur Buchstabenschrift geleitet worden sei. Das Mittel kann erst die Sylbenschrift gewesen sein, und diese ist, so viel wir wissen, niemals in Aegypten im Gebrauche gewesen.

Wie alt mag denn nun aber die Buchstabenschrift sein? Auch die Leugner eines schon frühen Gebrauchs derselben zu Schriften fühlen sich gedrungen, ihre Erfindung noch über das Zeitalter Mosehs hinaufzusetzen. Das darf man auch, um den alten Spuren dieser Kunst nicht ungetreu zu werden, gar nicht anders thun. Zu welcher Zeit und woher haben aber wohl die Hebräer die Kenntniß der Buchstabenschrift erhalten? Daß schon dem Stammvater dieser Nation, dem Abraham, dieselbe bekannt war, läßt sich unmöglich mit Berger glauben. Aber gewiß ist zwischen der Einwanderung der Familie Jacobs in Aegypten und zwischen Moseh, wohl ein Paar Jahrhunderte vor diesem noch, den Israeliten die Buchstabenschrift bekannt geworden, zwar nicht von den Aegyptiern her, die sie wahrscheinlich damals und auch späterhin noch nicht angenommen hatten, sondern von Mesopotamien her, wo die Israeliten an den Nahoriten (Gen. XXIV, 10. 15.) Stammverwandte hatten, und welche die israelitischen Nomaden auf ihren Zügen öfters besuchten.

Ἰσορει δε ταυτα Σαγχϑνιαϑων ανηρ παλαιτατος, και των Τρωικων χρονων, ὡς φασι, πρεσβυτερος,

ὀν και επ᾽ακριβεια και αληθεια της Φοινικικης ἱσοριας αποδεχθηναι μαρτυρσι Φιλων δε τετε πασαν την συγγραφην, ὁ Βυβλιος, εχ ὁ Ἑβραιος, μεταβαλων απο της Φοινικων γλωσσης επι την ἑλλαδα φωνην εξεδωκε. — ὁς Λβιβαλω, τω βασιλει των Βερυτιων, την ἱσοριαν αναθεις, ὑπ᾽ εκεινε και των κατ᾽αυτον εξεταξων της αληθειας, παρεθεχθη. ὁι δε τετων χρονοι και παρα των Τρωικων πιπτεσι χρονων, και χεδον τοις Μωσεως πλησιαζεσιν, ὡς αἱ των Φοινικης βασιλεων μηνυσι διαδοχαι. Σαγχενιαθων δε κατα την Φοινικων διαλεκτον φιλαληθως παλαιαν ἱσοριαν εκ των κατα πολιν ὑπομνηματων και των εν τοις ἱεροις αναγραφων συναγαγων και συγγραψας. Επι Σεμιραμεως γεγονε της Ασσυριων βασιλιδος, ἡ προ των Ιλιακων, η κατ᾽ αυτες γε τες χρονες γενεσθαι αναγεγραπται. Τα δε τε Σαγχενιαθωνος εις ἑλλαδα γλωσσαν ηρμηνευσε Φιλων ὁ Βυβλιος. — Ὁ δε Φιλων εις εννεα βιβλες την πασαν τε Σαγχενιαθωνος πραγματειαν διελων κατα το προοιμιον τε πρωτε συγγραμματος αντοις ρημασι προλεγει περι Σαγχενιαθωνος ταυτα· τετων ὄτως εχοντων, ὁ Σαγχενιαθων, ανηρ πολυμαθης και πολυπραγμων γενομενος, και τα ἐξ᾽ αρχης, αφ᾽ ὁ τα παντα συνεση, παρα παντων ειδεναι παθων, πολυ φροντισικιως εξεμαξευσε τα Τααυτε, ειδως, ὁτι των ὑφ ἡλιον γεγονοτων πρωτος εσι ὁ Τααυτος ὁ των γραμματων την ευρησιν επινοησας και της των ὑπομνηματων γραφης καταρξας· και απο τεδε ὡς περι κρηπιδα βαλλομενος τε λογε, ὁν Αιγυπτιοι μενεκαλεσαν Θωυθ, Αλεξανδρεις δε Θωθ, Ερμην δε Ελληνεις μεταφρασαν. Eusebii *Praeparatio Euang.* B. 1. K. 9. gegen das Ende.

Οἱ δε Φοινικες ἑτοι συν τω καδμω απικομενοι, των εσαν ὁι Γεφυραιοι, αλλα τε πολλα, οικησαντες ταυτην την χωρην, ενηγαγον διδασκαλια ει τες

Ἕλληνας, και δη και γραμματα, ουκ εοντα πριν Ἕλλησι, ὡς εμοι δοκεειν. Πρωτα μεν, τοισι και ἁπαντες χρεωνται Φοινικες· μετα δε, χρονῳ προβαινοντος, ἁμα δη φωνη μετεβαλον και τον ρυθμον των γραμματων· περιοικεον δε σφεας τα πολλα των χωρων τουτων τουτον τον χρονον Ἑλληνως Ιωνες. οἱ παραλαβοντες διδαχη παρα των Φοινικων τα γραμματα, μεταρρυθμισαντες σφεων ολιγα, εχρεωντο· χρεωμενοι δε, εφατισαν, ὡσπερ και το δικαιον εφερε, εσαγαγοτων Φοινικων ες την Ἑλλαδα, Φοινικια κεκληθαι· και τας βιβλιους διφθερας καλεουσι απο του παλαιου οἱ Ιωνες, ὁτι κοτε εν σπανι βιβλων εχρεωντο διφθερησι, αιγεησι τε και οιεησι· ετι δε και το κατ ἐμε πολλα των βαρβαρων ες τοιουτους διφθερας γραφωσι. Ιδον δε και αυτος καδμηια γραμματα εν τῳ ἱρῳ του Ἀπολλωνος του Ισμηνιου εν Θηβῃσι, τῃσι Βοιωτιον, ἐπι τριποσι τισι εγκεκολαμμενα, τα πολλα ὁμοια εοντα τοισι Ιωνιοισι. Herodot. *lib. V.* c. 58. 59. Vgl. damit Deodor. *Sicul. III*, 66.

Quintus (Mercurius), quem colunt Pheneatae, qui et Argum dicitor interemisse, ob eamque causam Aegyptum profugisse, atque Aegyptiis leges et *literas* tradidisse. Hunc Aegyptii Thoth appellant, eodemque nomine anni primus mensis apud eos vocatur. Cicero *de Natura Deorum*, lib. III. c. 36. Diese Stelle citirt schon Lactantius (Institutt. diuu. lib. I. cap. 6.), aber mit einem Zusatze von der Schriftstellerei des Thoth, der, wenn er auch keine andere Quelle verräth, doch von dem Glauben seiner Zeit über diesen Punct Anzeige giebt: apud Ciceronem C. Cotta pontifex disputans contra Stoicos de religionibus et de varietate opinionum, quae solent esse de Diis, vt more Academicorum omnia faceret incerta, quinque fuisse Mercurios ait, et enumeratis per ordinem quatuor, quintum fuisse eum, a quo occisus sit Argus, ob eamque causam in Aegyptum

tum profugisse, atque Aegyptiis leges et literas tradidisse. Hunc Aegyptii Thoth appellant, a quo apud eos primus anni sui mensis, id est September, nomen accepit. Idem oppidum condidit, quod etiam nunc graece vocatur ἑρμοπολις, et Phoeatae eum colunt religiose. Qui tametsi homo, fuit tamen antiquissimus et instructissimus omni genere doctrinae adeo, vt ei multarum rerum et artium scientia Trismegisto cognomen imponeret. Hic scripsit libros, et quidem multos, ad cognitionem rerum diuinarum pertinentes, in quibus maiestatem summi et singularis Dei adserit, iisdem nominibus appellat, quibus nos Deum, et patrem, ac, ne quis nomen eius requireret, ανωνυμον esse dicit, eo quod nominis proprietate non egeat, ob ipsam scilicet vnitatem.

Ipsa gens Phoenicum in magna gloria *literarum inuentionis* et siderum nataliumque ac bellicarum artium. Plinii Hist. Nat. lib. V. c. 13. (edit. Miller.), nach den alten Ausgaben c. 12. Primi per figuras animalium Aegyptii sensus mentis effingebant, et antiquissima monumenta memoriae humanae impressa satis cernuntur, et *literarum* semet *inuentores* perhibent, inde Phoenicas, qui mari praepollebant, intulisse Graeciae, gloriamque adeptos, tanquam repererint, quae acceperant. Quippe fama est, *Cadmum*, classe Phoenicum vectum, rudibus adhuc Graecorum populis artis eius auctorem fuisse. Quidam Cecropem Atheniensem vel Linum Thebanum, et temporibus Trojanis Palamedem, Argivum, memorant, sexdecim literarum formas, mox alios et praecipuum Simonidem ceteras reperisse. At in Italia Etrusci a Corinthio Damarato, aborigines Arcade ab Euandro didicerunt, et forma literis latinis, quae veterrimis Graecorum. Sed nobis quoque paucae primum fuere,

deinde additae sunt. Quo exemplo Claudius tres literas adjecit, quae vsui, imperitante eo, post oblitentae, adspiciuntur etiam nunc in aere publicandis plebiscitis per fora ac templa fixo. Taciti *Anall.* lib. XI. c. 14. edit. Bipont.

Phoenices primi, famae si creditur, ausi
Mansuram rudibus vocem signare figuris.

Lucani *Pharsall.* lib. III. v. 220. 221. Edit. Bipont. S. 62.

Literas semper arbitror Assyrias fuisse; sed alii apud Aegyptios a Mercurio, vt Gellius, alii apud Syros repertas volunt. Vtique in Graeciam intulisse e Phoenice Cadmum sedeceim numero. Quibus Trajano bello Palamedem adjecisse quatuor hac figura Θ Ξ Φ X. Totidem post eum Simonidem medicum Z H Ψ Ω. quarum omnium vis in nostris recognoscitur. Aristoteles X et VIII. priscas fuisse. Α Β Γ Δ Ε Ζ Ι Κ Λ Μ Ν Ο Π Ρ Σ Τ Υ Φ et duas ab Epicharmo additas Θ X, quam a Palamede mauult. Anticlides in Aegypto inuenisse quemdam nomine Menona tradit XV annis ante Phonaeroum antiquissimum Graeciae regem, idque monumentis adprobare conatur. E diuerso Epigenes, apud Babylonios DCCXX annorum obseruationes cochilibus laterculis inscriptas docet, grauis auctor inprimis; qui minimum, Berosus et Critodemus, CCCCXC annorum. Ex quo adparet, aeternum literarum vsum. In Latium eas attulerunt Pelasgi. Plinii *Hist. Nat.* lib. VII. cap. 57. (sonst 56.).

Wahls allgemeine Geschichte der morgenländischen Sprachen und Literatur, S. 592 ff.

Bellermanns Handbuch der biblischen Literatur, Thl. 1. S. 30 ff.

Heeren über die Politik, den Handel und den Verkehr der vornehmsten Völker der alten Welt, Thl. 2. Ausg. 1. S. 666.

Eichhorns Geschichte der Literatur, Thl. 1. S. 10 ff.

Hug die Erfindung der Buchstabenschrift ꝛc. S. 36 ff.

Th. Ch. Tychsen über die Buchstabenschrift der alten Aegyptier, in der Bibliothek der alten Literatur und Kunst, St. 6. S. 1 ff.

Die Aramäer, in Hegewisch's historischen und literarischen Aufsätzen, Kiel, 1801. 8.

J. Bergers praktische Einleitung in das Alte Testament, Thl. 1. S. 6 ff.

M. historisch-kritische Einleitung in sämmtliche kan. und apokr. Schriften des A. und N. Testaments, Thl. 1. §. 2.

Die Aufgabe, welche sich Wolff in seinen Prolegomenen zum Homer (§. 14 ff.) gesetzt hatte, war zu zeigen: etiamsi literae ante Homerum in Graeciam importatae essent omnes, tamen facultatem et vsum earum vsque ad initia Olympiadum fere nullum fuisse (S. 50. nach der ersten Ausgabe). Das hohe Alter der Buchstabenschrift überhaupt läßt er gelten. Das thut auch Vater. Er giebt selbst das Resultat seiner Untersuchungen über diesen Gegenstand also an: „die Bekanntschaft des Moses und des mosaischen Zeitalters mit der Buchstabenschrift ist nicht bloß möglich, sondern mehr als wahrscheinlich; aber die Annahme eines gewöhnlichen Gebrauches und der Verbreitung derselben unter vielen Mitgliedern der hebräischen Nation, dieser Annahme stehen sehr erhebliche Schwierigkeiten entgegen" (Vaters Commentar über den Pentateuch, Thl. 3. S. 542.). Das wird und muß auch jeder Unbefangene zugeben; aber daraus weiter fortschließen zu wollen, daß auch wenige, sehr wenige, bloß der und jener einzelne ausgezeichnete Mann nicht hätten einen das Gewöhnliche überschreitenden Gebrauch

von der Buchstabenschrift machen können, das wäre ein gewaltiger logischer Salto mortale. War einmal die Sache wirklich vorhanden und den Gebildetern (deren es doch unter jeder Nation, welche die Buchstabenschrift als etwas Brauchbares annehmen konnte, ohnfehlbar, sei es auch in der geringsten Anzahl, geben mußte) bekannt, so hat sich gewiß bald der Eine und der Andere gefunden, der die Fähigkeiten und den Willen besaß, von derselben eine Anwendung ins Große zu machen. — Enkelmann (über die kanonischen Bücher des alten Testaments, als Quellen der jüdischen Geschichte betrachtet, in Henke's neuem Magazin ꝛc. B. 3. St. 1. S. 5 ff.) hält es zwar für sehr wahrscheinlich, daß um Mosehs Zeit oder schon einige wenige Zeit vorher die Buchstabenschrift erfunden worden ist, aber dagegen ist es ihm, wie er sagt, auch sehr wahrscheinlich, daß man damals noch kein anderes Material zum Eingraben oder Auftragen der Buchstaben gehabt haben könne, als Holz und Metall, weshalb man also im mosaischen Zeitalter noch keine Schriftstellerei suchen dürfe. — Nachtigal (unter dem Namen Otmars des zweiten in seiner Abhandlung über die allmählige Bildung der den Israeliten heiligen Schriften, in Henke's Magazin ꝛc. B. 4. St. 10. S. 21 ff. 26. 29 f. Henke's neuem Magazin ꝛc. B. 1. S. 316 ff., verglichen dagegen Eckermanns theologische Beiträge, B. 1. St. 1.) setzt zwar auch im mosaischen Zeitalter das Dasein der Buchstabenschrift voraus; aber er will gleichfalls nicht zugeben, daß man damals den Gebrauch derselben schon so weit ausgedehnt habe, um ganze Bücher zu schreiben. Er hält es einziglich für glaublich, daß Moseh bloß den Decalog, jedoch nicht mit Buchstaben, sondern mit Hieroglyphen, ausserdem aber noch ein Reise-Stationen-Verzeichniß und einige Stammlisten, eines wie das andere auf steinerne Tafeln eingegraben habe. De Wette (in seinem Lehrbuche der hebräischen Archäologie

§. 277 ff.) erklärt sich auch gegen einen so frühen literarischen Gebrauch der Buchstabenschrift.

## §. 29.

### Aelteste leichte und biegsame Materiale, auf die man mit Buchstabenschrift schrieb.

Da wohl am meisten das Bedürfniß einer leichtern und bequemern Schreibart zum gemeinen Gebrauche zu der Erfindung der Buchstabenschrift angetrieben hat; so läßt sich auch annehmen, daß man damals schon andere Materiale kannte, worauf man schreiben kann, als Stein, Holz, Metall und vornehmlich das, das Eingraben der Charaktere schon leichter machende Blei. Denn dieß waren bekanntlich die allerältesten Stoffe, welche die Natur vor allen andern darbot. Was wäre wohl da für den Gebrauch gewonnen gewesen, wenn man noch immer an einen so schweren und doch nur für das Allerwenigste ausreichenden Apparat gebunden gewesen wäre? Eine jede Erfindung, auf die nicht der Zufall geführt hat (was bei der Buchstabenschrift unmöglich der Fall gewesen sein kann), sondern die man ihres Zweckes und ihres Gebrauches wegen gemacht hat, setzt das Vorhandensein der dazu nöthigen Mittel voraus. Konnte man wohl auf den Gedanken kommen, Figuren in Stein oder Holz einzugraben, wenn man nicht schon die Instrumente kannte, mit denen Steine geflächet und Holz zugehauen oder zugehobelt werden kann? Das ist also für eine nothwendige Verbindung zu halten, daß mit jeder neuen Erfindung dieser Art zugleich auch das taugliche Material und die Mittel zu ihrer Anwendung vorhanden sind. Wie hätte sich z. B. die Kunst, Schießpulver zu verfertigen, verbreiten können, wenn man da,

wohin sie sich verbreitete, nicht auch Schwefel und Salpeter gehabt oder nicht gewußt hätte, von woher beide Materiale zu bekommen wären? So ist es nun auch mit der alten Erfindung der Buchstabenschrift; sie setzt ein gleichzeitiges Vorhandensein der Mittel voraus, wodurch sie für den Zweck, zu welchem sie nur gemacht worden sein kann, brauchbar erscheinen konnte, das heißt, zu jener Zeit, wo die Buchstabenschrift erfunden worden ist, muß man ausser Stein, Holz und Metall schon ein anderes Material gekannt haben, worauf man leichter und bequemer Charaktere auftragen konnte. Gesetzt auch, die Geschichte verläßt uns hier mit so alten Zeugnissen, aus welchen dieß streng und schulgerecht bewiesen werden könnte, so läßt es sich doch aus Prämissen, die bei einem Jeden, der nicht von besondern gelehrten Meinungen befangen ist, gelten müssen, schließen. Das kann zu keinem Einwande gebraucht werden, daß man bei vielen Völkern des Alterthums, auch nachdem die Kenntniß der Buchstabenschrift unter sie gekommen war, noch Inschriften auf Stein, Holz und Metall gemacht hat. In allen Arten der Dinge bestätiget es sich, daß das, was einmal im Gebrauche war, sich nicht gleich nach der Bekanntwerdung eines bessern Mittels ganz verdrängen läßt. Gemeiniglich läßt sich auch aus einem besondern Zwecke, den man hatte, die Beibehaltung des Alten erklären. Wer müßte es, wenn auch schon Tausend Jahre vor Moseh die Anwendung der Buchstabenschrift unter seiner Nation ein anderes Material als Stein gehabt hätte, nicht für zweckmäßig, für einzig zweckmäßig halten, daß er am Sinai die zehen Gebote auf steinerne Tafeln einhauen ließ? Das

sollte ein Monument werden, darum war dieses alte feste und dauerhafte Material nothwendig. Es ist also ein zu großer, ein allzu großer Schritt, wenn man gleich zu dem Schlusse schreitet: Moseh kannte noch kein anderes Schreibmaterial, als geflächte Steine. Josuah traf in dem Lande Canaan eine Stadt an, welche den Namen קִרְיַת סֵפֶר hatte, welches die Alexandriner adpellativ durch πολις γραμματων übersetzen (Jos. XV, 15.). Dieser Name war nicht der spätere Name dieser Stadt, wie Gesenius (im hebr. Wörterb. u. d. W.) aus Verwechslung angiebt, sondern der alte canaanitische oder phönizische, welcher unstreitig weit über Mosehs Zeit hinauf reicht. Worauf deutet nun aber der Name dieser Stadt, welchen Gesenius selbst durch Buchstaben- oder Schrift-Stadt übersetzt? Ich mag zwar nicht mit Hetzel (paläographische Fragmente über die Schrift der Hebräer und Griechen, S. 5.) Archivstadt übersetzen; denn, um nur Eines hindernden Umstandes zu gedenken, wenn in dieser Stadt die Archive der Phönizier aufbewahrt gewesen wären, so würde man sie wohl genauer קִרְיַת סְפָרִים benahmet haben. Indessen muß doch der Name dieser Stadt ursprünglich bloß adpellativ gewesen sein. Es muß in dieser Stadt vornehmlich etwas getrieben oder fabricirt worden sein, welches vermögen konnte, ihr den Namen קִרְיַת סֵפֶר zu geben. Wenn man beweisen könnte, daß Phönizien das Vaterland der Buchstabenschrift gewesen wäre, so könnte man etwa vermuthen, der Erfinder derselben habe in dieser Stadt gelebt, und zu dessen Ehre habe man von jener Zeit an der Stadt diesen Namen gegeben. Allein, obgleich die Phönizier

unstreitig die frühesten und eifrigsten Verbreiter der Buchstabenschrift gewesen sind, so kann doch unter ihnen selbst diese Erfindung nicht gemacht worden sein. Den besten Weg zur Erklärung dieses Namens deckt aber Gesenius auf (in einer andern Aeusserung in seinem vortreflichen Wörterbuche unter dem Worte סֵפֶר). Er äussert sich so: „über die Etymologie des Wortes סֵפֶר ist eine doppelte Ansicht denkbar. Entweder es ist derivat eines ehemals gebräuchlichen Stammwortes סָפַר schreiben, wovon das Particip סֹפֵר (*scriba*) übrig blieb, oder סֵפֶר bezeichnet eigentlich das Schreibmaterial, wie die lateinischen und griechischen Wörter βίβλος, *liber* eigentlich Bast, dann erst Buch, Schrift überhaupt." Die Phönizier waren bekanntlich kein Ackerbau treibendes, sondern ein industriöses, gewerbsames und zugleich kaufmännisches Volk. Die über den Euphrat her durch ihre Handelscaravanen zu ihnen gekommene Buchstabenschrift bot ihnen einen neuen Zweig der Industrie dar, nämlich die Verfertigung des Materials, welches man bei der Anwendung der Buchstabenschrift zum gemeinen Gebrauche (denn ohne Rücksicht auf diesen hätten wohl die auswärtigen Völker von ihnen die unter sie gebrachte Buchstabenschrift nicht so bereitwillig angenommen und treulich fortgepflanzt) nöthig hatte. Sie ließen also in ihrem Lande dieses Material verfertigen, und dieß mag entweder anfänglich bloß allein in der Stadt, von deren Namen die Rede ist, oder hernach vorzüglich vor andern Städten ihres Landes geschehen sein, und aus dieser Ursache hat man wohl diese Stadt, die früherhin einen Eigennamen gehabt haben mag, die קִרְיַת סֵפֶר (die Schreibma-

terialien-Stadt) genannt. Bei einem kaufmänni-schen Volke geht alles, laut der neuen, so wie der al-ten Geschichte, auf merkantilische Zwecke hinaus und davon laufen auch wieder alle Triebfedern aus. Gera-de dieses Princip des kaufmännischen Lebens muß hier in Anspruch genommen werden, um sich zu erklären, warum die Phönizier einen so großen Trieb gehabt ha-ben, die Kenntniß der Buchstabenschrift nicht bloß un-ter ihre auswärtigen Colonien, sondern auch in alle Länder, wohin sie ihr Handel führte, zu bringen. Denn wer könnte glauben, daß sie es aus bloßer Lie-be zur Beförderung menschlicher Cultur überhaupt, und wissenschaftlicher insonderheit, gethan hätten? Sie hat-ten Handelsvortheile davon, dieß war unstrei-tig die erste und einzige Ursache, welche sie in Mit-theilung der neuen Erfindung so freigebig machte: sie führten auf ihren Schiffen zugleich auch das Material zur Buchstabenschrift-Kunst aus, und um dieses absetzen zu können, mußten sie die Völker, mit welchen sie Handel trieben, natürlich zuerst und zugleich die Buchstabenschrift lehren. Ich glaube nicht, daß gegen diese meine Darstellung der Sache aus wahren Grün-den etwas eingewandt werden kann, und ich kann also als bewiesenen Satz aufstellen: die Phönizier haben mit der Kenntniß der Buchstabenschrift von der Nation, von welcher sie dieselbe erlernt haben, schon zugleich die Kenntniß eines andern Materials zur anschaulichen Gedankenmittheilung, als Stein und Holz, erhalten, haben sich dann selbst vermöge ihres industriösen Geistes auf die Verfertigung dieses Materials gelegt oder viel-leicht auch ein anderes zu bereiten erfunden, und, die-

ses Fabricat abzusetzen, war die Triebfeder und der Sporn, daß sie überall, wo sie auf ihren Handelsreisen hinkamen, die Kenntniß der Buchstabenschrift verbreiteten. Was mag nun aber dieses Material gewesen sein, dessen man sich zur Anwendung der Buchstabenschrift zum gemeinen Gebrauche und auch zu eigentlichen schriftstellerischen Arbeiten bediente, und welches auch schon von den Phöniziern zugleich mit der Buchstabenschrift verbreitet worden sein muß, oder, folgte die Erfindung eines andern bald darauf, welches zu Mosehs Zeit und schon einige Jahrhunderte vor ihm im Gebrauche war? Diese Frage ist freilich schwer, oder vielmehr, bestimmt ist sie gar nicht zu beantworten, weil uns die Geschichte mit den nöthigen Zeugnissen verläßt. Weber (Versuch einer Geschichte der Schreibkunst, S. 77 ff.) entscheidet für die Blätter des Palmbaums (φοινιξ), der in allen Morgenländern häufig wächst, und dessen Blätter dazu geeignet sind, um darauf schreiben zu können. Er beruft sich zuerst auf die Aussage des Varro bei Plinius (*Hist. Nat.* lib. XIII, cap. 21.), daß man vor der Erfindung der charta (des aus Papyrus verfertigten Schreibmaterial) zuerst auf Palmblätter geschrieben habe (antea non fuisse chartarum vsum; in palmarum foliis primo scriptatatum). Den zweiten Grund findet er in der Analogie der Völker. Palmblätter zum Schreiben findet man, sagt er, bei allen Völkern, welche auf der Stufe von Literatur, von Wissenschaften und Künsten stehen geblieben sind, auf welche die erste Geschichte derselben sie stellt, und welche von andern nichts angenommen haben. In Ansehung des Schreibmaterials

machen zwar die Chinesen, Japaner, Perser und Tibetaner eine rühmliche Ausnahme; denn sie schreiben jetzt auf Papier, und zwar noch auf feineres, als das europäische ist. Aber auch sie haben vor Erfindung des Papiers auf Blätter geschrieben. Die andern asiatischen Nationen haben immer noch ihre erste Schreibmaterie, die Blätter der Palmen, in ältern Zeiten der Datteln, in neuern der Kokos-Palme (in den frühern Zeiten gebrauchte man auch hie und dort die Blätter der Malve und des Olivenbaums), auf welchen sie mit einem eisernen (oder auch beinernen) Griffel schreiben, wie die Indianer, die Malabaren, die Insulaner auf den Maldiven, in Ceylon und Java; man hat auch in europäischen Bibliotheken Handschriften auf dergleichen Blättern aus verschiedenen asiatischen Ländern. Auf Blättern, ohne Zweifel von dem Palmbaum, waren auch die sibyllinischen Orakel geschrieben (Virgil. Aeneid. lib. III. v. 443 — 445.). Ferner erinnert Weber an die Thatsache, daß fast alle alte asiatische Völker ihre Tempel mit Palmbäumen umpflanzten, um hieraus begreiflich zu machen, wie man leicht darauf geleitet werden konnte, die Palmblätter zum Schreiben anzuwenden, weil die Diener an den Tempeln, die Priester, doch wohl bei den meisten Nationen die ersten waren, welche die Buchstabenschrift zu einem literarischen Gebrauche anwandten. Endlich findet Weber für seine Behauptung auch in dem Namen Phönizier, welchen diese Vorderasiaten, die eigentlich Cananäer hießen, von den Griechen erhalten haben, einen Beweis. Mit welchem Namen hätten wohl die Griechen die ersten zu ihnen gekommenen Asiaten mehr auszeichnen, mehr ehren kön-

nen, als mit demjenigen, welchen sie von dem wichtigsten Geschenke, das sie zu ihnen gebracht hatten, hernahmen? Die Blätter des φοινιξ oder des Palmbaums, auf welchen sie den Griechen die Buchstabenschrift brachten, waren dieses Geschenk; daher nannten sie die fremden Ankömmlinge Phönizier (φοινικες) oder Palmmänner. — Man muß gestehen, daß diese Gründe nicht unbedeutend sind. Das Blatt des Palmbaumes, der in allen orientalischen Ländern, auch in Aegypten, sehr häufig wächst, mußte sich vor allem andern Schreibmaterial aus dem Gewächsreiche darbieten, weit eher, als die innere Rinde oder Haut der Papyrusstaude und anderer Bäume, der Linde, Esche, des Ahorn- und Ulmbaums; daher auch das Papyrus als Schreibmaterial, nach bestimmten Andeutungen der Geschichte, eine spätere Erfindung dieser Art ist. Wenn man also auf diese Gründe sicher bauen kann, so haben die phönizischen Kaufleute mit der Buchstabenschrift unter andern Völkern zugleich die zum Schreiben adaptirten Palmblätter (denn sie müssen abgeschabt und abgerieben, und natürlich auch zugeschnitten werden) als Handelswaare verbreitet, und in der im Buche Josuah genannten alten canaanitischen Stadt קִרְיַת סֵפֶר mögen vornehmlich diese Palmblätter zusammengebracht und zur Ausfuhr ins Ausland zubereitet worden sein. Indessen entsteht doch die Frage, ob nicht schon zu gleicher Zeit oder vielleicht noch früher ein anderes bequemes und biegsames Material zum Schreiben bekannt oder erfunden war? Wehrs (vom Papier und von den Schreibmassen, deren man sich vor der Erfindung desselben bediente. Hannover, 1779. 8. S. 12 ff.)

hält zwar auch nach Stein, Blei und Holz die Palmblätter für eine der ältesten Schreibmassen; er glaubt auch, daß zu den Griechen und Aegyptiern die Buchstabenschrift auf Palmblättern gekommen wäre, weshalb man die Schriftzeichen phönizische Buchstaben (Palmblätterschrift) genannt habe. Aber er behauptet auch (S. 15 ff.), daß das ägyptische Papier schon in uralten Zeiten zum Schreiben erfunden war, daß sogar schon Moseh seine Bücher darauf geschrieben habe. Auch Biörnstähl (s. dessen Briefe, in der deutschen Uebersetzung, Thl. 1. S. 286.) sagt, daß schon Moseh ohne Zweifel auf Papyrus-Rollen geschrieben habe. Wehrs beruftl sich auf einen italiänischen Gelehrten, welcher in einer besondern Schrift das hohe Alterthum des ägyptischen Papyrus zum Schreiben aus dem Homer, Hesiod und Herodot bewiesen habe. Dieser Beweis wäre allerdings glänzend, aber die Art des Beweises giebt Wehrs nicht an, er nennt nicht einmal diesen italiänischen Schriftsteller, und ich bin auch nicht im Stande, ihn zu nennen, weil ich eine solche Schrift nicht kenne, auch sonst nirgends angeführt gefunden habe. Seinen Hauptbeweis nimmt Wehrs aus der am Ende dieses Paragraphen mitgetheilten Stelle des Plinius, worin dieser gegen Varro behauptet, daß man die Kunst, aus dem Schilfe der ägyptischen Papyrus-Staude (auf hebräisch גֹּמֶא, auf ägyptisch Achi, mit dem Artikel Piachi, nachgebildet im Hebr. אָחוּ, im Gr. Αχι, Αχεϊ), die aber auch an den sumpfigen Ufern des Euphrats und Jordans wuchs, ein Schreibmaterial zu bereiten, schon vor der trojanischen Zeit gekannt habe. Dieser Formel bedienten

sich die römischen und griechischen Authoren, wenn sie Etwas in ein hohes unbestimmbares Alterthum hinaufsetzen wollen, und sie war ihnen eben so geläufig, als wir zu sagen pflegen: noch vor dem Anfange der beglaubigten Geschichte. Varro hatte behauptet, daß erst in der nächsten Zeit nach Alexander dem Gr. in der von ihm gegründeten ägyptischen und nach seinem Namen genannten Stadt Alexandrien die Zubereitung der innern Häute der ägyptischen Schilfstaude erfunden worden sei. Diesem Vorgeben kann aber aus mehreren Gründen widersprochen werden, wie auch Faber und Böttger gethan haben. Das in Aegypten aus den innern Häuten der genannten Schilfstaude fabricirte Schreibmaterial Papyrus, also genannt nach dem griechischen Namen dieser Schilfstaude, übersteigt mit seinem Alter unstreitig um Vieles die Zeiten des macedonischen Weltbezwingers Alexander. Varro hat offenbar eine bedeutende Verbesserung der Methode, aus den innern bastartigen Häuten der ägyptischen Schilfstaude ein Schreibmaterial zu bereiten, welche dieselbe in der schon vom Anfange an sehr industriösen Stadt Alexandrien erhalten hat, mit der Urerfindung dieses Schreibmaterials verwechselt, wie auch schon Bellermann und Wolff angenommen haben. Um wie viel aber älter, als die Stadt Alexandrien, dieser Schreibstoff nach seiner ursprünglichen und noch unvollkommenen Zurichtung sei? das läßt sich aus der Geschichte nicht genau und bestimmt beantworten. Aus der frühesten Jugendgeschichte Mosehs ersieht man, daß man damals schon kleine und leichte Fahrzeuge oder Nachen auf dem Nil hatte; können es nicht schon die, auch aus

dem Plinius bekannten kleinen Kähne gewesen sein, die man aus den innern Häuten oder den Baststreifen der Papyrusstaude flocht und mit Pech ausgoß, und die man als eine Eigenthümlichkeit der kleinen Schiffarth auf dem Nile kennt? Es läßt sich wirklich diesen Schilfnachen ein hohes Alter zutrauen; denn die Häufigkeit, in welcher in dem alten Aegypten die Papyrusstaude in den flachen Theilen und den sumpfigen Uferplätzen des Nils wuchs, mußte frühzeitig zu zufälligen Versuchen, das Holz dieser Staude zu anatomiren, führen, und die Brauchbarkeit der abgelösten Baststschichten zu Allerlei Kunstgebilden mußte sogleich in die Augen fallen. Anfangs mag man bloß Körbe daraus geflochten haben, und diese Erfindung führte die Uferbewohner des Nils unmittelbar zu der zweiten: länglichte Körbe, aus diesem Material geflochten, durch Ausgießung mit Pech wasserfest zu machen, und sodann als kleine Fahrzeuge auf dem Nil zu gebrauchen. Verstand man aber einmal die Kunst, die Baststschichten des Papyrus abzulösen, so konnte eben so leicht die Breite und Dichte, die sie haben, auch auf den Gedanken leiten, dieselbe zu einem Material zu bereiten, worauf man Schriftcharaktere zeichnen oder malen kann. Die ägyptischen Priester hatten unstreitig schon vor Mosehs Zeit ihre Hieroglyphik; dieß läßt sich schon aus dem Symbolischen in dem mosaischen Ritus beweisen, welches Moseh offenbar von den ägyptischen Priestern entlehnt hat. Von selbst versteht sich, daß man das Beschwerliche des Einhauen der Hieroglyphen in Stein oder Eingraben in Metall bald empfinden mußte, und daß man nicht so unempfänglich sein konnte, den Wink des Zufalls, ein leichteres, we-

niger Mühe verursachendes, Material zur Auftragung von Schriftcharakteren gewinnen zu können, unbeachtet zu lassen. Das Bedürfniß bei der Erlernung der Hieroglyphenschrift und bei der Uebung darin mußte ein neuer mächtiger Antrieb werden, etwas Biegsames und leicht Bewegliches in die Hand zu bekommen, worauf man Schriftcharaktere auftragen konnte. Da uns nun die Geschichte die alten Aegyptier als erfindungsreiche Menschen kennen lehrt, da sie schon in den ältesten Zeiten von den Bastschichten der Nilschilfstaude zur Flechtung kleiner Fahrzeuge auf dem Nil einen Gebrauch zu machen gewußt haben, warum dürften wir nicht glauben, daß man auch schon um Mosehs Zeit diese Bastschichten zu einem Schreibmaterial gemacht habe? Die Behauptung des Varro, daß man erst kurz nach Alexanders des Großen Zeit angefangen, dieselben dazu anzuwenden, *ist ja* erwiesener Maaßen falsch. Dieß Schreibmaterial der alten Welt war unstreitig früher schon erfunden, und kein geschichtliches Zeugniß, kein geschichtliches Datum liegt vor, welches einen Zeitpunct festsetzte, über welchen hinauf die Urerfindung des aus der ägyptischen Papyrusstaude bereiteten Schreibmaterials nicht gesetzt werden könnte. Was steht also im Wege, diese Erfindung dem mosaischen oder wohl schon dem vormosaischen Zeitalter zuzueignen? Freilich läßt sich in dieser frühen Zeit dieß Schreibmaterial nur in seiner ersten, einfachsten und rohesten Gestalt denken, und es kann also bloß der einzige Zweifel zurückbleiben, ob man um Mosehs Zeit in der Kunst, aus dem Baste der Nilschilfstaude ein Schreibmaterial zu bereiten, schon so weit vorgeschritten war, um die Bastschichten

zu-

zusammenzusetzen und daraus Bücherrollen zu formiren; oder ob man nicht erst bloß so weit gekommen war, nur einzelne Blätter zum kleinen Gebrauche und hauptsächlich zu Uebungen in der Schriftauftragung zu bereiten. Ob nun gleich kein wirklicher historischer, einen bestimmten Widerspruch dargebender, Grund vorhanden ist, das erste zu verneinen, so kann immer die Sache für zweifelhaft angesehen werden. Es ist doch nichts verloren; denn man kennt noch ein anderes biegsames Schreibmaterial, welches sehr frühzeitig vorhanden war und so zubereitet worden ist, daß man ganze Bücher darauf schreiben konnte. Es ist das die Leinwand, und Eichhorn (Einleitung in das Alte Testament, Th. 1. S. 143 f. Thl. 2. S. 236 ff.) hat sich bestimmt gefunden, dieses Schreibmaterial unter allen biegsamen und beweglichen, zur Auftragung ganzer Bücher tauglichen für das älteste zu erklären, dessen sich auch schon Moseh bei der Aufzeichnung seiner Bücher bedient habe. Für das Vaterland der Leinwand ist ohne Zweifel Aegypten zu halten; denn in dem tiefen feuchten Nilthal ist der Flachs ein einheimisches Gewächs. Dieß bestätiget sich auch aus den hebräischen Benennungen der Leinwand שֵׁשׁ und בַּד, wovon, wie sich aus der Vergleichung des Arabischen ergiebt, בּוּץ (im Griechischen *βυσσος*) bloß eine andere späterhin, wahrscheinlich von Syrien her, aufgekommene Form ist; denn diese beiden Namen haben im Hebräischen und in den verwandten Dialecten keine Etymologie, sondern sind aus der alt ägyptischen Sprache aufgenommen. Zu Mosehs Zeit war die ägyptische Leinwand bereits ein Handelsartikel geworden (Ex. XXVIII, 42. XXXIX, 28. Leuit. VI, 10.). Die Kleider der



B S B
MÜNCHEN

Priester mußten daraus verfertiget werden. Moseh ließ auch die Teppiche in der Stiftshütte daraus machen. (Exod. XXVI.). Man hat zwar gegen dieses letztere geschichtliche Datum den Einwand gemacht, daß nur der in weit spätern Zeiten lebende Verfasser des Pentateuchs die zu seiner Zeit überall bekannte ägyptische Leinwand bei der Ausstattung der Stiftshütte durch Moseh gebraucht werden lasse; aber sind auch wirklich alle historische Bestandtheile der vier letzten Bücher des Pentateuchs spätere Aufzeichnungen, so hat dieß hier keinen Einfluß auf die Beantwortung der Frage: ob schon zu Mosehs Zeit die ägyptische Leinwand erfunden und von Moseh bei der innern Einrichtung der Stiftshütte gebraucht worden war? Gewiß schreibt sich dieser tragbare Zelttempel der Israeliten mit seiner ganzen innern Einrichtung schon von Moseh her, und so wie er war, so ließ man ihn bis zu seiner Verwandlung zu einem stabilen Tempel auf dem Berge Moriah innerhalb Jerusalems. Bei allen Erneuerungen, welche einzelne weniger haltbare innere Geräthe nöthig machten, nahm man gerade dieselben Stoffe, aus welchen die unbrauchbar gewordenen Stücke bestanden hatten. Dieß läßt sich mit Sicherheit aus dem hohen Grade der Verehrung schliessen, welche man sich gegen dieses heiligste aller Nationalheiligthümer eingeflößt hatte. Denn wie sehr man es sich zum Gewissen gemacht hatte, Form und Einrichtung dieses Nationalheiligthums unverändert beizubehalten, sieht man an der äusseren Structur des salomonischen Tempels, der ganz nach dem Modell der Stiftshütte, d. h. nach dem Modell eines in drei Abtheilungen abgesonderten orientalischen Zeltes gebauet war. Wenn also auch

den Gesetzesabschnitt Ex. XXVI. eine spätere Hand geschrieben haben sollte (was aber gar nicht wahrscheinlich ist, da er rein legislativ ist), so fänden wir doch in den Worten dieses Abschnittes die Urbeschaffenheit oder Ureinrichtung der Stiftshütte, und daraus wird gewiß, daß zu Mosehs Zeit die ägyptische Leinwand eine sehr gebräuchliche Waare oder Sache war, und eben dieß war vorerst hier nur zu erweisen.

Daß man schon im hohen Alterthume die Leinwand zu einem Schreibmaterial gebraucht habe, ist keinem Zweifel unterworfen. Der Uebergang zu diesem Gebrauche der Leinwand nach ihrer Erfindung konnte in der kürzesten Zeit erfolgen. Die ägyptische Hieroglyphenschrift war im Grunde nichts anders als eine Malerei, und verstand man nur einmal, dichte Leinwand zu verfertigen, so konnte dem Hieroglyphen-Maler nicht lange das neue Material zu seiner Kunst verborgen bleiben. Bald mußte man doppelt aufeinander gelegte und zusammengeleimte Leinwandstücke noch besser zu diesem Gebrauche geeignet finden, und es war nun nur noch die letzte Zuthat zu dieser Erfindung nöthig: die Aussenseiten zu glätten, so war dieß Schreibmateriale schon zu seiner ganzen Vollkommenheit gebracht.

Daß die alten Aegyptier selbst auf den Gedanken gerathen sind, ihre Leinwand zu einem Material zur Auftragung von Hieroglyphen anzuwenden, beweisen die Mumienbandagen. Es wäre freilich eine Vermessenheit, zu behaupten, daß von den noch vorhandenen Mumien Manche aus dem mosaischen Zeitalter stammen; aber der größere Theil derselben gehört doch der Zeit vor der

Einführung der Buchstabenschrift in Aegypten an, weil die allermeisten mit Hieroglyphen, und nur die wenigsten mit Buchstabenschrift beschrieben sind. Mag auch das Alter jener erstern immerhin Mosehs Zeitalter um Vieles nicht erreichen, so geht doch ihre Beschaffenheit ohnfehlbar von einer schon frühern Gewohnheit aus, nämlich von der Gewohnheit die vor der ordentlichen Verwesung gehörig bewahrten menschlichen Leichname in Leinwandbinden einzuwickeln. Diese Kunst der Aegyptier, die Todten einzubalsamiren, muß aber ein ungemein hohes Alter haben; dieß lehrt die Geschichte Jacobs. Den Leichnam dieses israelitischen Erzvaters haben seine Söhne aus Aegypten nach Canaan gebracht und dortselbst in sein Grabmahl gelegt (Gen. L.); wie wäre dieß aber in so heissen Ländern möglich gewesen, wenn er nicht durch eine künstliche Präparation in eine Mumie wäre verwandelt gewesen? Dieß ist nun ohne allen Zweifel angezeigt, wenn es in der angeführten Stelle heißt, daß man Jacobs Leichnam gesalbt habe. Muß man also schon, als der Erzvater Jacob starb, in Aegypten die Kunst, Mumien zu bereiten, verstanden haben, so kann man auch, wo nicht schon damals, doch noch vor Mosch, an der Leinwand den schicklichsten und passendsten Stoff zur Umwicklung der Mumien gefunden oder erkannt haben. Ich glaube nun, daß eben diese Anwendung der Leinwand den ersten Gedanken erregt hat, auf die Leinwandbandagen der Mumien Hieroglyphen, welche einen frommen Zweck hatten, zu mahlen oder zu zeichnen; und dadurch war der Weg zur vollkommenen Erfindung dieses neuen Schreibmaterials hinreichend gebahnt und mußte bald zum Endziele führen.

Unverwerfliche Berichte sagen, daß auch die Chinesen in den ältesten Zeiten ihre Schrift auf Leinwandstücke aufgetragen haben. Erfindungen, die dem nur etwas nachdenkenden Menschen vor den Augen liegen, wurden bekanntlich in gar vielen Sachen unter verschiedenen Nationen, unabhängig von einander gemacht. Livius spricht öfters (Liv. IV, 7. 13. 31. X, 38.) von libris linteis, als von etwas sehr Altem und längst Gebräuchlichem. Auch Plinius (H. N. XIII, 11.) spricht von voluminibus linteis, als von einem Schreibmaterial, das schon längst vor seiner Zeit im Gebrauche gewesen war. Mag auch die Zeit, welche Plinius im Sinne hatte, aus seinen etwas zweideutigen Worten unbestimmbar sein; davon hängt die Entscheidung über diese antiquarische Sache nicht im Mindesten ab. Es ist ausgemacht, daß schon vor Moseh in Aegypten Leinwand bereitet wurde, ist beinahe gewiß, daß die Anwendung der Leinwand zum Auftragen von Hieroglyphen bald nach ihrer Erfindung erfolgen mußte, und ist also nicht bloß möglich, sondern auch sehr wahrscheinlich, daß zu und vielleicht noch vor Mosehs Zeit die Leinwand schon als Schreibmaterial bekannt war. Es darf also jeder Freund von dem hohen Alter des Buches Hiob und des Pentateuchs entweder nach seinem ganzen Umfange oder nach seinen wesentlichen Bestandtheilen ganz unbesorgt sein; denn dem Verfasser des Buches Hiob und dem Moseh konnte zu schriftlichen Aufzeichnungen nicht bloß ägyptisches Papier, sondern auch Leinwand zu Diensten stehen; des noch ältern Gebrauches der Palmblätter zu diesem Zwecke gar nicht zu gedenken.

Vgl. Jahns biblische Archäologie, 1ten Thls. 1ter Bd. S. 421 — 429.

Pfeiffer über Bücherhandschriften überhaupt, S. 1 — 25.

Harmars Beobachtungen über den Orient, mit Anmerkungen von Faber, Thl. 2. S. 24 f. 163 ff.

Böttger's Aufsatz im Neuen deutschen Mercur, Jahrg. 1796. B. I. S. 233 ff. 310 ff.

Bellermanns Handbuch der biblischen Literatur, Thl. 1. Ausg. 1. S. 85 ff.

Wolfii *Prolegg. in Homer.* edit. 1. p. LIX sq. not. vulgarem opinionem de papyro inuento Alexandriae, profectam a M. Varrone ap. Plin. XIII, 11., plures jam pridem viderunt falsam esse. Enimuero locutus videtur Varro de commodiore quadam ratione faciendae chartae papyroceae, quam aetas sua vtebatur.

Scaligerus *de libris linteis.*

Plinii *Hist. Nat.* XIII, 11. "prius tamen, quam digrediamur ab Aegypto et papyri natura dicetur, cum chartae vsu maxime humanitas vitae constet et memoria. Et hanc Alexandri Magni victoria repertam auctor est M. Varro, condita in Aegypto Alexandria. Antea non fuisse chartarum vsum, palmarum foliis primo scriptitatum, deinde quarumdam arborum libris. Postea publica monumenta plumbeis voluminibus. Mox et priuata linteis confici coepta aut caeris. Pugillarium enim vsum fuisse ante Trojana tempora inuenimus apud Homerum. Zu dieser Stelle macht Pfeiffer (am a. O. S. 15.) die sehr nöthige Bemerkung, daß man das Wort *priuata* nicht im strengsten Sinne nehmen dürfe. Uebrigens hat die Auslegung dieser Stelle des Plinius ein fast wunderliches Schicksal gehabt. Jahn (Biblische Archäologie, Thl. 1. B. 1. S. 423 f.) bezieht,

und vor ihm schon Wehrs, das ante Trojana tempora auf das ägyptische Papier oder auf die Charta; Eichhorn (Einleitung in das A. Test. Thl. 1. §. 63. und Thl. 2. §. 405.) bezieht es (mit Wahl, Geschichte der morgenländischen Sprachen, S. 603.) auf die volumina lintea, und Vater (Commentar zum Pentateuch, Thl. 3. S. 529.) auf das zunächst vorhergehende caeris. Dabei bemühet sich Vater besonders, die große Unwahrscheinlichkeit der Eichhornischen Erklärung zu zeigen, und de Wette geht noch weiter (Lehrbuch der hebräischen Archäologie, S. 353 f.), er nennt diese Erklärung ganz falsch. Das ist bei einer unstreitig dunklen Stelle zu dreist abgesprochen. Pfeiffer (am a. O.) sagt von dieser Erklärung bloß, daß sie die Construction hart mache. Ohnerachtet nun Vater in dieser Stelle keinen Beweis von dem vortrojanischen Alter der Leinwand als Schreibmaterial findet, so giebt er doch (S. 532.) die Möglichkeit zu, daß Leinwand und Papyrus schon zu Mosehs Zeit als Materialien des Schreibens vorhanden gewesen seien; er stöst sich bloß an den Mangel bestimmter historischer Zeugnisse, und setzt hinzu: keines dieser Materialien des Schreibens ist auch in den Büchern des Pentateuchs als solches namentlich erwähnt. Hiegegen ist ohne Zweifel Webers (Versuch einer Geschichte der Schreibekunst, S. 104.) Aeusserung gerichtet: "Mosch selbst beschreibt seine Schreibmaterie nicht, so wenig, als wir bei unsern Schriften bemerken, daß wir auf Leinenpapier geschrieben haben, weil wir das für eine sonderbare Bemerkung halten würden, indem wir annehmen, daß dieses bekannt sei." Wir erfahren doch aus dem Pentateuch, daß Mosch בַּסֵּפֶר (Ex. XVII, 14.) oder עַל — סֵפֶר (Deut. XXXI, 24.) geschrieben habe; dieß wird im Pentateuch sehr bestimmt von dem עַל — כָּתַב unterschieden (Deut. XXVII, 8.), daher die auf steinerne Tafeln eingehauenen zehen Gebote לֻחֹת הָאֶבֶן (Ex. XXIV, 12.) genannt werden (vgl. Jos. VIII, 32.). Hieraus sieht

man, daß סֵפֶר, allein gesetzt, ein anderes, als Steinmaterial bezeichnet, weil, wenn dieser Begriff bezeichnet werden soll, das Wort immer einen Beisatz hat. Folglich nennt Moseh sein Schreibmaterial zwar nicht namentlich, aber er bezeichnet es doch als verschieden von Stein oder einem jeden andern harten Material. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der fraglichen Stelle des Plinius. Ich mag und will mir nicht herausnehmen, den Ausspruch zu thun: diese oder jene von den drei verschiedenen Interpretationen ist die allein richtige. Die Sache kann auch im Zweifel gelassen werden, da in jedem Falle Plinius entweder dem ägyptischen Papier (denn unter die arborum libri, worauf man schrieb, gehörte auch das aus dem Bast der Nilschilfstaude bereitete Schreibmaterial, wovon Plinius eigentlich spricht,) oder der Leinwand, als Schreibmaterial zugerichtet, ein vortrojanisches Alter zuschreibt. Denn das muß ich freigestehen, daß nach meinem exegetischen Gefühle die Vatersche Interpretation den untersten Platz einnimmt. Das Wörtchen enim verbindet zwar den letzten Satz unstreitig mit dem unmittelbar vorhergehenden; aber warum bloß allein mit dem letzten Worte des disjunctiven Ausdruckes linteis aut caeris? Man sollte füglicher meinen, es bezöge sich auf beides zugleich, und dieser Gedanke scheint auch in der Seele Vaters gewesen zu sein, wie seine Worte zu erkennen zu geben scheinen: "indessen selbst der vsus ante Trojana tempora geht nach der Absicht unsers Schriftstellers ohne Zweifel nicht sowohl auf linteis als auf caeris." Hiezu halte ich die Bemerkung für nothwendig, daß die eigentliche Absicht des Plinius ist, von dem ägyptischen Papier zu handeln; wenn man also die Absicht des Schriftstellers zum Entscheidungsgrund annehmen will, so muß man das ante trojana tempora mit Wehrs und Jahn auf das ägyptische Papier beziehen. Es kommt nun freilich darauf an, was pugillares sind, und für welche Beziehung die Hauptbedeutung dieses Wortes spricht. Pugillaris sc. libellus

seu codicillus ist nun überhaupt ein Schreibblatt von der Größe, daß man es mit Einer Hand halten kann (im Gegensatze von den breiten und langen Buchrollen, volumina). Das Material läßt der Ausdruck unbestimmt, weil es sehr verschieden sein konnte. Freilich hat man insonderheit die zu Schreibübungen gebräuchlichen Wachstafeln vornehmlich pugillares genannt; aber das Wort diente auch zur Bezeichnung anderer kleiner Schreibblätter. Also auch das Wort pugillares reicht keine Hilfe dar zu einer ganz bestimmten Erklärung der Stelle. Es bringt auch für unsere Untersuchung keinen Schaden, wenn der Sinn, wie es nothwendig ist, in Rücksicht auf eine einzelne Beziehung des ante trojana tempora zweifelhaft gelassen werden muß. Wir brauchen uns blos an die Hauptsache zu halten. Plinius beruft sich auf den Homer, und er hatte, wie Vater bemerkt, den Brief des Proetus im Sinne. Dieser Brief kann nicht eine lastvolle Steinmasse, nicht eine zentnerschwere Metallplatte, nicht ein langes, glatt gehobeltes Stück Holz gewesen sein; sondern er muß auf ein leicht tragbares Material geschrieben gewesen sein. Mag er nun auf Papyrus oder Leinwand oder etwas Aehnliches geschrieben gewesen sein, das kann unbestimmt bleiben. Genug für uns, daß auch Plinius sagt, schon vor dem Trojanischen Kriege sei ein biegsames Schreibmaterial vorhanden gewesen.

Anm. 1. In meiner Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Schriften des alten Testaments, Thl. I. §. 2. habe ich mich auf Eichhorns Authorität in Bezug auf die schon viel besprochene Stelle in dem Plinius bestimmt für die Leinwand als das älteste biegsame Schreibmaterial erklärt und behauptet, Moseh habe die einzelnen Gesetze und Aufsätze in den vier letzten Büchern des Pentateuchs, die schon von seiner Hand herrühren, auf Leinwandstücke geschrieben. Jetzt kann ich das aber nicht mehr thun. Ich bin zwar noch immer überzeugt, daß schon zu Mosehs Zeit

die Kunst erfunden war, die ägyptische Leinwand zu einem Schreibmaterial zuzurichten; aber gegenwärtig zweifle ich auch nicht mehr daran, daß zu seiner Zeit auch schon die Bastschichten der Papyrusstaude zu einem Schreibmaterial präparirt werden konnten. Ich halte also jetzt Eines wie das Andere für möglich, daß Moseh sowohl auf Papyrus, als auf Leinwand geschrieben habe. Indessen schließe ich auch einen dritten Fall nicht aus, und glaube, daß Moseh auch auf Palmblätter geschrieben haben kann. Unstreitig gieng dieses Schreibmaterial dem Papyrus und der Leinwand noch voraus. Die Palmblätter haben eine solche Dichtigkeit und Dauerhaftigkeit, freilich relativ geringer, als die vorhin genannten beiden Materialien, daß man wirklich Jemanden die Absicht zutrauen kann, etwas auf die Dauer darauf zu schreiben. Daß sich auf den europäischen Bibliotheken Manuscripte von ganzen Büchern auf Palmblättern aus neuern Zeiten als bibliographische Seltenheiten befinden, ist bekannt, auch schon im Vorhergehenden beiläufig bemerkt worden. Mein seeliger Lehrer, College und Freund Pfeiffer besaß einen Brief des königlichen Hofes in Candia auf Ceylon an den damaligen holländischen Gouverneur der Insel Ceylon (einen Anverwandten Pfeiffers), im J. 1774. auf Palmblätter geschrieben, welcher nach 40 Jahren noch ganz unversehrt war und seinem Material nach ein noch mehr als hundertjähriges Alter verbürgt. Von Seiten der Conservationsfähigkeit läßt sich also gegen die Palmblätter zu einem Material zu schriftstellerischen Arbeiten kein Einspruch machen. Sowohl Moseh kann zur Aufzeichnung, Bekanntmachung und Niederlegung seiner einzelnen Gesetze an der Seite der Bundeslade Palmblätter gebraucht, als auch der Verfasser der Jobiade sein Gedicht darauf geschrieben haben. Daß dieses Material früher als ein anderes Umschreibungen oder Erneuerungen des Manuscripts nöthig machte, versteht sich von selbst, aber dafür mußte die Nachwelt sorgen, wollte sie anders das Erhaltene auch erhalten.

Anm. 2. בוץ ist nicht immer Leinwand, leinenes Zeug, sondern auch oft Baumwollenzeug, wovon die Ursache die ist, daß die Hebräer zu der Bezeichnung der Baumwolle kein eigenes Wort hatten, sondern dieselbe פִּשְׁתֵּי עֵץ Baumflachs nannten (Ios. II, 6.). Aber auch der ägyptische Βυσσος war nicht immer Leinwand, sondern späterhin häufiger baumwollener Stoff, Cattun, mit welchem aus der arabischen in die neuern europäischen Sprachen übergegangenen Worte der Araber die Baumwolle bezeichnete. Doch war das uranfängliche Fabricat בוץ, Βυσσος, flächsern, Leinwand, welches schon daraus erhellt, daß nur für diesen Begriff die Hebräer ein Wort in ihre Sprache aufgenommen haben. Das blieb auch immer die Hauptbedeutung von dem Worte בוץ, daher die chaldäischen Paraphrasten öfters für פִּשְׁתָּה Flachs בוץ setzen, z. B. Ies. XLIII, 27. Ezech. XLIV, 18. Wenn von dem בוץ oder Βυσσος als Schreibmaterial die Rede ist, ist in den frühesten Zeiten Leinwand verstanden, in den nachfolgenden Zeiten aber meistens Cattun; denn die Binden der meisten Mumien sind schon Cattun; s. Forster *de Bysso veterum*, S. 70 ff.

## §. 30.

### Das Uralphabet und seine nächsten Abarten.

Für den Theologen hat auch ein besonderes Interesse die Frage, welches das Uralphabet gewesen sei? Denn es läßt sich geschichtlich nachweisen, daß die Hebräer vor dem Exil noch solchen Buchstaben geschrieben haben, die zwar die Form der Urbuchstaben nicht mehr ganz und vollkommen gehabt haben, aber doch denselben noch ähnlich gewesen sind. Für den alttestamentlichen Kritiker ist diese Sache von Wichtigkeit; denn über den Ursprung mancher Varianten im Texte des alten Testaments läßt sich nur Licht verbreiten, wenn man über

die Gestaltung der Buchstaben, mit welchen die ältern alttestamentlichen Schriften ursprünglich aufgezeichnet und bis auf des Priesters Esras Zeit herab abgeschrieben worden sind, in Gewißheit ist. Die ältern Theologen unserer Kirche glaubten zur Ehre unserer Offenbarungsschriften behaupten zu müssen, daß die gegenwärtigen hebräischen Buchstaben, mit welchen alle Handschriften der alttestamentlichen Bücher (freilich mit starken und mannichfaltigen Modificationen, nach Verschiedenheit der fortlaufenden Zeit und auch nach Verschiedenheit der Länder) geschrieben, und mit welchen sie dann auch (aber gleichfalls in mehrfachen Modificationen) gedruckt worden sind und noch immer gedruckt werden, die ersten in der Welt gewesen seien. Man nennt diese Schrift die hebräische Quadratschrift, von welcher die erwähnten Theologen behaupteten, daß sie das Uralphabet gewesen und schon mit der Erfindung der Buchstabenschrift in der Welt verbreitet worden wäre. Aber man weiß jetzt, daß die Hebräer ihre gegenwärtige Schrift erst im Exil von den Babyloniern angenommen, und daß sie vor dem Exil mit etwas anders gestalteten Buchstaben geschrieben haben, welche sich in dem samaritanischen und auch palmyrenischen Alphabet, so wie in der jüdischen Münzschrift, freilich mit manchen unvermeidlichen Veränderungen, bis auf unsere Tage fortgepflanzt haben. Doch dieß kann nur als Einleitung zu diesem Paragraphen dienen, und wir müssen jetzt auf den Uranfang zurückgehen, und den Weg ausmitteln, auf welchem das Uralphabet zu den Hebräern gelangt ist, und wie dieses beschaffen war und in welcher Gestaltung es unter die Hebräer gekommen ist. Dann werden wir von selbst auf den Unterschied der frühern und spätern Schriftzüge der Hebräer zurück kommen.

Die Griechen nannten die Buchstaben, welche die Phönizier zu ihnen gebracht hatten, ebendeswegen phönizisch oder auch kadmisch, weil sie dem Manne, durch welchen dieses geschehen war, den Namen κάδμος beilegten. Wenn neuere Historiker und Archäologen dieß zu den Griechen gebrachte Alphabet in dem Sinne phönizisch geheissen haben, weil die Phönizier die Erfinder der Buchstabenschrift gewesen wären, so war dieß irrig, wie sich aus dem ergiebt, was wir schon im Vorhergehenden hierüber gesagt haben. Nur in dem Sinne kann dasjenige Alphabet, welches die phönizischen Kaufleuthe nach Griechenland und in andere Länder gebracht haben und welches sich in den Alphabeten der Hebräer, Griechen ꝛc. freilich stark degenerirend, fortgepflanzt hat, phönizisch genannt werden, daß durch diese Bezeichnung angegeben werden soll, durch die Phönizier ist dieß Alphabet unter andere Völker verbreitet worden. Die Phönizier haben die Buchstabenschrift aus Babylonien erhalten. Sie haben sie aber gelassen, wie sie war, und statt derselben nicht neue Charaktere erfunden; denn wenn sie die Form der Buchstaben ganz verändert hätten, so hätten sie ihnen auch andere Namen gegeben; aber die Namen sind alle aramäischer Abstammung. Umgekehrt beweisen die Namen, daß sie auch die Form der Buchstaben beibehalten haben. Die Griechen nannten, wie schon gesagt, die zu ihnen gebrachten Buchstaben phönizisch oder kadmisch, ebenfalls ein Beweis, daß sie die Form oder Structur derselben beibehalten haben; Herodot sagt dieß selbst ausdrücklich (s. oben S. 79 f.). Daß sie aber die Namen beibehalten haben, lehrt der Augenschein; denn αλφα, βηθα,

γαμμα, δελτα ꝛc. sind nicht griechische, sondern aramäische Wörter. Auch die Hebräer haben die empfangenen Namen beibehalten, wie die Aehnlichkeit ihrer Buchstabenbenennungen mit denen der Griechen beweist: Aleph, Beth, Gimel, Daleth ꝛc. Es läßt sich also mit Beziehung des hebräischen und griechischen Alphabets auf die Beschaffenheit des Alphabets, welches die Phönizier von den Babyloniern erlernt und dann weiter in der Welt verbreitet haben, zurückschließen, und zwar vermittelst der Bedeutungen der Buchstaben-Namen. Denn diese stehen im unmittelbarsten Zusammenhange mit ihren Figuren, weil diese unleugbar rohe und schwache Nachbildungen von den Gegenständen sind, welche die Namen der Buchstaben bezeichnen. Denn sie bezeichnen gewisse sinnliche Gegenstände, theils dem Ganzen, theils einem der vorzüglichsten Theile nach. Um sich das recht anschaulich machen zu können, muß man freilich das samaritanische, palmyrenische und jüdische Münz-Alphabet, worin sich so ziemlich das alte Alphabet der Hebräer erhalten hat, vor sich nehmen; aber selbst die spätere hebräische (die Quadrat-) Schrift und die griechische Uncialschrift (welche bekanntlich der jetzigen griechischen Currentschrift vorausgegangen oder vielmehr die Mutter oder Entstehungsquelle von dieser ist) haben sich nicht so gar weit von den ältesten Schriftzügen der Hebräer und Griechen abgeirrt, daß man die Form derselben in ihnen nicht noch erkennen könnte.

Αλφα, aram. אַלְפָּא, hebr. אָלֶף, der Ochse. Die Figur des Buchstabens war Nachbildung eines Ochsenkopfes.

Βηθα, aram. בֵּיתָא, hebr. בֵּית, das Haus. Die Figur des Buchstabens war der Endumriß eines Hauses.

Γαμμα, aram. גַּמְלָא, hebr. גָּמָל, das Cameel. Die Figur dieses Buchstabens sollte ein Cameel mit seinem Höcker darstellen.

Δελτα, aram. דַּלְתָּא, hebr. דָּלֶת, die Thüre. Die Figur des Buchstabens sollte an eine offen stehende Thür erinnern.

Θητα. aram. טֵיתָא, hebr. טֵית, die Schlange. Die geringelte Figur des Buchstabens sollte eine ruhende Schlange vorstellen.

Ιωτα, aram. יְדָא, hebr. יַד (יוֹד sprachen es die alten Hebräer aus s. Hetzelii *Syst. Grammat. linguae hebr.* §. 28. Nr. 7. Nach Paulus soll aber dieß die galiläische Aussprache des Wortes sein) die Hand. Die Figur des Buchstabens sollte eine zuwerfende, mittheilende Hand vorstellen.

Καππα, aram. כַּפָּא, hebr. כַּף, die hohle Hand. Die Figur des Buchstabens sollte eine zum Empfang von etwas aufgeschlagene, aber von vornen aufgebogene Hand vorstellen.

Λαμβδα, was dieser Name bedeuten soll, sagt Hug, wisse er nicht; das Grundwort heisse stechen und unterrichten; das Stammwort bezeichnete daher vielleicht einen hieroglyphischen Griffel. Paulus hält es für eine verwandte Form von מַלְמָד Ochsenstecken, Ochsenknüttel. Hetzel führt es zurück auf ein ausser Gebrauch gekommenes hebräisches nomen לָמֶד = לַמְדָ (ordentlich punctirt לָמֶד, wie die Hebräer den Buchstaben nannten). Dieser Meinung ist auch Gesenius, welcher dem Worte לָמֶד bestimmt

die Bedeutung Ochsenknüttel beilegt; man muß nämlich an den vornen mit einem Stachel bewaffneten, langen Stecken denken, womit die orientalischen Bauern beim Pflügen die Ochsen zum Fortgange antrieben. Einen solchen, vornen eingebogenen Knüttel sollte wahrscheinlich die Figur des Buchstabens darstellen. Im Aramäischen muß das Wort לַמְדָא gelautet haben; ganz der griechische Name Λαμβδα, von den Phöniziern zu den Griechen gebracht.

Mυ; die Bedeutung dieses Namens, sagt Paulus, ist sehr ungewiß. Auch Gesenius getrauet sich nicht, eine anzugeben. Dagegen sagt Hug bestimmt: Mem (מַיִם = סִים) ist Wasser. Er meint, die fortschwebende, undulirende Bewegung der Linien in der Urfigur des Buchstabens drücke dieß aus. Was dieser Erklärung einige Wahrscheinlichkeit giebt, ist, daß der folgende Buchstabe der Fisch heißt; denn beim Wasser ist der nächste Gedanke Fische. Eben so folgte in gleicher natürlicher Ideenverbindung oben auf Ιωτα die mittheilende Hand: Καππα die empfangende Hand. Auch Hetzel tritt Hugs Erklärung bei, und er setzt noch hinzu, daß der Erfinder der ursprünglichen Figur wohl das wogende Meer nachbilden wollte. Die alten Aramäer mögen den Buchstaben מי genannt haben, daher der Name μυ bei den Griechen. Hetzel muthmasset, es möge die Form מי unter den Phöniziern gewöhnlich gewesen sein.

Nυ, corrumpirte Form des aramäischen und hebräischen Wortes נון der Fisch. Die Urfigur des Buchstabens stellt etwas sich Schlängelndes dar und hat Aehnlichkeit

lichkeit mit einem schnalzenden Fische. Die gegenwärtige Finalfigur des Buchstabens im Hebräischen kommt jener ursprünglichen näher, und ist, wie auch Paulus glaubt, wohl die ältere bei den Hebräern.

Pω, abgekürzt aus dem hebräischen רֹאשׁ, bei den Aramäern und spätern Hebräern auch רֵישׁ, welche Form als Name dieses Buchstabens in Gebrauch kam, das Haupt. Die alte Figur des Buchstabens ist der rohe Umriß eines Menschenkopfs.

Σιγμα, schwerlich corrumpirt aus dem aramäischen שִׁנָּא, hebr. שִׁן der Zahn, sondern das Samech, aram. סִמְכָא triclinium, Ruhesopha, das bei den Orientalen an mehreren Seiten der Zimmer herumlief, woran auch die Urfigur des Buchstabens erinnert.

Ταυ, aram. und hebr. תָּו, eine kreuzförmige Figur. Im samaritanischen Alphabet hat die Figur des Buchstabens nur noch wenig Aehnlichkeit damit, aber desto mehr auf palästinischen Münzen, auf Mumienbandagen, und noch am meisten in der Gestalt des Griechischen Uncialen T. Nach dem Hieronymus hatte ehemals auch im Hebräischen der Buchstabe ganz die Gestalt eines Kreuzes. Er schreibt Comment. in Ezech. ad III, 4. in *antiquis* Hebraeorum libris, quibus vsque hodie vtuntur Samaritani, extrema *Tau* litera *crucis* habet similitudinem.

Aus diesen Beispielen wird es unwidersprechlich gewiß, daß die Namen der von den Phöniziern zu den Griechen gebrachten Buchstaben semitisch, oder bestimmter, aramäisch, babylonisch sind. Ein älteres Alphabet kennen wir nun nicht, und die Uebereinstimmung der Bedeutungen der Buchstaben mit der ur-

sprünglichen Figur der Buchstaben, macht ganz gewiß, daß mit der Erfindung der Buchstabenschrift auch schon die Namen der Buchstaben entstanden sein müssen. Folglich haben die Phönizier das Uralphabet der Welt unter die Griechen und andere Nationen gebracht. Schon oben (S. 63.) ist aber bemerkt worden, daß der Natur der Sache nach angenommen werden muß, der Erfinder des Alphabets habe bloß so viel Charactere erfunden, als sich bei dem ersten Versuche, die einzelnen Laute der Wörter zu analysiren, wesentlich von einander unterscheiden ließen. Daher wird es nun nothwendig, auch anzunehmen, daß das Uralphabet noch nicht so viel Buchstaben gehabt, als man nachgehends überall, aber mit mehrerlei Abweichungen, gebraucht hat. Dieß bestätiget sich auch aus der Geschichte, wie uns noch aus der oben (S. 82.) angeführten Stelle des Plinius erinnerlich ist. Es bestätiget sich gleichfalls aus der Ansicht und Vergleichung der verschiedenen Alphabete der alten Völker.

Wenn also, natürlicher Weise, anfänglich bloß für jeden wesentlich unterschiedenen Laut ein Character oder Buchstabe erfunden worden ist, so wird sich das Uralphabet beschränkt haben auf die Laute: A (als Consonant oder Hauchzeichen betrachtet) B. D. G. I. K. L. M. N. R. S. Mit diesen eilf Buchstaben konnte man schon schreiben. Daß man nicht schon für die Vocale oder Selbstlauter Buchstaben erfunden hat, wird daraus gewiß, daß mehrere Nationen die Buchstabenschrift angenommen und Jahrhunderte lang im Gebrauche gehabt haben, ohne Buchstaben für die Vocale zu haben. Bei dieser Urer-

findung kann es aber nicht lange geblieben sein, sondern man muß das Alphabet bald mit neuen Buchstaben vermehrt haben, und dieß muß in Babylonien schon vorher geschehen sein, ehe die Phönizier die Buchstabenschrift von dort abholten und in der weiten Welt verbreiteten. Denn mehrere Buchstaben, bei welchen die Wahrscheinlichkeit eintritt, daß sie erst später zu dem Alphabet hinzugekommen sind, weil sie zusammengesetzte Laute bezeichnen, haben ebenfalls aramäische Namen; die Phönizier müssen sie also schon von den Babyloniern erhalten haben. Dieß läßt sich genau mit Beispielen beweisen.

Ζητα drückt den zusammengesetzten Laut ds aus, wie schon Eustathius zu Homer. T. III. p. 1562. bemerkt hat: το Ζητα εκ τυ Σιγμα και Δελτα συγκειται. Die Aramäer und Hebräer nennen jetzt diesen Buchstaben זַיִן, welches Wort im Arabischen einen Gürtel, im Syrischen aber Waffe bedeutet. Die letztere Bedeutung nimmt hier Gesenius an, Paulus will aber die erstere vorziehen, weil die Urfigur des Buchstabens, besonders auf dem palmyrenischen Alphabete, einem hängenden Gürtel gleich sehe. Hetzel meint, der griechische Name Ζητα sei aus den zwei Buchstaben-Namen Sain und Zade zusammengesetzt. Die Griechen sollen, nachdem sie später erst mit dem Buchstaben צ ts bekannt geworden waren, denselben mit ihrem bisherigen Ζαιν combinirt haben, indem sie in den Namen Ζαιν ein τ (nach einer leichten Verwechslung, statt eines δ) einrückten, so daß der daraus gebildete neue Name so viel als zain-zade sagen sollte. Allein diese Erklärung halte ich für sehr unwahrscheinlich. Dies

Wort ζητα hat die aramäische Endigung, wie αλφα, βηθα, γαμμα ꝛc.; ich möchte also ζητα lieber auf ein altes auſſer Gebrauch gekommenes aramäisches Wort זִיתָא, זִיאָה, von gleicher Bedeutung als das hernach dafür aufgekommene Wort זַיִן (vielleicht ein Dual), zurückführen; oder, es mag von diesem letztern früherhin die weibliche Form זִיָא gewöhnlich gewesen sein, woraus mit dem Artikel זִיתָא und bei den Griechen hieraus per corruptionem ζητα wurde.

Von den drei Buchstaben δελτα, θητα und Ταυ kann auch nur Einer zum ursprünglichen Alphabete gehört haben. Denn jede Erfindung gieng vom Einfachen aus; für den Laut d und t hat der Erfinder des Alphabets gewiß nur Ein Zeichen gewählt. Ohnfehlbar aber nicht das θητα oder טֵית, denn dieser Buchstabe ist der Character für das gehauchte t (nämlich th), auf dessen Unterscheidung man erst bei fortgesetzter Beobachtung der lebendigen Rede gelangen konnte. Man kann nur zwischen δελτα und Ταυ wählen, wovon Eines der ursprüngliche Buchstabe gewesen sein muß, wahrscheinlich das δελτα, weil das Ταυ erst am Ende des Alphabets steht. Warum man das ebenfalls spätere θητα oder טֵית in die Mitte stellte, läßt sich nicht leicht sagen. Man kann aber daraus nicht gerade schließen, daß es älter sei, als das Ταυ. Daß übrigens schon eher, als die Phönizier die Buchstabenschrift erhalten hatten und anderwärts verbreiteten, der Laut d in seine drei verschiedenen Klänge zergliedert und hiernach mit drei verschiedenen Zeichen im Alphabet bezeichnet worden war, machen die aramäischen Namen dieser drei Buchstaben gewiß.

Von den drei S, welche das hebräische Alphabet, ס, שׂ und שׁ, hat, und eben so auch die Alphabete der meisten semitischen Dialecte, kann auch nur Eines schon Bestandtheil des Uralphabets gewesen sein. Denn bei diesem Laute fand ohnfehlbar das Nämliche Statt, als bei dem Laute D. Daß das ש als Zeichen für das weichere S jünger sei, ist von allen hebräischen Grammatikern anerkannt, und es ergiebt sich auch aus dem Namen selbst, der gar kein Wort ist, sondern seine Punctation erhalten hat zu dem Zwecke, um die Aussprache des Buchstabens zu bezeichnen. Das ש ist älter, aber es kann nicht schon ein Bestandtheil des Uralphabets gewesen sein, denn es drückte anfänglich einen zusammengesetzten Laut (das doppelte s, also ss) aus, der erst bei fortgesetzter Beobachtung der lebendigen Rede bemerkt werden konnte. Der Urbuchstabe für den einfachen Laut S war ohne Zweifel ס d. h. סָמֶךְ, aramäisch jetzt Semcath, eigentlich סִמְכָא, unstreitig das *Σιγμα* im griechischen Alphabet, wie schon oben (S. 113.) bemerkt worden ist. Paulus und Gesenius erklären den Namen nach seiner Abstammung durch: Unterstützung, worauf etwas ruhet, *triclinium*. Die Urfigur des Buchstabens stellt auch etwas dergleichen vor. Diesen Buchstaben haben also die Griechen schon von den Phöniziern erhalten, aber nicht das ש der Semiten; dieses erfanden sich die Semiten erst nach dem Zeitpunct, da die Buchstabenschrift zu den Griechen gebracht worden war, und sie unterschieden es späterhin in das zischende doppelte S, שׂ, Sch, und in das ordentliche nicht zischende, sondern weiche scharfe ss, ש. Die dreizackige Figur ש stellt die untere Zahnreihe im Mun-

de vor, womit auch der Name ⟨ש֣⟩ = ⟨ש֤⟩, dens, übereinstimmt, und wurde wegen der Natur des Lautes gewählt, der vermittelst der Zähne hervorgebracht wird.

Π, ist zwar ein Buchstabe, welchen die Griechen schon von den Phöniziern empfangen haben müssen, wie sein semitischer Name פִּי oder פֶּה der Mund beweist, und die Urfigur des Buchstabens, vornehmlich auf den palmyrenischen Inschriften, bezeichnet auch den mit beiden Lippen geschlossenen Mund. Aber ein ursprünglicher Bestandtheil des Alphabets ist er noch nicht gewesen. Denn er drückt das verdoppelte B oder das sogenannte harte B aus, und zur Wahrnehmung dieses zusammengesetzten Lautes war nach der Erfindung der Buchstabenschrift erst einige Zeit nöthig. Anfänglich hatte man für den einfachen Laut B bloß das βητα, בֵּיתָא, welches schon daraus hervorgehet, daß dieser Buchstabe in allen alten Alphabeten den zweiten Platz einnimmt.

Für das ק, קוּף der Semiten hat das griechische Alphabet kein Zeichen, der sicherste Beweis, daß das Alphabet diesen Buchstaben noch nicht hatte, als es von den Phöniziern zu den Griechen gebracht wurde. Der Name heißt überhaupt ein Oehr, um etwas darin einzuhängen, daher auch insonderheit eine Nadel. Dem entspricht auch die Urfigur des Buchstabens, der aber erst nach den Zeiten des sogenannten Cadmus zu dem Alphabete bei den Semiten gekommen sein kann.

Für den Laut h hatte das Uralphabet höchst wahrscheinlich bloß das Zeichen αλφα, אַלֶּף. In nächster Zeit mußte man aber die Bemerkung machen, daß die-

ser Laut bald schwächer, bald stärker ausgesprochen wird. Man mußte also für die stärkere Aussprache ein besonderes Zeiches erfinden, und das gab dem ה in den semitischen Alphabeten seinen Ursprung. Den Namen הֵא läßt Gesenius unerklärt, und es ist auch fast unerklärbar. Paulus sagt als Muthmaßung: „הֵא ist: siehe! Hat vielleicht der Erfinder einen deutenden Finger (digitus index) zum Bild des Tods machen wollen?“ Hetzel dagegen ist geneigt, dem Namen aus dem Arabischen die Bedeutung: Hauch, *halitus*, beizulegen. Aber er macht sich selbst die Einwendung, daß alle Namen der Buchstaben sinnliche oder körperliche Gegenstände bezeichnen; und das ist auch ein hinlänglicher Grund, um diese Erklärung zu verwerfen. Genug, daß dieser Buchstabe schon in dem Alphabete war, als dasselbe zu den Griechen gebracht wurde; ursprünglich war er aber ohnfehlbar nicht. Die Griechen nahmen eine Veränderung mit diesem Buchstaben vor. Sie machten sich den Vocal ε daraus; denn der gleiche Zahlwerth des ε im griechischen Alphabet mit dem ה der Semiten dient zum Beweise, daß beide Buchstaben einander entsprechen. Vermuthlich war bei den alten Phöniziern und Aramäern das verstärkte h, welches sie mit diesem Buchstaben bezeichneten, gemeiniglich in Gemeinschaft mit dem Selbstlaut e ausgesprochen worden.

Eine ähnliche Umwandlung gieng bei den Griechen mit dem stärksten Hauchzeichen der Semiten vor, mit dem חֵית, welches das dreifache h, ein volles aus der Kehle heraufgezogenes ch ausdrücken soll. Sie verwandelten es in ihr ητα, und machten es also auch zu einem

Vocalzeichen. Daß beide Buchstaben einander entsprechen, lehrt nicht nur der gleiche Zahlwerth beider, sondern es wird auch daraus gewiß, daß die Siebenzig Dollmetscher das hebr. ה in Eigennamen öfters bloß als einen spirituirten Vocal ausdrücken. Selbst die Veränderung des Namens חִוִּית in ητα beweiset dieses. Der Name ist offenbar semitisch, aber seine Bedeutung höchst ungewiß. Paulus schwankt zwischen den zwei Bedeutungen; *vitta*, Kopfbinde, und *filum*, Faden. Jene Bedeutung bietet ein verwandtes syrisches Wort, und diese ein arabisches Wort, und auch das hebräische nomen חוּת dar. Aber er sagt selbst, daß die Urfigur des Buchstabens nicht mit diesen Bedeutungen zusammentreffe. Gesenius fragt, ob man es vielleicht durch Zaun übersetzen dürfe? Hetzel möchte nach einem andern arabischen Worte חִוִּית durch Columne übersetzen, weil die Figur des Buchstabens in dem phönizischen und samaritanischen Alphabet etwas Aehnlichkeit damit hat. Das Beste ist, den Urnamen unerklärt zu lassen, genug daß der semitische Ursprung desselben keinem Zweifel unterliegt. Da die Urnamen der Buchstaben aus Zeiten stammen, woraus wir keine schriftlichen Denkmale mehr haben, so ist es sehr begreiflich, daß sich unter diesen Buchstaben-Namen Archäismen befinden, die wir gegenwärtig nicht mehr erklären können. Eben so ist eine ganz natürliche Sache, daß die Griechen nicht bloß das ה, sondern überhaupt alle sogenannte Gutturalen der Semiten zugleich als spirituirte Vocale gebraucht oder, wenn man will, dazu gemacht haben. Ihr Organ war zur eigenthümlichen Aussprache derselben nicht geeignet; daß sie aber auf den Gedanken verfallen sind, sie als

Vocalbuchstaben zu gebrauchen, hat darin seinen Grund, daß die Orientalen ihre Kehlbuchstaben nicht aussprechen können, ohne einen schwachen Selbstlauter damit zu verbinden. Daher noch jetzt im Hebräischen die Gutturalen in gewissen Fällen, wo sie keinen ganzen Vocal haben, einen Halbvocal (ein Schva compositum, und das ה und ח am Ende der Worte ein sogenanntes patach furtiuum) haben. Diese Bemerkung giebt das nöthige Licht dem semitischen Buchstaben *y*, und seinem Verhältnisse zum griechischen Alphabet. Der Name des Buchstabens ist עַיִן das Auge. Im Samaritanischen Alphabet stellt die Figur ein gespitztes, blinzelndes Auge vor, auf den hebräischen Münzen hat aber der Buchstabe die runde Ovalbildung des Auges. Der Buchstabe kann nicht ursprünglich sein; denn er bezeichnet einen zusammengesetzten Laut, hg, oder das h, mit von aussen nach der Kehle zu gezogener Luft ausgesprochen. Daher es die Alexandriner nicht selten durch ein γ in Eigennamen ausdrücken. Das Organ der Griechen war für diesen schwer auszusprechenden Laut nicht geschaffen; daher haben sie diesen Buchstaben in ihr ο (das sogenannte ο μικρον) umgewandelt. Der gleiche Zahlwerth mit dem semitischen *y*, und die gleiche Figur des Buchstabens mit seiner Gestalt auf den jüdischen Münzen und in dem maltaischen Alphabet macht dieß äusserst wahrscheinlich. Daß die Griechen sich angewöhnt haben, diesen Buchstaben als ο auszusprechen, und ihn auch so geheissen haben, vermuthet Hetzel den Grund darin, daß die Phönizier nach ihrem besondern palästinensischen Dialect עִיִן Ojin, statt עַיִן Ain ausgesprochen haben mögen. Ich finde Anstand, dieser Erklärung beizutre-

ten; ich vermuthe dagegen, daß die Griechen den orientalischen Namen des Buchstabens absichtlich nicht angenommen haben, weil der eigentliche Laut desselben für ihr Organ nicht war. Doch müssen sie Veranlassung gehabt haben, ihn in den Vocalbuchstaben O zu verwandeln. Vielleicht war das gefühlte Bedürfniß die Ursache, daß sie unter den zu ihnen gebrachten Buchstaben keinen fanden, womit sie den Laut O ausdrücken konnten. Den hierauf bestimmten Laut des Buchstabens wählten sie nun auch zu seinem Namen.

Durch das Bisherige sollte bewiesen werden, daß das Uralphabet unter den Semiten erfunden worden ist, daß dasselbe ursprünglich nur für die einfachen Laute Zeichen oder Charactere hatte, daß aber schon vor der Zeit, als dieses Alphabet durch die Phönizier weiter verbreitet wurde, das Uralphabet durch Erfindung besonderer Zeichen, theils für verschiedene Modificationen der einfachen Laute, theils für Zusammensetzungen derselben ergänzt und vervollständiget worden ist. Dabei blieb aber das Alphabet nicht, nachdem es unter andere Nationen gebracht worden war. Jedes Volk in ältern und neuern Zeiten hat seine zusammengesetzten Laute, die andere Völker nicht haben. Die Griechen erfanden sich in fortgehender Zeit ihr ξι (chs), ihr υ (υψιλον), ihr phh, f (φι), ihr ch (χι), ihr ps (ψι) und ihr doppeltes oder gedehntes ο, welches sie selbst durch die Verdoppelung der Figur, durch Ω auszudrücken suchten. Die Hebräer haben zur Vervollständigung oder genauern Einrichtung des Alphabets nicht so viel gethan, welche Unterlassung oder Nachlässigkeit noch heut zu Tage die

die hebräischen Philologen fühlen müssen. Sie haben nämlich nicht für alle in den Wörtern unterscheidbare (und von ihnen im Ausdrucke wirklich unterschiedenen) modificirte oder zusammengesetzte Laute besondere Zeichen erfunden und bei sich eingeführt. Die spätere Unterscheidung zwischen ש und שׁ gehört vielleicht früher den Arabern an, und ist nur zu den Hebräern übergegangen. Die Araber haben zur Vervollständigung des Alphabets mehr gethan, als jede andere Nation. Die kleinsten Nüancen der einfachen Laute sind ihnen nicht entgangen, und an ihnen eigenthümlichen Zeichen für zusammengesetzte Laute ist ihr Alphabet vornehmlich reich.

Plinius berichtet nach Einer im Alterthume gehenden Sage, daß der sogenannte Cadmus sechzehen Buchstaben zu den Griechen gebracht habe. Er nennt sie nicht, sondern setzt bloß hinzu, daß zur Zeit des Trojanischen Krieges Palamedes vier neue θ ξ φ χ und nach diesem Simonides abermals vier neue: ζ η ψ ω hinzugethan habe. Von dem Aristoteles sagt er aber, daß dieser behauptet hat, das alte Alphabet der Griechen habe aus achtzehen Buchstaben bestanden: α β γ δ ε ζ ι κ λ μ ν ο π ρ σ τ υ φ, und nicht Palamedes, sondern Epicharmus habe hernach noch das θ und χ hinzugethan. Wenn man unter priscas literas die, vor dem Trojanischen Kriege unter den Griechen gewöhnlich gewesenen, Buchstaben verstehen darf, so mag diese andere, von Aristoteles berichtete Sage Wahres enthalten; aber das schon von den Phöniziern zu den Griechen gebrachte Alphabet kann nicht gerade aus diesen achtzehen Buchstaben bestanden haben;

unter ihnen sind offenbar schon einige, welche die Griechen erst selbst erfunden und zu dem Alphabete hinzu gefügt haben, nämlich: υ und φ, wie schon ihr Name griechischen Ursprungs beweist. Wenn man also diese zwei Buchstaben abrechnet, so kommt die Zahl 16 heraus, und die andere, von Plinius berichtete, Sage scheint also hierdurch bestätiget zu werden. Folglich hätte der angebliche Cadmus zu den Griechen die sechzehen Buchstaben: α β γ δ ε ζ ι κ λ μ ν ο π ρ σ τ gebracht, und wirklich machen diese sechzehen Buchstaben schon ein Alphabet, mit dem man alle Wörter zur Noth schreiben kann. Indessen in diesem Verzeichnisse fehlen η und ϑ, deren Namen semitisch ist und welche also nicht griechischen Ursprungs sein können. Wenn man also nicht annehmen will, daß die Griechen späterhin noch vom Orient her ihr Alphabet mit diesen zwei Buchstaben vermehrt und zugleich auch ihre semitischen, aber gräcisirten, Namen angenommen haben, so muß man glauben, daß diese zwei Buchstaben schon zu dem, von den Phöniziern zu den Griechen gebrachten, Alphabete gehört haben, und es würde also die Angabe des Aristoteles, daß die priscae literae der Griechen achtzehen an der Zahl gewesen wären, für richtig gehalten werden können. Nur in der Angabe der Buchstaben wäre bei υ und φ gefehlt, an deren Statt η und ϑ hätten genannt werden sollen. Auch harmonirt damit nicht, daß Plinius das ζ als einen von Palamedes erst erfundenen Buchstaben nennt; denn der Name dieses Buchstabens ist semitisch, er muß also schon von den Phöniziern nach Griechenland eingebracht worden sein. Hier waltet also die nämliche Unrichtigkeit ob, als wie wenn

Plinius auch das η und ϑ unter die erst in Griechenland erfundenen Buchstaben rechnet. Wenn man daher auf der Zahl von achtzehen priscis literis Graecorum bestehen will, so muß man, wider den Bericht des Plinius, auch das ζ unter die Urbuchstaben der Griechen setzen, und dafür aus dem obigen Verzeichnisse (S. 124.) das ε herausnehmen. Der Name desselben, εψιλον, ist auch unstreitig griechisch, und soll, wie bei υψιλον, den Laut bezeichnen. Daß, wie Aristoteles und Plinius nach Sagen berichten, die Zeichen ξ φ χ ψ ω wirklich erst von den Griechen erfundene Buchstaben seien, macht ihre Eigenthümlichkeit, da sie bloß dem griechischen Alphabet angehören, zu einer zweifellosen Sache.

Wir haben oben (S. 78.) als wahrscheinlich angenommen, daß die Hebräer von Babylonien her die Buchstabenschrift durch ihre Stammverwandten, die Nachoriten, erhalten haben. Zu welcher Ausbildung das Alphabet schon gelangt war, als sie damit bekannt wurden, läßt sich aus der Vergleichung mit dem ältesten Alphabete der Griechen schließen. Sie müssen schon folgende Buchstaben erhalten haben: א ב ג ד (ה ist etwas ungewiß) ז ח ט י כ ל מ נ ס ע פ ר ת, also, wenn man das ה nicht mitrechnet, siebenzehen Buchstaben, auf welche Summe Isidor von Sevilla sogar die Zahl der Urbuchstaben setzt (Origg. I, 3.). Daß man auf den jüdischen Münzen die Buchstaben ז ט ס ץ, und wohl auch כ, nicht findet, kann nicht als Grund gebraucht werden, diese Buchstaben noch zu den spätern Zeiten, aus welchen diese Münzen stammen, von dem hebräischen Alphabet auszuschließen. Wer kann mit

Befugniß die Voraussetzung machen, daß auf den Inschriften weniger Münzen alle Buchstaben des hebräischen Alphabets vorhanden seyn müßten? Daß die Hebräer die Figuren der Buchstaben, den Grundzügen nach, eben so erhalten haben, als die Griechen, macht nicht nur die Aehnlichkeit der Buchstaben im samaritanischen und palmyrenischen Alphabete und auf den jüdischen Münzen gewiß, sondern es bestätiget sich auch aus den beibehaltenen, nur hebraisirten, Namen der Buchstaben, die, wenigstens größtentheils, gleichfalls der Urfigur der Buchstaben entsprechen. Mit diesen Urfiguren der Buchstaben haben die Hebräer ohnfehlbar geschrieben bis auf den Zeitpunct, wo ihre wissenschaftliche Cultur eine Veränderung oder eine neue Wendung erhielt. Diese Veränderung hat das babylonische Exil herbeigebracht. Von Esras Zeit an haben nämlich die, von jener Zeit an sogenannten, Juden mit der Quadratschrift (כְּתָב מְרֻבָּע) geschrieben, welcher Name daher kommt, daß in dieser Modification des Alphabets alle Figuren der Buchstaben von einem Quadrat ausgehen. Ueber diese Sache ist aber ehemals eine starke Meinungsverschiedenheit laut geworden, und man hat einen langen hitzigen Streit darüber geführt. Nach dem Vorgange einiger jüdischen Gelehrten behauptete der jüngere Buxtorf, und mehrere rabbinisirende Theologen seiner und der folgenden Zeit folgten ihm getreulich nach, daß die Quadratschrift schon das Uralphabet der Hebräer gewesen sei. Weil er aber das anteexilische Alter der samaritanischen Schrift, womit die jüdische Münzschrift augenscheinlich sehr nahe verwandt ist, nicht ableugnen konnte, ließ er sich von der Analogie anderer alten Völ-

ker auf den Gedanken leiten, die Hebräer hätten schon vor dem Exil zwei Schriftarten, eine heilige (zum Gebrauche der Priester für die Abschreibung der heiligen Schriften) und eine gemeine, zum Privatgebrauche, gehabt. Jene sei die, jetzt sogenannte, Quadratschrift gewesen, und diese diejenige, die sich durch das samaritanische Alphabet fortgepflanzt hat. Auch neuere Gelehrte, die keine Buxtorfianer waren, J. D. Michaelis (*Suppl. ad Lex. hebrr.* S. 919.) und Jahn (Biblische Archäologie, 1sten Theils 1r Bd. S. 415.) haben es nicht für unwahrscheinlich gehalten, daß die Hebräer eine heilige (Priester-) und gemeine Schrift hatten. Sie berufen sich auf Ies. VIII, 1., wo der Ausdruck חֶרֶט אֱנוֹשׁ eine gemeine, jeder Menschenart lesbare Schrift zu bedeuten scheint. Allein der Umstand, daß der Prophet Jesaiah zu der Aufzeichnung dieses Orakels den damaligen Hohenpriester zuzieht, verträgt sich schon nicht recht mit der Vorstellung, daß das Orakel nicht mit Priesterschrift, sondern mit gemeiner Schrift geschrieben werden solle, und ausserdem möchte der Ausdruck bloß tropisch sein, der überhaupt den Begriff deutliche, leserliche Schrift ausdrücken soll. Gesenius führt noch die Stelle Hab. II, 2. an, welche diese Erklärung zu bestätigen scheint. Mehr entscheidet aber der alte chaldäische Paraphrast, welcher חֶרֶט אֱנוֹשׁ durch כְּתָב מְפָרָשׁ deutliche Schrift ausdrückt. Denn dieser müßte es doch gewußt haben, wenn bei seiner Nation vor dem Exil zwei Schriftarten, die heilige und gemeine, üblich gewesen wären. Es finden sich auch wirklich gar keine historischen Data vor, daß die Hebräer den Aegyptiern und

andern alten Nationen in der Sitte nachgeahmt hätten, eine heilige und vulgäre Schrift zu gebrauchen. Das Einzige, was man hieher ziehen könnte, ist das, daß die gemeinen Münzen, welche nach den Zeiten des Judas Makkabi die jüdischen Fürsten und Hohenpriester prägen ließen, nicht die Quadratschrift haben, sondern die andern, mit dem samaritanischen Alphabet ähnlichen, Buchstaben-Charactere. Allein fürs Erste wird Niemand behaupten, daß die alte Schrift durch Einführung oder, wenn ich so sagen darf, Popularisirung der in Babylonien erlernten, Quadratschrift ganz unbekannt geworden sei; fürs Zweite kann die Beibehaltung der alten Schriftart auf Münzen bloß Folge von der Absicht, sich an das Antique zu halten, gewesen sein. Münzen sind Nationaldenkmale, und bei diesen sucht jedes Volk das Andenken an sein Alterthum zu erhalten. Daß man insonderheit bei Münzen auch anderwärts von diesem Grundsatze ausgegangen sei und sich nicht an neuere Gewohnheiten gebunden habe, lehrt die Geschichte der Numismatik fast auf jedem Blatte. Endlich hatte ja auch der heilige Sekel, in welchem die Tempelabgabe entrichtet werden mußte, nicht die Quadratschrift. Hätte man an dieser eine heilige Schrift besessen, so würde man sie gewiß bei der Prägung dieser Münze gebraucht haben.

Das jüngere Alter der Quadratschrift erkennt schon der Paläologe. Denn sie kann nicht der Typus gewesen sein, aus dem die samaritanische und Münz-Schrift entstanden ist, sondern es muß, da eine gegenseitige Abkunft von einander unleugbar ist, die Quadratschrift aus der samaritanischen und Münz-Schrift, oder vielmehr

mehr aus der gemeinschaftlichen Quelle beider, hervorgegangen sein. Es sind aber auch historische Spuren vorhanden, daß die Quadratschrift erst auf eine andere Schriftart gefolgt ist, welche die Hebräer früher gehabt haben. Den Namen כְּתָב אַשּׁוּרִית, welchen die ältern Rabbinen am gewöhnlichsten der Quadratschrift beigelegt haben, wird gewiß Niemand auf die Erfindung der Buchstabenschrift in Assyrien d. h. in Babylonien (s. oben S. 76.) deuten wollen. Dieß wäre selbst dem Talmud entgegen, welcher (Gem. Sanhedr. fol. 21. col. 2.) sagt, daß diese Buchstaben deswegen also genannt werden, weil sie mit den Juden aus Assyrien (aus Babylonien bei der Rückkehr aus dem Exil unter Serubabel, Esdras und andern) herauf (in das jüdische Land) gekommen wären (שֶׁעָלוּ עִמָּהֶם מֵאַשּׁוּר). Esras muß vornehmlich die Mittelsperson gewesen sein, diese Schriftart unter den Juden gemein zu machen. Dieß ist auch unter den Samaritanern bekannt geworden, daher sie die Quadratschrift der Hebräer die Schrift Esras nannten. Hieronymus schreibt (natürlich auf den Bericht seiner rabbinischen Lehrmeister und diese können nur einer alten Tradition ihres Volkes gefolgt sein) in seinem *Prolog. Galeat. ad libr. Regg.*: certum est, Esran scribam legisque doctorem post captam Hierosolymam et instaurationem Templi ab Zorobabel *alias literas* reperisse, quibus nunc vtimur, cum ad illud vsque tempus iidem Samaritanorum et Hebraeorum fuerint characteres. Hat auch der fleißige Kirchenvater, auf oder ohne Veranlassung seiner jüdischen Lehrmeister, darin einen Irrthum begangen, daß er den Esras zum Erfinder der Quadrat-

schrift macht, und ist natürlicher Weise das *iidem* characteres nur von einer mehr gleichen oder ähnlicheren Gestaltung der damaligen samaritanischen und vormals hebräischen Buchstaben zu verstehen, so beweist diese Notiz doch immer das Vorhandensein einer alten Sage unter den jüdischen Gelehrten des vierten Jahrhunderts, daß die jetzige Quadratschrift erst vornehmlich durch den Priester Esras unter den Juden zum Gebrauche eingeführt worden und daß vorher eine andere Schriftart, die mit der Samaritanischen weit näher übereinkam, unter den Hebräern gebräuchlich gewesen sei. Diese Sage war auch schon in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts unter den Christen bekannt; denn Origenes (s. *Hexapla Orig.* edit. Montfauc. T.I. S.86. Bahrdts Ausz. Th.2. S.94.) schreibt: φασι (nämlich jüdische Gelehrte) γαρ τον Esδραν ἑτεροις (γραμμασι) χρησασθαι (in gemeinen Gebrauch gebracht habe) μετα την αιχμαλοσυιην. Es war also gewiß eine grundlose Behauptung, daß die Quadratschrift das Alphabet sei, mit welchem die Hebräer vom Anfange an geschrieben hätten. Das Alphabet, dessen sie sich vor der Quadratschrift bedient haben, muß mit dem samaritanischen Alphabete eine in die Augen fallende Aehnlichkeit gehabt, ja es muß ursprünglich mit demselben Eins gewesen und muß die Nationalschrift der Hebräer gewesen sein. Denn die Samaritaner nannten ihre Schriftart hebräische Schrift, ja selbst jüdische Rabbinen nennen im Gegensatze von der von ihnen gebrauchten Quadratschrift die samaritanische Schriftart כְּתָב עִבְרִי (hebräische Schrift). Was soll das andeuten? Gewiß nichts an-

ders, als: daß die Schriftzüge der Samaritaner, dem Wesentlichen nach, diejenigen waren, mit welchen die Hebräer überhaupt vor den Zeiten der beiden Exile geschrieben haben. Aber das ist irrig, wenn man behauptet, daß das jetzt aus Bücherhandschriften und gedruckten Büchern bekannte samaritanische Alphabet genau das althebräische gewesen sei. Daß sich auch unter den Samaritanern und ihren Vorfahren die Figur der von Alters her unter ihnen gebräuchlichen Buchstaben im Fortgange der Zeit mannichfaltig verändert habe, muß jeder ohne nähern Beweis glauben. Aber bei allen eingetretenen Modificationen blieben doch die wesentlichen Urgrundzüge der Buchstaben, wie noch jetzt die Uebereinstimmung der Namenbedeutungen der Buchstaben mit ihrer Figur, zwar nicht bei allen, aber doch bei den meisten, bezeugt.

Das Resultat aus dieser archäologischen Untersuchung ist also das: die Quadratschrift war nicht die älteste Schriftart der Hebräer, sondern sie haben sie erst im Exil von den Babyloniern erlernt und in der nächstfolgenden Zeit nach und nach unter sich eingeführt. Die ältere Schriftart, welche die Hebräer vor dem Exil gebraucht haben, ist aber nicht durchaus verschieden von der Quadratschrift, sondern es findet zwischen beiden Schriftarten ein, obgleich geringeres, Verwandschaftsverhältniß Statt. Die Schriftart, welche die Hebräer vor dem Exil, bis auf die Zeit der Einführung der Buchstabenschrift unter ihren ältern Vorfahren zurück, gebraucht haben, war dem Wesentlichen nach das Uralphabet, das in Babylonien unter den Aramäern erfunden worden ist. Dieß beweist nicht nur die Gleich-

heit der Namen unter allen ältern Nationen von denjenigen Buchstaben, welche schon zu dem Uralphabete gehört haben müssen, sondern auch die noch immer, bald mehr, bald weniger sichtbare, Aehnlichkeit dieser Buchstaben in dem phönizischen, samaritanischen und palmyrenischen Alphabet, in der jüdischen Münzschrift, und einigermassen auch in der alten griechischen Schrift. Die ältere, von den Hebräern gebrauchte, Schriftart muß, wie schon gesagt, eine, sehr in die Augen fallende, Aehnlichkeit mit der samaritanischen Schriftart gehabt haben. Dieß bezeugt noch heut zu Tage die Aehnlichkeit der Schrift der jüdischen Münzen mit derselben; die jüdische Münzschrift kann man nähmlich schlechterdings für nichts anders halten, als die sich unter der Nation dennoch in Kenntniß erhaltene ältere Schriftart, welche vor dem Exil unter den Hebräern gewöhnlich gewesen war, und die man bloß aus Liebe zum Alterthume zu den Münz-Inschriften gewählt hat. Die Aehnlichkeit oder vielmehr die wesentliche Einerleiheit des samaritanischen Alphabets und der ältern hebräischen Schriftart wird aber dadurch ganz zweifellos gemacht, daß die Samaritaner ihre Schriftart die hebräische Schrift, und daß selbst manche ältere jüdische Rabbinen dieselbe also genannt haben. Daraus ergiebt sich also, daß die samaritanische Schriftart, den wesentlichen Grundzügen nach, vor der Auflösung des Zehen-Stämme-Reiches und des Reiches Juda die gemeinschaftliche Schriftart der Hebräer gewesen sein muß. Dieß erklärt sich aus der Geschichte von selbst. Die Einwohner des Reiches Samarien und die Bürger des Reiches Juda waren nicht zwei verschiedene Nationen, sondern sie machten die He-

bräer, verbunden mit einander durch einerlei Sprache und also auch durch einerlei Schrift, aus. Ein Theil der Einwohner des Reiches Samarien blieb, nach der Abführung der übrigen in verschiedene Provinzen des assyrischen Reiches, im Lande zurück, und erhielt keine Veranlassung, die vordem übliche Schriftart mit einer andern zu vertauschen. Denn die Colonisten, welche der assyrische Hof zu einiger Ersetzung des abgeführten Volkstheiles aus verschiedenen Ländern Oberasiens nach Samarien verpflanzte, waren größtentheils ganz uncultivirt und schmiegten sich daher an die gefundene Landessprache und Landesschrift, selbst größtentheils an die Landesreligion an. Aus dieser Volksmischung in dem Umfange des ehemaligen Zehen-Stämme-Reiches sind dit nachherigen Samaritaner entstanden, und da sie die alte, vorher von allen Hebräern im Lande gebrauchte Schriftart beibehielten, so konnten sie mit Grund und Recht nachgehends noch ihre Schriftart die hebräische Schrift nennen. Bei den größtentheils nach Babylonien abgeführten Bewohnern des Reiches Juda war aber die Sache anders. Diese hatten unter den Babyloniern Gelegenheit, mit einem andern, etwas bequemern, Alphabet, das ihrer Sprache ganz leicht anzupassen war, bekannt zu werden; und die Wissenschaftlichkeit der Babylonier gab den Gebildetern von den exilirten Judäern Veranlassung genug, nicht nur manche theologische und philosophische Ideen von ihnen anzunehmen, sondern auch ihre Schriftart. Daher kommt es, daß nicht nur die unter Cyrus und in der folgenden Zeit in ihr Vaterland zurückgekehrten jüdischen Exulanten diese neue Schriftart, die sogenannte Quadratschrift,

mit dahin zurückgebracht, sondern daß auch der größere Theil der Judäer, der in den babylonischen Ländern zurückblieb, die nachmals sogenannten babylonischen Juden, diese neue Schriftart ausschließlich gebraucht haben. Es war aber, wie auch oben ist bemerkt worden, diese Quadratschrift seinem Ursprunge nach kein ganz verschiedenes Alphabet, sondern es stand in einiger Verwandtschaft mit der ehemaligen gemeinschaftlichen Schriftart der Hebräer, und damit zugleich mit dem sogenannten phönizischen oder Uralphabet. Es läßt sich also der folgende Stammbaum herstellen: Das unter den alten Babyloniern oder Aramäern erfundene Uralphabet ist die Wurzel der Alphabete von allen alten Völkern, die entweder semitischer Abkunft waren, oder sich mit ihrer Sprache und Schrift an die Semiten anschlossen (wie die Phönizier), oder die durch die Phönizier das babylonische oder aramäische Alphabet erhalten haben. Aus dieser gemeinschaftlichen Wurzel trieben als besondere Zweige in einzelnen Seitenlinien hervor: Das Alphabet der Phönizier und ihrer Pflanzstaaten, das Alphabet der alten Griechen, die alte Schriftart der Hebräer, welche sich unmittelbar theils in dem samaritanischen, theils in dem jüdischen Münzalphabete fortgepflanzt hat, und die spätere babylonische Schriftart, die sogenannte Quadratschrift. Unter einer jeden Nation erhielt aber, nach Erforderniß der verschiedenen Spracharticulation das Uralphabet Vermehrungen an Buchstaben, daher sich keine der genannten Nationen in Ansehung der Buchstabenzahl gleich ist. Daß sich die Urfigur der Buchstaben bei den Griechen und spätern Babyloniern

(in der, zu den Juden übergegangenen, sogenannten Quadratschrift) am meisten von dem gemeinschaftlichen Typus entfernt hat, läßt sich vielleicht am leichtesten aus der größeren Wissenschaftlichkeit der Griechen und Babylonier, welche ihnen vor allen andern Nationen des hohen Alterthums zugesprochen werden muß, und aus dem daraus unter ihnen nothwendig gewordenen, häufigern Gebrauch der Buchstabenschrift erklären. Wenn also noch ein Streit entstehen kann darüber: welche von den alten Nationen mit dem Uralphabete geschrieben hat, so muß die Entscheidung in dieser Art gegeben werden: sowohl die Phönizier, als die Griechen, die Babylonier und Aramäer, und diese vor allen andern, die alten Hebräer, die Samaritaner, und die Juden nach dem Exil, schrieben damit, aber unter jeder dieser Nationen erhielt das Alphabet in seinen Urbuchstaben eine abweichende Gestaltung, in der sich jedoch der Urtypus nicht verkennen läßt.

Ios. Dobrowsky *de antiquis Hebrr. characteribus.* Pragae, 1783. 8.

Büttners Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedener Völker, 2 Stücke, Göttingen, 1771. 1779. 4.

Wahls Skizze einer morgenländischen Graphik, in dessen Allgemeinen Geschichte der morgenländischen Sprachen, S. 585 ff. wozu die Tafeln VII—X., von denen vornehmlich die 7te, worauf das samaritanische, palmyrenische und maltesische Alphabet und die jüdische Münzschrift ꝛc. hieher gehört.

Eichhorns Einleitung in das alte Testament, Thl. 1., welcher die drei Büttner'schen Kupfertafeln im Nachstiche enthält.

Gesenius's Ausführliches grammatisch-kritisches Lehrgebäude der hebräischen Sprache,

wo S. 8. die Quadratschrift, die hebräische Münzschrift und das samaritanische Alphabet an der Seite steht.

Paulus archäologische Beobachtungen und Muthmaßungen über semitische, besonders hebräische Lesezeichen, in s. Memorabilien, St. 6. S. 102 ff.

Hetzels paläographische Fragmente über die Schrift der Hebräer und Griechen, Berlin, 1816. 8. sechstes Fragment: über das hohe Alter der Namen der Hebräischen (und Griechischen) Buchstaben, und siebentes Fragment: Erklärung der Namen der phönizisch-hebräischen Buchstaben.

Hug die Erfindung der Buchstabenschrift, S. 21 ff. Die angehängte Tafel enthält das phönizische und altgriechische Alphabet.

Gesenius's Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift, S. 137 ff.

Bellermanns Handbuch der biblischen Literatur, Thl. 1. S. 31 ff.

Pfeiffer über Bücherhandschriften überhaupt, S. 83 ff.

Anmerk. 1. Jahn (Biblische Archäologie, 1. Thl. 1. B. S. 411 f.) hält es für eine Voreiligkeit, daß Plinius behauptete, die Phönizier hätten zu den Griechen nur 16 Buchstaben, oder daß Aristoteles behauptete, sie hätten zu ihnen 18 Buchstaben gebracht. Er entschuldigt aber den Plinius mit dem Plutarch, welcher schon mit dieser Behauptung vorangegangen sei. Die andern alten Schriftsteller, Tacitus, Eusebius, Cassiodorus, Marcus Victorinus und Suidas, welche gleichfalls sagen, daß der sogenannte Cadmus nur 16 Buchstaben zu den Griechen gebracht habe, beschuldiget er, sie hätten bloß dem Plinius nachgesprochen. Allein nur von Einigen der Genannten mag dieß gelten; unmöglich läßt sich aber die Angabe bloß auf einen Irr-

thum oder selbstgefaßte irrige Meinung des Plutarch zurückführen. Daß die Alten über die Zahl der Buchstaben, welche die Phönizier zu den Griechen gebracht haben, nicht einig waren, geht allerdings aus den verschiedenen Angaben des Aristoteles und Plinius (oder des Plutarch) hervor, so wie daraus, daß Herodot, Diodor von Sicilien und Dionysius von Halicarnaß die Zahl dieser Buchstaben unbestimmt lassen; allein die Angaben des Aristoteles und Plutarch hätten nicht entstehen können, wenn nicht die Griechen zur Zeit dieser beiden Schriftsteller gewußt hätten, daß sie jetzt in ihrem Alphabete mehr Buchstaben hätten, als ursprünglich die Phönizier zu ihnen gebracht hatten. Aus einer kritischen Analyse des griechischen Alphabets kann dieß auch Jedermann bis zum Augenschein gezeigt werden (s. oben S. 110 ff.), und ich wenigstens weiß nicht aus dem griechischen Alphabete die 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets herauszubringen, welche nach Jahns Meinung die Phönizier schon anfänglich zu den Griechen gebracht haben sollen. Der Schluß, daß die Griechen gerade eben so viel Buchstaben von den Phöniziern erhalten haben müßten, als die Hebräer zur Zeit Davids und noch zur Zeit des Jeremias hatten, ist falsch, und eben so falsch ist die diesem Schluß zu Grunde liegende Voraussetzung, daß die Hebräer schon vom Anfange an so viel Buchstaben gehabt hätten, als zur Zeit Davids. Unter einer jeden alten Nation erhielt das Alphabet successive Vermehrungen, und daß es bei den Hebräern von der Zeit seiner Bekanntwerdung unter ihnen an bis auf David herab ganz unvermehrt geblieben sei, ist äusserst unwahrscheinlich. Es hat mich daher gewundert, daß Gesenius (Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift, S. 162 ff.) die Behauptung Jahns wiederholt hat. Aus dem gleichen Zahlenwerthe der meisten hebräischen und griechischen Buchstaben läßt sich, wie mich dünkt, dieselbe nicht begründen. Denn dieser Beweis gienge von dem Satze aus, daß man schon zur Zeit des

sogenannten Cadmus, oder wohl gar schon von der Zeit der Erfindung des Uralphabets an, die Buchstaben als Zahlenzeichen gebraucht habe. Dieß ist aber doch wohl schon an sich eine sehr ungewisse Voraussetzung. Dann macht auch diese Meinung bei dem griechischen Alphabete die Ausmusterung dreier, angeblich schon ursprünglich von den Phöniziern nach Griechenland gebrachten Buchstaben, das ϝ, ϡ, ϙ, nothwendig, worin aber mit Gesenius der verewigte Jahn (Einleitung in das A. Testament, Thl. 1. S. 509.) nicht ganz übereinstimmt. Denn dieser Gelehrte wollte bei dieser Ausmusterung das ϙ als Buchstaben nicht ganz verloren gehen lassen; sondern ließ die Griechen dafür ihr χ substituiren, und für ϝ. welches Gesenius mit dem Digamma der alten Griechen identificirt, ihr υ annehmen. Allein dieser letztere Buchstabe stand bei den Griechen niemals an der Stelle, welche das ו im hebräischen Alphabet hat. Das harmonische Zusammentreffen der orientalischen Alphabete in dem Zahlenwerthe der Buchstaben bei ihrer häufigen Verschiedenheit von einander in Ansehung der Gesammtzahl der Buchstaben überhaupt scheint mir ein Anzeichen zu sein, daß der Gebrauch der Buchstaben zu Zahlzeichen eine spätere Erfindung ist. Die gegenseitige Convenienz der Nationen stellte die Gleichförmigkeit her, so weit sie in dieser Sache angetroffen wird. Zu den Griechen muß diese auch unter den Semiten gemachte Erfindung zugleich mit vier, ihren vorher unbekannten, Buchstaben, dem ו, ϡ, ק und ש gebracht worden sein. Keinen von diesen vier neuen Buchstaben konnten sie aber in ihrem Alphabete mehr gebrauchen. Das ו und ϡ nicht, weil sie sich damals schon ihr υ und ξ gegeben haben müssen, das ק nicht, weil sie schon vom Anfange an das κ hatten und der Organismus ihrer Sprache keine Modification dieses Lautes nothwendig machte. Das ש verschmäheten sie aber nicht ganz, ohne jedoch durch dasselbe ihr Alphabet mit Einem Buchstaben zu vermehren; sie nahmen bloß eine Versetzung ihres gleichtönenden Buchstabens, des σίγμα

vor, und dieß geschahe deshalb, weil sie das mit diesen vier neuen Buchstaben erhaltene Buchstaben-Zahl-System unter sich einführen und — das ihrige dem orientalischen, so weit als möglich, gleichförmig machen wollten. Sie nahmen daher ו. ע und ק als Zahlzeichen (επισημα) auf, erfanden sich aber dazu neue Zeichen oder änderten die erhaltenen stark um. Dem ו, als Zeichen der Sechse geben sie eine aus ihrem σιγμα und ταυ zusammengesetzte Figur, und nannten dieses επισημον eben deswegen στιγμα; dem ע gaben sie eine Gestalt, die dem ע in der hebräischen Quadratschrift etwas ähnlich ist, und setzten es in ihrem Zahlensystem nach ihrem Π, um, übereinstimmend mit den Orientalen, das Zahlzeichen für 90 zu erhalten; sie nannten dieses Zahlzeichen σαντι; das ק nahmen sie auf unter der Gestalt eines rechts aufwärts gestellten Halbmondes mit einem oder zweien Strichen in der Mitte (nicht unähnlich dem ק in der jüdischen Münzschrift) und gaben diesem Zahlzeichen den nachgebildeten Namen κοππα. Diesem επισημον gaben sie aber eine andere Zahlbedeutung, bei den Orientalen bezeichnet ק die Zahl 100; sie setzten es nicht nach ihrem σαντι, daher von ihrem ϱ an ihr Buchstabenzahlsystem von dem hebräischen und andern orientalischen differirt; bei den Hebräern ist ר 200, bei den Griechen aber das ϱ 100. Sie setzten ihr κοππα an das Ende ihres Alphabets, und bezeichneten damit die Zahl 900. Daß diese drei griechischen Zahlzeichen vordem wirkliche Buchstabenzeichen gewesen, aber nachher aus dem Alphabete ausgemerzt worden wären, ist zwar eine Behauptung, die sich in allen Schriften, die diesen Gegenstand berühren, findet, aber es ist eine bloße Vermuthung, gebauet auf den Schluß: weil die spätern Griechen ihre Buchstaben zu Zahlzeichen gebraucht haben, so müssen auch diejenigen Zahlzeichen, die damals keine Buchstaben mehr waren, ehemals Buchstaben gewesen sein. Das Bestreben, das unter die Griechen zu einer Zeit, wo sie schon lange die Buchstabenschrift erhalten und auch vermehrt hatten, ge-

brachte Buchstaben-Zahlen-System in möglichste Gleichförmigkeit mit dem Gebrauche unter andern Völkern zu bringen, erklärt es vollkommen, wie diese Zeichen von jeher nichts anders waren, als σημα. Dieses Bestreben leuchtet aber deutlich hervor aus der Versetzung, welche die Griechen bei der gleichzeitigen Bekanntwerdung des neuen zusammengesetzten Lautes ξ und des Buchstaben-Zahl-Systems unter ihnen mit ihrem σιγμα vornahmen. Dieses σιγμα ist unstreitig das ס Samech, welches in allen orientalischen Alphabeten von jeher seinen Platz nach dem נ Nun hatte. An dieser Stelle müssen es auch die Griechen durch den sogenannten Cadmus erhalten haben; denn es läßt sich keine Ursache denken, warum sie gerade mit diesem Buchstaben ursprünglich schon eine Versetzung sollten vorgenommen haben. Als sie nun zugleich mit dem Buchstaben-Zahl-System auch mit dem orientalischen ש bekannt wurden, so konnten sie diesen neuen Buchstaben in ihrem Alphabete nicht gebrauchen, weil der damalige Organismus ihrer Sprache ihnen kein geschärftes oder doppeltes s (ss) nöthig machte. Sie rückten also in ihrem Alphabete ihr σιγμα nach dem נ Nun weg, und setzten an dessen Stelle ihr eigenthümliches ξ, welches dadurch zum Zahlzeichen 60, übereinstimmig mit dem orientalischen ס Samech wurde, und ihrem σιγμα gaben sie den Platz des für sie nicht brauchbaren orientalischen ש. ohne jedoch hiebei auf das Zahlensystem Rücksicht zu nehmen, weil sie sich nach ihrem Π eine Abänderung erlaubten. — So erkläre ich mir diese Sache. Die Leser können auch das vergleichen, was Hug (über die Erfindung der Buchstabenschrift, S. 11 ff.) über diesen Gegenstand sagt.

Anm. 2. Man findet in vielen neuern Schriften den Ausdruck, daß die Hebräer vor dem Exil mit dem phönizischägyptischen Alphabete geschrieben hätten. Dieser Ausdruck entstand aus der Meinung, daß schon vor Moseh das von den Phöniziern nach Aegypten gebrachte

Uralphabet daselbst eingeführt worden sei, in diesem Lande einige Veränderungen in Ansehung der Buchstabenfiguren erhalten und in dieser etwas veränderten Gestalt von den Aegyptiern zu den in der Landschaft Gosen wohnenden Israeliten übergegangen sei. Auch Eichhorn bekannte sich ehedem zu dieser Meinung, und, eigentlich zu sagen, er hat hauptsächlich durch seine Einleitung in das Alte Testament (Thl. 1. S. 147 ff.) diese Meinung vulgär gemacht. Späterhin hat er sie aber selbst für unrichtig erkannt und (Geschichte der Literatur, Thl. 1. S. 14.) es für unerweislich erklärt, daß die Aegyptier schon vor dem Anfange des persischen Zeitalters die Buchstabenschrift gebraucht hätten. Wenn man es aber genau nehmen will, so muß man sagen, daß wohl schon zur Zeit des babylonischchaldäischen Reiches die Buchstabenschrift in Aegypten einiger Massen verbreitet worden sei. Die Heere, womit Nebucadnezar Aegypten überschwemmte, bestanden größtentheils aus Babyloniern oder überhaupt Aramäern, und während der Zwischenherrschaft Nebucadnezars und seiner Nachfolger über Aegypten, durch welche die Priestergewalt einen großen Abbruch erhielt, wurde ohnfehlbar babylonische oder aramäische Charakter- oder Buchstabenschrift nach Aegypten verpflanzt, und wird sich auch bis zum Anfange der Perserherrschaft darin erhalten haben.

Anm. 3. Ein dunkles Räthsel bieten die beiden alphabetischen Psalme (25. und 34.) dar, welche am Ende nach dem ן auch eine Strophe mit פ haben. Diese Erscheinung hat verschiedene Meinungen oder vielmehr Muthmaßungen veranlaßt. Michaelis (zu Lowth *Praelectt. de Poesi s. Hebrr.*, nach der neuesten Ausgabe, S. 564.) glaubt, daß die Hebräer zu Unterscheidung des einfachen Lautes p und des zusammengesetzten Lautes ph (f) den Charakter פ in Folge der Zeit zweimal in ihr Alphabet aufgenommen hätten. Allein die Bequemlichkeit, für den neu unterschiedenen Laut ph (f) kein neues Zei-

chen zu erfinden, wäre in der That eine unverzeihliche Nachlässigkeit, ja eine Absurdität gewesen, da zwar das Buchstabensystem, indem es das zweite ב ans Ende stellte, den Unterschied zwischen dem harten Laut p und dem gehauchten ph (oder f) hätte erkennen lassen. Aber wie wäre es denn nun beim Schreiben gewesen, da in den verschiedenen Wörtern, wo das überall gesetzte Zeichen ב bald hart als p, bald gehaucht als ph (f) ausgesprochen werden muß, den Leser ohne alle Hilfe ließ? Daß übrigens die Hebräer das ב bald hart, bald gehaucht (oder bestimmter zu reden, in das h hinübergeschleift) ausgesprochen haben, beweist der Umstand, daß es die spätern Punctatoren des Textes in gewissen Fällen mit dem Dagesch forte und lene versehen haben (s. Gesenius Lehrgebäude der hebräischen Sprache, S. 20 f.). Man kann freilich fragen, ob nicht dieß zur Ersetzung des ehemaligen doppelten Gebrauchs der Buchstabenfigur im Alphabet geschehen sei? Ich muß wirklich gestehen, daß mir fast jedesmal, wenn ich bei der Erklärung der Psalmen auf diese beiden Psalme gekommen bin, die Vermuthung beigegangen ist, ob nicht das abermalige ב nach dem ת, wie es in diesen beiden Psalmen vorkommt, irgend ein diakritisches Beizeichen hatte, das in der Folge wegen seines nur zweimaligen Vorkommens in dem hebräischen Codex von den Abschreibern übersehen und weggelassen wurde? Die spätern jüdischen Grammatiker und Text-Punctatoren richteten sich anderwärts im Texte bei Wörtern, wo das ב hart ausgesprochen werden soll, und wo sie in den Buchstaben entweder das Dagesch forte oder das Dagesch lene setzten, doch wohl einziglich nach der angeerbten individuellen Aussprache der Wörter. Bloß unter jener Voraussetzung kann ich also die übrigen Versuche, die Erscheinung des doppelten ב in diesen beiden Psalmen zu erklären, für zulässig halten, oder wenn man diese Voraussetzung nicht machen darf, so sind die Endverse in beiden Psalmen für spätere Zusätze anzusehen. Hasse (in Eichhorns Allg. Bibl. der bibl. Lit., Thl. 8.

S. 40 ff.) und Hug (über die Erfindung der Buchstabenschrift, S. 18.) erklärten dieses zweite ו im hebräischen Alphabet für einen Substituten des griechischen υ (ursprünglich das Zeichen für den zusammengesetzten Laut wh, aber sehr dunkel, mit Berührung des Selbstlautes ü ausgesprochen, daher dann vor Vocalen, oder am Anfange zusammengesetzter Sylben, das lateinische y). Vergleicht man die Endverse beider Psalme, so hat der Eine (Ps. 25.) zum Anfangsworte den Imperativ פְּדֵה, und der Andere (Psalm 34.) das Particip פּוֹדֶה. In dem ersten Psalme ist an der vordern Stelle des פ das Anfangswort פְּנֵה, und in dem zweiten das nomen פָּנַי; läßt sich nun wohl glauben, daß in dem פְּנֵה und in dem פָּנַי das ו verschieden ausgesprochen worden sein sollte? Denn dieß folgte nothwendiger Weise aus dieser Zusammenstellung. Diese Einwendung gilt nicht bloß gegen Michaelis's, sondern auch gegen Hasse's und Hug's Erklärung, gegen beide letztere deshalb, weil das υ der Griechen, als Consonant betrachtet, weiter nichts als eine gehauchte vocalartige Aussprache des ו ist. Uebrigens ist, wie Gesenius (a. a. O.) sich ausdrückt, das υ vom Hause aus ein griechischer Buchstabe, und es ist sehr zweifelhaft, ob zu der Zeit der Abfassung der genannten zwei Psalme die Griechen dieses υψιλον ihrem Alphabete schon gegeben hatten, und noch weit mehr schwerer ist es, schon zu damaliger Zeit einen Canal ausfindig zu machen, durch welchen dieser, von den Griechen zu dem Alphabete hinzugesetzte Buchstabe zu den Hebräern geleitet worden sein könnte. Ich verfiel auch einmal auf die Vermuthung, ob sich dieses zweite ו in beiden Psalmen nicht mit dem διγαμμα der alten Griechen parallelisiren lasse, wenn man nämlich dasselbe mit Dionyß von Halicarnaß (Antt. Rom. B. 1. K. 20. S. 52. der Reisk. Ausg.) für das Zeichen der Sylbe ου hält, das in dem aeolischen Dialecte zwischen zwei Vocalen in das υ, und bei den Lateinern in das v und u

übergieng. Der Umstand, daß im griechischen Alphabet das υ nach dem T, und eben so im Alphabet der Lateiner u und v nach dem t stehet, könnte als dieser Muthmaßung günstig angesehen werden. Allein ich habe starke Zweifel gegen die Aechtheit der beiden Endverse in dem 25sten und 34sten Psalme. Denn beide machen sich selbst als etwas fremdes Angeklebtes kenntlich. Beim 25sten Psalm haben dieß schon Rosenmüller und Jahn (in s. Ausgabe des hebr. Alten Testam.) angenommen. Diese Verse sind Zusätze, dergleichen man nicht bloß diesen beiden, sondern auch einigen andern Psalmen, als man ihnen in den Zeiten nach dem Exil einen liturgischen Gebrauch gab, am Ende beigefügt hat. Bloßer Zufall ist es, daß in beiden Psalmen diese spätern liturgischen Zusätze in dem Anfangsworte gleichmäßig das ד zum ersten Buchstaben haben. Damit fällt nun alle Ursache hinweg, dem alten hebräischen Alphabete ein doppeltes ד zu geben.

Anm. 4. Es dient gewiß zum bessern Verständnisse der in diesem Paragraphen abgehandelten Sache, wenn ich noch beisetze, wie Thiersch, wohl gegenwärtig unser größter Kenner der altgriechischen Grammatologie, die allmähliche Genesis des Alphabets und das Verhältniß des altgriechischen zum Uralphabet und zu den Alphabeten anderer alten Nationen darstellt. Er schreibt (in der zweiten Auflage seiner griechischen Grammatik, vorzüglich des homerischen Dialects. Leipzig, 1818. 8. S. 18 ff.) also: dem ältesten oder kadmischen Alphabete der Griechen mangelten diese neun Buchstaben: ζ η ϑ ξ υ φ χ ψ ω; es enthielt also nur 15 Buchstaben, eben so viele das althebräische (wie auch Hug am angeführten Orte S. 58. annimmt), und das lateinische, alle drei übereinstimmend in folgender Ordnung:

| hebr. | griech. | lat. |
|---|---|---|
| א | α | a |
| ב | β | b |
| ג | γ | g |
| ד | δ | d |
| ה | ε | e |
| ו | ι | i |
| ז | κ | k |
| ח | λ | l |
| ט | μ | m |
| י | ν | n |
| כ | ο | o |
| ל | π | p |
| מ | ρ | r |
| נ | σ | s |
| ס | τ | t |
| ע | | |
| פ | | |
| צ | | |
| ק | | |
| ר | | |
| ש | | |
| ת | | |

Diese 15 Buchstaben galten im Morgenlande nur als Consonanten und Hauchzeichen; doch waren א, ה, י, ע, als Hauchzeichen der griechischen Sprache untauglich, und boten eben dadurch Gelegenheit, die Laute, welche in ihren Namen tönten (a, e, i, o), selbst zu bezeichnen, wodurch das griechische Alphabet gleich zu Anfange einen wesentlichen Vorzug vor dem morgenländischen gewann. Indessen wurde nach Ausbreitung des Alphabets über Griechenland dasselbe im Morgenlande weiter ausgebildet; es entstanden die sieben Buchstaben: ו, ז, ח, ט, ם, צ, ק, durch welche es allmählich auf 22 Buchstaben gesteigert wurde. Aus diesem Zuwachse nahmen die Griechen zuerst das ו auf. Als neuer Ankömmling wurde er an das Ende gesetzt, ursprünglich als consonantähnliches Hauchzeichen, als welches es sich im Lateinischen erhalten hat (z. B. vidi); auch in dem Namen der jonischen Pflanzstadt Elea (Velia) in Lucania, die auf ihren Münzen υελη geschrieben wird. Die Aussprache erweichte sich dann in υ (υψιλον), lat. u, und das Hauchzeichen gieng

damit in einen Vocal über. Nach dem υ wanderten noch ζ, η, ϑ ein. Mit leichter Veränderung der Namen Zade, Chet, Teth, in zeta, eta, theta wurden sie im griechischen Alphabete in der Ordnung und in die Stelle eingerückt, welche sie im morgenländischen gehabt hatten. H mochte dem Chet ursprünglich auch in der Aussprache nahe kommen und ch lauten. So heißt die Leber, Chapad im Hebr., griech. ηπαϱ (Genit. ηπατος, daher mit כָּבֵד vergleichbar). Dann erweichte es sich in h, was es bei den Lateinern immer, in Griechenland, wie mehrere alte Inschriften beweisen, mehrere Jahrhunderte geblieben ist. Den eingeführten Buchstaben fügten die Griechen später nach eigener Erfindung zuerst φ und χ bei, unbekannt wann und wo, doch in sehr früher Zeit, da beide in den ältesten Schriftdenkmalen (auf Inschriften) erscheinen. Die völlige Ausbildung erhielt das (griechische) Alphabet durch Simonides aus Chios um die Zeit der persischen Kriege. Er fügte ξ, ψ und ω hinzu, und gab dem η seine jetzige Bestimmung. Das Alphabet war durch ihn auf 24 Zeichen gebracht worden. Das griechische Alphabet hatte also zu verschiedenen Zeiten 15, 16, 19, 21 und 24 der jetzt üblichen Buchstaben." — Hieraus ergiebt sich also, daß auch Thiersch eine allmählich fortschreitende Vermehrung des Alphabets noch nach dem Zeitpuncte seiner Verbreitung unter die Nationen durch die Phönizier annimmt und daß er die Meinung verwirft, als hätten die Griechen und Hebräer ursprünglich schon 22 Buchstaben erhalten.

## §. 31.

## Die älteste Schreibart.

Die alte Schreibart der Hebräer und Griechen kennen zu lernen, ist auch der christliche Theologe berufen, weil er im Stande sein muß, den herkömmlichen Text der alt- und neutestamentlichen Schriften kritisch zu be-

urtheilen. Dieses kann aber nicht gehörig geschehen, wenn man nicht weiß, wie die alt- und neutestamentlichen Schriften in den alten Zeiten geschrieben worden sind.

Ein weniger wesentlicher Punct ist die Frage, wie, auf die rechte oder linke Seite zu, die Alten ihre Zeilen geführt haben; indessen da in dieser Hinsicht noch gegenwärtig ein Unterschied zwischen der hebräischen und griechischen Schreibart bestehet; so muß auch hievon gesprochen werden. Der wesentlichste Punct betrift die Stellung der auf einander folgenden Wörter, oder die Frage: ob man sie, wie gegenwärtig, von einander getrennt, oder an einander gelehnt, geschrieben habe? Denn sollte das Letzte der Fall gewesen sein, so läßt sich mit Grund vermuthen, daß bei der spätern Umsetzung des Textes in die getrennte Schreibart hin und wieder Irrungen und Fehler vorgegangen, und dadurch abweichende Lesearten entstanden sind, auf deren Ursprung man nur dadurch zurückkommen kann, daß man sich die ehemals übliche Schreibart in Gedanken zurückruft oder vergegenwärtiget.

Die hebräische Sprache wird von der rechten zur linken Seite geschrieben, und dieß ist von jeher geschehen. Eben so auch bei allen orientalischen Völkern, bloß die Habessynier ausgenommen. Uns kommt diese Schreibart unnatürlich vor; aber es muß doch einen Grund gehabt haben, durch welchen die ersten Schreiber mit Buchstabenschrift auf diese Weise zu schreiben, verfallen sind. Wenn man annehmen dürfte, daß man Anfangs die linke Hand zum Schreiben gebraucht habe, so würde die Unnatürlichkeit der Schreibart von der rech-

ten zur linken Hand wegfallen; allein wenn dieß der Grund gewesen wäre, so ließe sich glauben, daß die Orientalen auch immer bei dem Gebrauche der linken Hand zum Schreiben geblieben wären. Annehmlicher scheint eine andere Erklärung zu sein, nach welcher der Grund der Schreibart von der Rechten zur Linken in der Abstammung der Buchstabenschrift von der Hieroglyphenschrift gesucht wird. Die hieroglyphische Schreibart ist wesentlich nichts anders als eine Malerei; der Maler führt aber seinen Pinsel von der rechten zu der linken Hand. Darauf läuft auch die Erklärung Pfeiffers hinaus, welcher die Art, Charactere oder Zeichen in einer Reihe fort von der Rechten zur Linken aufzutragen, für diejenige hält, welche die Natur einem jeden Menschen an die Hand giebt. Man gebe, schreibt er, auf Kinder Acht, die noch nichts von unserm gewöhnlichen Schreiben abgesehen haben; immer werden ihre Züge, wenn wir ihnen zum Spielen Kreide oder Stifte geben, von der Rechten zu der Linken sich wenden. Die Ursache findet Pfeiffer mit andern darin, daß der Anfänger den Raum, welchen er beschreiben will, auch vor Augen haben will; wenn er nun aber auf der linken Seite anfangen will, so ist der weiter zu beschreibende Raum mit der Hand bedeckt; fängt er aber von der rechten Seite an, so ist ihm zwar das schon geschriebene versteckt, aber, was er weiter noch beschreiben will, das sieht er ganz vor sich liegen. — Weit weniger annehmlich ist die Erklärung Hetzels. Dieser Gelehrte findet den Grund der ursprünglichen Schreibart von der Rechten zur Linken in der Form der Urbuchstaben, welche größtentheils von der Art waren, daß sie sich nach

der Linken hin öffneten, und nur nach der Linken hin mit dem nächstfolgenden Schriftzeichen eine schickliche Verbindung zuließen. Dieser Umstand soll nach Hetzel die ersten Schreiber mit Buchstabenschrift bestimmt haben, die Worte von der rechten zur linken Seite zu führen. Diese Erklärung beruhet aber auf der falschen Voraussetzung, daß man Anfangs die Buchstaben in der jetzigen horizontalen Stellung geschrieben habe; man schrieb sie aber vertical. Dieß muß man nothgedrungen schon aus der Figur mancher Buchstaben schließen, wie Paulus und Pfeiffer sehr richtig bemerken. Die Figur ב (Beth) hat mit dem rohen Umrisse eines Hauses oder einer Hütte gar keine Aehnlichkeit, wenn man darauf so hinsiehet, daß die Basis einen Strich, die linke Seite eine Oeffnung hat. Der also, welcher ursprünglich in dieser Figur den rohen Umriß einer Hütte geben wollte, muß dieselbe so gestellt haben, daß sie von unten offen war. Eben so hat, um noch ein anderes Beispiel zu geben, das ג (Gimel, auch nach seiner ältesten Gestalt) nur dann eine gleich in die Augen fallende Aehnlichkeit mit einem Cameel, wenn man es, nicht wie späterhin und noch jetzt, aufrecht stehend, sondern liegend oder vertical schrieb, wodurch die linke Seite geschlossen erschien. — Ich glaube, der nächste, eigentlich veranlassende Grund zur Wählung der Schreibart von der rechten zur linken Hane lag darin, daß das Uralphabet keine Vocalbuchstaben hatte. Der Vocal mußte bei jeder Sylbe von dem Schreiber erst hinzugedacht werden, und aus dieser Ursache mußte er die einzelnen Buchstaben der Wörter von der Rechten zur Linken an einander fügen, weil er bei zusammengesetzten Sylben (bei solchen, die

sich auf einen Consonanten endigen) schon auf den andern, noch zur Sylbe gehörenden, Buchstaben sinnen und den Platz, worauf er ihn setzen wollte, schon im Auge haben mußte. Daher hat denn unter allen alten Völkern dasjenige (die Griechen), welches zuerst das Alphabet mit wirklichen Vocalbuchstaben versehen hat, eine andere Schreibart erfunden, aus welcher späterhin die Schreibart von der linken zur rechten Hand entstanden ist. Denn durch die Gewinnung von wirklichen Vocalbuchstaben fiel jene Rücksicht beim Schreiben weg; die Orientalen aber, welche ohne den Gebrauch wirklicher oder eigener Vocalbuchstaben blieben, blieben eben deswegen auch fortdauernd bei der alten Gewohnheit, von der rechten zur linken Hand zu schreiben.

Die Griechen sind nämlich schon sehr frühzeitig auf diejenige Schreibart gekommen, welche man βουστροφηδον nennt, welche auch unter ihnen bis in die nächste Zeit vor Homer üblich geblieben ist, und aus welcher sich sodann die, von den Griechen zu allen europäischen Nationen übergegangene, Weise, von der linken zur rechten Hand zu schreiben, entwickelt hat. Sie gieng von der Bequemlichkeit aus. Um nämlich, wenn man Eine Zeile von der rechten zur linken Hand herübergeschrieben hatte, die Mühe nicht zu haben, die Hand wieder hinüber auf die rechte Seite an den Anfang der Zeile zu heben, so schrieb man von dem Ende der Zeile rückwärts auf den Anfang zu und dann schrieb man die dritte Zeile wieder von der Rechten zur Linken und die vierte nun wieder rückwärts, so daß man also immer Eine Zeile von der Rechten zur Linken und die Andere

von der Linken zur Rechten schrieb. Diese Art zu schreiben giebt dem Geschriebenen die Gestalt eines nach der Weise der alten Orientalen gefurchten oder gepflügten Ackers, daher ihr Name βουστροφηδον, adu. sich nach Art des pflügenden Ochsen umwendend, von der Linken zur Rechten und dann von der Rechten zur Linken, aus βους, *bos*, und στρεφω, *verto*.

Daß sich diese Bustrophedonschreibart auch zu den Hebräern verbreitet habe, findet sich keine sichere Spur. Irenäus scheint dieß zwar sagen zu wollen; aber er hat vielleicht bloß von den alten Griechen auf die Hebräer geschlossen.

Noch vor Homers Zeit hörte aber die Bustrophedon-Schreibart unter den Griechen auf. Man hatte durch sie nur einen halben Vortheil erhalten; man wollte sich denselben ganz verschaffen und fieng daher an, alle Zeiten von der Linken zur Rechten zu schreiben.

Nach der älten Schreibart stand Wort an Wort, dicht an einander gelehnt. Man nennt dieß die Scriptio continua, und sie war bei allen alten Völkern üblich und blieb es bei den meisten sehr lange. Daß sie insonderheit auch bei den Hebräern gebräuchlich war, läßt sich zunächst aus der alexandrinischen Version erweisen, welche viele eigenthümliche Lesearten hat, die sich nur aus der verbundenen Schreibart erklären lassen. Auf diese Schreibart bezieht sich auch das rabbinische Paradoxon, daß sonst das ganze Gesetz nur Ein Wort oder Ein Vers war. Daß die Phönizier die Buchstabenschrift mit dieser Schreibart zu den andern Völkern gebracht haben,

beweisen ihre eigenen Inschriften, von denen die meisten keine Wortabtheilung haben. Indessen wurde schon frühzeitig fast überall, selbst bei den Phöniziern, die große Unbequemlichkeit dieser Schreibart für den Lesenden fühlbar, und man suchte ihr einiger Massen abzuhelfen, dadurch, daß man bisweilen, bloß grammatisch-eng verbundene Wörter ausgenommen, die Gränzen der Wörter durch einen dazwischen gesetzten Punct (auch zwei oder drei) bemerklich machte. In dieser Gestalt erschienen Einige von den phönizischen, und auch Einige von den ältesten griechischen Inschriften. Aus den palmyrenischen Inschriften, welche kein Unterscheidungszeichen der Worte haben, ließe sich zwar vielleicht der Beweis führen, daß die Aramäer und Hebräer streng bei der alten ganz ungetrennten Schreibart geblieben wären; aber wenn man von der samaritanischen Schrift, welche hin und wieder den Zwischenpunct hat, auf die Schreibart der Hebräer vor dem Exil zurückgehen darf, so hatten sich auch die Hebräer in ihren Büchern hin und wieder diese Erleichterung für das Lesen gegeben. Indessen, continua serie zu schreiben, blieb demohngeachtet überall die allgemeine Regel, an die sich vornehmlich die Abschreiber ganzer Bücher, vermuthlich weil sie eine alte Eigenthümlichkeit ihrer Kunst nicht untergehen lassen wollten, banden, zum Theil selbst noch nach der Zeit, als die wortabtheilende Schreibart schon aufgekommen und gemein geworden war. Jedoch ist sie bei dem hebräischen alten Testamente und bei dem griechischen neuen Testamente nicht vor dem 6ten Jahrhunderte versucht worden, und ganz ausser Gebrauch kam die scriptio continua erst zu Ende des 8ten Jahrhunderts. Daher auch die ältesten Hand-

schriften des Neuen Testaments die Scriptio continua haben, von den hebräischen Handschriften des A. Test. aber bloß eine einzige (Cd. 634. de R.), welche nur bisweilen zwischen den Worten Puncte hat. Als die Wortabtheilung aufkam, so nahmen diejenigen Abschreiber, die darnach entweder selbst schreiben wollten oder angewiesen waren, darnach zu schreiben, dieselbe vor und dabei sind wieder viele Irrungen entstanden, aus denen ein Theil der Varianten sowohl bei dem Alten, als bei dem Neuen Testamente, welche die jüngeren Handschriften darbieten, seinen Ursprung hat.

Eichhorns Einleitung in das Alte Testament; Thl. 1. S. 172 ff.

Jahns Einleitung in das Alte Testament, Thl. 1. S. 354 ff.

Paulus's archäologische Beobachtungen ꝛc. am a. O. S. 107 f.

Hug über die Erfindung der Buchstabenschrift, S. 16 ff.

Pfeiffer über Bücherhandschriften, S. 92 f.

Gesenius's Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift, S. 171 ff.

Hetzels paläologische Fragmente ꝛc. S. 17 ff.

Hugs Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments, Thl. 1. S. 207 ff.

Irenaeus lib. II. c. 24. „Per omnia autem Hebraeorum literae non conueniunt cum numero Graecorum, quae maxime deberent, antiquiores et firmiores existentes, saluare supputationem eorum. Ipsae enim antiquae et primae Hebraeorum literae sacerdotales nuncupatae decem quidem sunt numero, scribuntur autem quoque per quindecim nouissima litera copulata primae. *Et ideo quaedam*

*secundum subsequentiam scribunt sicuti et nos, quaedam autem retrorsum a dextra parte in sinistram retorquentes literas.*“ Aus diesen letzten Worten nimmt Hug als ganz gewiß an, daß auch unter den alten Hebräern die Bustrophedon-Schreibart gewöhnlich war.

Anm. 1. Aus dem Gebrauche der Bustrophedon-Schreibart erklärt sich die umgekehrte Stellung der meisten Buchstaben im griechischen Alphabete und denen, welche davon abstammen, in Vergleichung mit der Stellung dieser Buchstaben in den Alphabeten der Orientalen, z. B. ב, gr. B β, lat. B b. Bei der Zeile, die man von der Linken zur Rechten zurückführte, stellte man nämlich die Buchstaben auf die rechte Seite gekehrt, und als dann die Griechen die Schreibart von der Linken zur Rechten durchaus gebrauchten, so behielten sie diese umgekehrte Stellung der Buchstaben bei.

Anm. 2. Ausser der Bustrophedon-Schreibart hatten die alten Griechen auch noch einige andere, die aber mehr Künsteleien oder Spielereien gewesen sein mögen, und daher nicht zu gemeinem Gebrauche gekommen sind: σπειρηδον (von σπειρα Ring) die eingeringelte Schreibart; man schrieb die Worte rund in einem sich immer mehr verengenden Kreis herum: πυργηδον (von πυργος in sens. milit. eine gewisse Schlachtordnung, wo die Soldaten vermuthlich in runden thurmähnlichen Reihen dicht aneinander standen) die ausgeringelte Schreibart; man fieng im Mittelpunkte an in einem sich immer mehr erweiternden Kreise zu schreiben; also das Gegentheil von der vorhergehenden Schreibart: κιονιδον (von κιων columna) die säulenartige oder die senkrechte Schreibart, wenn man die Buchstaben unter einander setzt oder abwärts schreibt. Auf diese, nicht unnatürliche Führung der Zeilen, sind aber auch andere Völker, die Tartarn, Jugureser, Sineser und Japaner verfallen; die Malaien und einige andere kehrten sie um, und schrieben von unten hinauf. Die Schreibart: πλινθηδον (von

πλινθος ein viereckigter Ziegelstein) ist eine Schreibspielerei anderer Art gewesen. Man schrieb die Zeilen unter einander in länglichten Quadraten. Vergl. Herm. Hugo *de prima scribendi origine*, c. 8. Fabricii *Bibl. Gr.* Vol. I. S. 159 ff. Wahls Allg. Geschichte der morgenl. Sprachen, S. 599 f.

Anm. 3. Die Behauptung einiger älteren Gelehrten, daß man bis aufs neunte Jahrhundert herab ohne alle Wortabtheilung geschrieben habe, widerlegt sich schon aus der Ansicht des größern Theils alter Bücherhandschriften, die vor dem neunten Jahrhunderte geschrieben worden sind. In Bezug auf die ganz alten Zeiten hat dieß auch der Cardinal Fabricy unter dem Namen *Censor Theologus* in seiner Adpendix zu de Rossi *Specimen variarum lectionum et Chald. Esteris additamentam*, Rom. 1782. (welche Adpendix aber in dem Tübinger Nachdruck (1783. 8.) weggelassen ist) geleugnet, und aus Inschriften und Münzen bewiesen, daß schon die alten Griechen und Phönizier bisweilen durch Ein oder mehrere dazwischen gesetzte Puncte die Worte von einander unterschieden haben. Dieß läßt sich auch nicht bestreiten, aber es gehört nicht der ersten, sondern der zweiten Periode der Buchstaben-Schreibekunst an. Daß es eine Neuerung war, geht unwidersprechlich daraus hervor, daß aus gleichen Zeiten Inschriften stammen, welche keine Wortabtheilungsart haben. Wäre jene Schreibart die ursprüngliche gewesen, so hätte man nicht auf die weit unvollkommnere zurückverfallen können. Uebrigens, wenn man eigensinnig sein wollte, so könnte man den Beweis für die Behauptung, daß man auch in Schriften hin und wieder die Worte durch dazwischen gesetzte Puncte unterschieden habe, ganz verwerfen, weil er bloß allein aus Inschriften und Münzen geführt wird. Denn man könnte sagen: das war, wie es auch in der Folge so blieb, bloß Lapidar- und Münz-Schreibart. Man kann nicht directe beweisen, daß man in den ältern Zeiten

vor Christus auch in Schriften schon eine Art getrennter Schreibart hatte. Das älteste Document, welches bei dieser gelehrten Untersuchung dem Theologen genannt werden muß, die alexandrinische Version, bietet nicht einen einzigen nöthigenden Grund dar, daß die verschiedenen Verfasser derselben irgend eine Wortabtheilung in ihren Originalen gehabt haben. Dagegen häufen sich aber von Seite zu Seite die Beispiele, daß sie einen ungetrennten Text vor sich liegen gehabt und in der Zerlegung desselben sich nicht selten geirrt haben.

## §. 32.

## Die Paläographie.

Es ist eine interessante Beschäftigung, sich mit den verschiedenen Schriftzeichen und Schriftarten des Alterthums bekannt zu machen, und wenn man damit noch alle übrigen, die Schreibekunst überhaupt betreffende, Gegenstände und die geschichtliche Verfolgung der bei den meisten Nationen vor Erfindung der Buchdruckerkunst mit den Figuren der Buchstaben und den Schreibarten, Schreibmaterialien und Schreibgeräthschaften vorgegangenen allmählichen Veränderungen verbindet, so steht man auf dem Gebiete einer eigenen Wissenschaft, welche man die Paläographie nennt.

Der Theologe nimmt vornehmlich die griechische und hebräische Paläographie in Anspruch, weil sie bei dem Studium der biblischen Kritik die Wegweiserin ist. Eine Hauptsache hiebei ist, das Alter und Vaterland der hebräischen und griechischen Handschriften zu bestimmen, und dieß kann nicht ohne paläographische Kenntnisse geschehen. Ueber die griechische Paläographie hat der gelehrte Benedictiner Montfaucon, der

sich überhaupt um die Wissenschaften sehr verdient gemacht hat, ein Werk geliefert, das zwar viele Mängel hat, aber doch immer von einem grossen Werthe bleiben wird. In Hinsicht eines Hauptpunctes, nämlich der Form und Beschaffenheit der alten griechischen Handschriften, hat dieses Werk ein Staatsmann, der Großherzoglich Hessische Legationsrath Bast zuerst zu Wien und zuletzt zu Paris, ganz vortreflich in seiner paläographischen Commentation ergänzt. Pfeiffer hat von der Paläographie überhaupt einen gedrängten, aber bei jedem Puncte mit sicheren literarischen Nachweisungen versehenen, Abriß geliefert.

Die hebräische Paläographie ist leider bis jetzt fast ganz verwaiset geblieben. Bellermann hat in einer akademischen Gelegenheitsschrift bloß den ersten Versuch geliefert. Von Bernstein, oder Kosegarten, oder Freitag, die theils schon Gelegenheit hatten, solche auswärtige große Bibliotheken, welche Schätze von hebräischen Handschriften besitzen, zu besuchen, theils noch besuchen werden, läßt sich vielleicht in der Zukunft ein Ganzes erwarten. Das Bedürfniß desselben ist groß und dringend.

Bern. de Montfaucon *Palaeographia Graeca.* Paris. 1708. Fol.

Fried. Iac. Bast *Commentatio palaeographica; cum tabulis aeneis VII; adacta libris de dialectis linguae graecae (Gregorii) Corinthii et aliorum Grammaticorum.* Lips. 1811. 8.

Ueber Bücherhandschriften überhaupt, von Aug. Friedr. Pfeiffer. Erlangen, 1810. 8.

B. Kennicotti *Diss. gen. in Vetum Testamentum Hebraicum.* Edid. Ph. I. Bruns. 1783. 8.

O. G. Tychsen *Tentamen de variis Codicum Hebraicorum veteris Testamenti MSS. generibus, a Iudaeis et non Iudaeis descriptis, eorum in certas classes distributione et antiquitatis et bonitatis characteribus.* Rost. 1772. 8.

Eichhorns Einleitung in das Alte Testament, Thl. 2. S. 17 ff.

I. I. Bellermann *de usu Palaeographiae hebraicae ad explicanda Biblia Sacra.* Erford. 1804. 4.

## §. 33.

### Allgemeine Grammatik, oder philosophische Sprachlehre.

Eine jede Sprache ist nur in sofern ein Product der Willkühr, als die Erfindung oder Wahl der Lautelemente der einzelnen Wörter zur Bezeichnung gewisser Gegenstände oder Begriffe von der Willkühr ausgehet. Aber schon die Gestaltung derjenigen Wörter, welche zwar verschiedene Objekte bezeichnen, aber darin einander gleich sind, daß sie entweder ein Thun überhaupt oder die Zeit, wann es gethan oder die Art, wie es gethan wird, oder ein Sein und Befinden in einem gewissen Zustande überhaupt oder die Zeit, wann man sich darin befindet, oder die Art, wie man sich darin befindet, oder die Sache selbst als individuelle Handlung oder als individuelle Beschaffenheit und individuellen Zustand bezeichnen, ist nichts weniger als ein Werk der Willkühr, sondern die ihre Sprache allmählich erschaffenden und bildenden Völker wurden von einem gewissen Etwas in ihnen selbst determinirt, welches ihren, materiell oder den Lautelementen der Wörter nach, noch so verschiedenen

Sprachen gewisse einander entsprechende Hauptmerkmale gab. Daher haben denn alle Sprachen auf der Erde, so groß auch ihre Zahl ist, eine, wie die andere, verba, nomina substantiua und adjectiua, Praepositiones und conjunctiones, und die verba haben tempora und modi, und verba und nomina gemeinschaftlich den numerus singularis und pluralis, manche auch noch einen numerus dualis. Aber nicht bloß dieß allein, in allen verschiedenen Sprachen haben auch alle diese Hauptklassen der Begriffsbeziehungen durch articulirte Töne Gleichheit der Lautbildung, wodurch ihre Verschiedenheit unter einander selbst in jedem einzelnen Falle charakterisch ausgedrückt ist. Daher haben in allen Sprachen verba, nomina, aduerbia, tempora, modi und numerus eine gleiche Grundform, die zwar in den meisten, besonders lange im Gebrauche gebliebenen und vollkommener ausgebildeten Sprachen, sich bei einigen dieser Begriffsbezeichnungen durch articulirte Laute in mehrere Arten modificirt haben, aber doch überall nur besondere Zweige oder Entwicklungen der Grundform sind. So hatte z. B. ursprünglich, wie selbst die noch bekannten ältesten Sprachen beweisen, eine jede Sprache bei dem verbum nur Eine Conjugation; bei Fortbildung der Sprache bildeten sich erst nach Maaßgabe der Verschiedenheit der Lautelemente der verba verschiedene Conjugationsformen, die sich bei manchen ganz ausgebildeten Sprachen (z. B. bei der griechischen und lateinischen) endlich so weit von einander entfernten, daß wir sie verschiedne Conjugationen nennen; sie gehen aber dennoch alle von dem nämlichen Hauptschema aus, und sind also doch, bei aller ihrer wesentlichen Verschiedenheit,

nur verschiedene Formen der einzigen Conjugations-Weise des Verbum. Es ist also eine Sache von sprechender Gewißheit, daß zwar die Wahl der Laute zu Begriffsbezeichnungen lediglich ein Werk der Willkühr der Völker, die sich durch verschiedene Sprachen von einander unterscheiden, gewesen ist, aber bei Bestimmung und Festsetzung der besondern Formen, wodurch sie diese bezeichneten Grundbegriffe in verschiedene Beziehungen bringen wollten, wurden sie gemeinschaftlich von einer innern Potenz so gleichmäßig geleitet, daß sich alle Sprachen in den Grundformen einander gleich stehen.

Bisher haben wir bloß von der Bildung der einzelnen Worte und ihrer verschiedenen Formen oder Modificationen gesprochen; die Sprachen bieten aber noch einen andern, gleichwesentlichen Theil dar, die Wortverbindungsart. Bei dieser hat nun gar keine Willkührlichkeit Statt gefunden. Worte werden mit einander zu einem doppelten Endzwecke verbunden. Entweder in einem unvollständigen Satze, daß durch zwei oder drei mit einander verbundene Wörter bloß ein zusammengesetzter Begriff ausgedrückt werden soll, z. B. das Haus des Vaters d. h das väterliche Haus, oder der reichliche Ertrag der Erndte an Waitzen, d. h. die reichliche Waizenerndte. Daher kommt denn in allen Sprachen das Genitiv-Verhältniß, woraus sich überall die Paradigmen der nominum entwickelt haben. Eben daher kommen in allen Sprachen das ἐν διὰ δυοιν, das ἐν διὰ τριων ꝛc., welche Ausdrucksformen sich deshalb in den ältesten Sprachen am häufigsten finden, weil sie in der Bildung der Adjectiven nicht so weit fort-

ge-

geschritten sind, als spätere Sprachen, die entweder von cultivirteren Völkern gesprochen worden sind, oder sich länger im Gebrauche erhalten haben. — Oder Worte werden zu dem Endzwecke mit einander verbunden, daß sie einen vollständigen Satz bilden, d. h. eine Mannichfaltigkeit von Vorstellungen zu einem per Synthesin denkbaren Ganzen oder zu einem Gedanken machen, z. B. das Pferd frißt Haber. Diesen Gedanken müssen alle Nationen, so verschieden auch ihre Wörter zur Bezeichnung der Begriffe: Pferd, fressen, Haber lauten mögen, der Grundform nach auf gleiche Weise ausdrücken. Hiebei findet schlechterdings keine Willkührlichkeit Statt, sondern die Menschen sind, Einer wie der Andere, an Etwas in ihnen selbst liegendes gebunden, und das sind die ewigen, unveränderlichen und unter allen Erdzonen gleichen Denkformen des menschlichen Geistes. Das Vermögen der Begriffe (der Verstand) und das Vermögen der Begriffsverbindung (die Urtheilskraft, judicium), die sind also die innere Potenz, welche die Nationen bei der formellen Gestaltung ihrer Sprachen geleitet und durch ihre Unwiderstehlichkeit bewirket hat, daß alle verschiedenen Sprachen in den Grundformen der Begriffsbezeichnungen einander gleich sind. Mit Einem Worte gesagt, ist also die natürliche Logik das gemeinschaftliche Fundament aller Sprachen, und da es nur Eine natürliche Logik giebt, so folgt daraus, daß alle Sprachen auf Einem und demselben Grund aufgeführt sind.

Daher ist nun auch eine allgemeine Sprachlehre möglich, welche in einer Darlegung der allgemeinen Gesetze, die allen Sprachen zu Grunde liegen, bestehet,

und welche man auch die philosophische Sprachlehre nennt, weil sie von dem Materiale der Sprachen, den Lautelementen der Worte, abstrahirt, und sich nur bloß an die Grundformen der Sprachen hält, welche aus den allgemeinen Denkgesetzen des menschlichen Geistes resultiren.

Das Meiste haben für die allgemeine oder philosophische Grammatik, von welcher die Philosophie der Sprache eben so verschieden ist, wie z. B. die Philosophie des Rechtes von einer philosophischen Rechtslehre, Sylvestre de Sacy, Vater und Jacob geleistet. Vater hat auch seiner grössern hebräischen Sprachlehre den eigenthümlichen Vorzug gegeben, daß er vor jedes besondere Capitel die Regeln der allgemeinen Grammatik gesetzt hat, um ersehen zu können, auf welche Weise sich dieselben in der hebräischen Sprache individualisirt haben. Für einen jeden gründlichen Philologen, also auch für den Theologen, der zugleich ein Philolog sein soll, ist die allgemeine Grammatik das Vorstudium von den speciellen Sprachstudien; und dieß ist um so nöthiger, weil ohne dasselbe jedes besondere Sprachstudium in der Hauptsache ein mechanisches Lernen bleibt, und sich nicht zu einem Erkennen aus den letzten Gründen erheben kann.

(Harris's) Hermes oder philosophische Untersuchung über die allgemeine Grammatik, aus dem Englischen übersetzt von Ch. F. G. Ewerbeck, mit Anmerkungen von Wolf. Halle. 1788. 8. Das Englische Original erschien zum ersten Male zu London 1751. Antihermes, oder philosophische Untersuchung über den reinen Begriff der menschlichen Sprache und die allgemeine

Sprachlehre. Von M. Roth. Frankf. und Leipzig, 1795. 8.

J. W. Meiners Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre, oder philosophische und allgemeine Sprachlehre. Leipz. 1781. 8.

Glossologie oder Philosophie der Sprache, von J. J. Themas; erster Versuch über die innere Natur der Sprachen, zweiter Versuch über die äussere Darstellung, und über die Erlernung der Sprache. Wien, 1786. 8.

Sprache der Menschen, eine allgemeine Sprachlehre. Erfurt und Gotha, 1793. 8.

*Grammaticae vniuersalis elementa scripta a* I. G. Meyer. Brunsv. 1796. 8.

Ign. Mertian's allgemeine Sprachkunde. Braunschweig, 1796. 8.

J. S. Vaters Uebersicht des Neuesten, was für Philosophie der Sprache in Deutschland gethan worden ist, in Einleitungen, Auszügen und Kritiken. Gotha, 1799. 8.

J. S. Vaters Versuch einer allgemeinen Sprachlehre. Mit einer Einleitung über den Begriff und Ursprung der Sprache und einem Anhange über die Anwendung der allgemeinen Sprachlehre auf die Grammatik einzelner Sprachen und auf Pasigraphie. Halle, 1801. 8.

C. F. Bernhardi's Sprachlehre. Erster Theil, reine Sprachlehre. Zweiter Theil, angewandte Sprachlehre. Berlin, 1801. 1803. 8.

Silvestre de Sacy's Grundsätze der allgemeinen Grammatik, aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen von J. S. Vater. Halle und Leipzig, 1804. 8.

Philosophische Principien einer allgemeinen Sprachlehre, nach Kant und Sacy. Königsberg, 1805. 8.

J. S. Vaters Lehrbuch der allgemeinen Sprachlehre, mit Vergleichung älterer und neuerer Sprachen. Halle, 1806. 8.

Grundriß der allgemeinen Grammatik, von K. H. Jacob. Leipzig, 1814. 8.

Desselben ausführliche Erklärung des Grundrisses der allgemeinen Grammatik. Leipzig, 1814. 8.

## §. 34.

### Pasigraphie und Pasiphrasie.

Ueberhaupt wäre eine Sprache nicht geradehin unmöglich, die gar keine Worte hätte, sondern bloß mit Characteren die Begriffe bezeichnete. Sie könnte natürlicher Weise nicht gesprochen, sondern bloß geschrieben werden. Sie könnte bloß eine Schriftsprache sein, in welcher sich alle Nationen, ohnerachtet sie ihre gegenseitigen Sprachen nicht kennen, ihre Gedanken vollständig und genau mittheilen könnten, eine Pasigraphie d. h. eine γραφη πασι τοις ανθρωποις ευνοητος. Da über diese Sache zunächst vor unsern Zeiten her in der gelehrten Welt so viel verhandelt worden ist, so darf ich es für erlaubt halten, hier, am schicklichsten Orte, eine kurze Relation darüber zu geben, weil die Sache in jedem Betrachte so groß und wichtig ist, daß sie überhaupt die Aufmerksamkeit jedes wissenschaftlichen Mannes, insonderheit aber der Philologen, und also auch der Theologen, in Anspruch nehmen muß.

Schon Leibnitz, dessen hoher Geist sich meistens an große Gedanken, die zum Theil jedem Andern ganz unausführbar erscheinen mußten, hielt, beschäftigte sich mit der Erfindung einer solchen allgemein verständlichen Schriftsprache (s. *Diss. de arte conciliatoria etc.* Vit. 1618. 4.). Auf seinem Wege schritten fort der Engländer Wilkins (in s. *Essay towards a real Character and philosophical language.* Lond. 1668. Fol.), und später der Ungar Kalmâr (*Praecepta grammatica atque specimina linguae philosophicae siue vniuersalis, ad omne vitae genus adcommodatae.* Berol. et Lips. 1772. 4.), die Deutschen Ch. G. Berger (Plan zu einer überaus reichen unterrichtenden und allgemeinen Rede- und Schriftsprache für alle Nationen. Berlin, 1779. 8.) und Wolke (Erklärung, wie die Pasiphrasie möglich und ausüblich sei. Dessau und Leipzig, 1797. 8.), und der Verfasser der in Paris erschienenen Pasigraphie, wovon eine deutsche Uebersetzung in Deutschland verbreitet worden ist (Pasigraphie, Anfangsgründe der neuen Kunstwissenschaft, in einer Sprache alles so zu schreiben und zu drucken, daß es in jeder andern ohne Uebersetzung gelesen und verstanden werden kann. Erste Ausgabe, die wie die französische Originalausgabe ist. Zu Paris, im Büreau der Pasigraphie, 1797.).

Leibnitz dachte sich die Sache als eine Art algebraischer Rechnung ausführbar. Zunächst wollte er sie aber nur zur Bezeichnung philosophischer Ideen be-

stimmen, und, ob er gleich niemals die Erfindung einer solchen Zeichensprache selbst versuchte, so hielt er sich doch für überzeugt, daß man sie so einrichten könne, um alle philosophische Ideen genau und völlig bestimmt bezeichnen zu können, wie der Algebraist durch seine Zeichen alle Sätze seiner Wissenschaft genauer und bestimmter ausdrückt, als durch irgend eine Wortschrift geschehen kann. Diese philosophische Zeichenschrift, meinte Leibnitz, könnte zugleich eine Art allgemeiner Sprache oder Schrift werden, da sie sehr leicht, ohne irgend ein Wörterbuch, zu erlernen sein, und für die Anwendung im bürgerlichen Leben von der größten Wichtigkeit werden müßte.

Der Bischoff Wilkins nimmt 40 Gattungen allgemeiner Begriffe an, und jede Gattung theilt er nach gewissen Differenzen in besondere Arten ein. Er stellt alle 40 Gattungen mit allen ihren Differenzen und Arten auf einer Tabelle zur allgemeinen Uebersicht dar. Für seine 40 Gattungsbegriffe erfand Wilkins eben so viel besondere Zeichen. Die wie vielste Differenz jeder Gattung ist an dem linken Ende des Charakters durch kleine Linien angegeben, welche entweder oberhalb oder unterhalb einen rechten, stumpfen oder scharfen Winkel bilden. Auf eben diese Weise ist an dem rechten Ende des Charakters die wievielste Art der Differenz angezeigt. Ob ein bezeichneter Charakter den dadurch bestimmten Begriff, als Substantiv, Adjectiv, Adverbium, in vielfacher oder mehrfacher Zahl, ausdrücken solle, ist durch Häkchen angedeutet, die an einem von beiden Enden des Charakters oben oder unten angehängt sind. Ferner durch Zirkel, Puncte und kleine krumme Linien, die auf verschiedene

Weise gestellt sind, werden das Verbum, und seine verschiedenen Tempora, Modi und Personen, ferner Präpositionen, Conjunctionen und Artikel ausgezeichnet.

Kalmârs pasigraphisches System läßt sich nicht nach allen Grundzügen angeben, da er es in seiner Schrift selbst nur fragmentarisch mitgetheilt hat. Er hat darin ein größeres ausführliches Werk versprochen, worin er sein System ganz detaillirt vorlegen wollte; aber es ist, meines Wissens, bis jetzt noch nicht erschienen. Aber aus jener kleineren Schrift gehet hervor, daß er die ganze Summe menschlicher Begriffe auf ungefähr 500 ursprüngliche und allgemeine zurückführt. Er bezeichnet sie mit eben so vielen Charakteren, die er überall her, aus der alten ägyptischen Hieroglyphenschrift, aus den Kunstzeichen der alten Aerzte, Chemiker, Mathematiker, Astronomen, und fast aus allen Alphabeten entlehnt oder davon die Grundbildung genommen hat. Das Gegentheil einer Sache zeigt er dadurch an, daß an der linken Seite des Charakters ein wenig fehlt, das Aufhören derselben aber dadurch, daß auf der rechten Seite etwas fehlt. Den Plural drückt er durch ein über den Charakter gesetztes Zeichen aus, welchem er eine mit dem griechischen $\chi$ ähnliche Gestalt giebt. Den Personal-Pronominen giebt er ein besonderes Zeichen, und durch darunter oder darüber gesetzte Puncte unterscheidet sich das: ich, wir, du, ihr ꝛc. Sind Pronomina mit Zeitwörtern oder Präpositionen verbunden, so werden bloß diese Unterscheidungspuncte über die Zeichen der Zeitwörter und Präpositionen gesetzt. Zur Bezeichnung des Verbums, nämlich nach seinen tempp.

und modis und überhaupt nach allen seinen Verhältnissen z. B. mit Adverbien, braucht Kalmâr bloß allein 425 besondere Zeichen. Den Comparativ bezeichnet er (nach Analogie des Hebräischen) mit einem zu den Adjectiven gesetzten Zeichen in dieser Gestalt ɔ. Für den Superlativ nach seinen verschiedenen, aufs Feinste ausgesponnenen, Abstufungen hat er aber nicht weniger als 18 besondere Zeichen erfunden. Aus diesen Proben zu urtheilen, muß also das pasigraphische System des Herrn Kalmâr, wenn es sollte noch ganz bekannt werden, ein Gegenstück zu einem chinesischen Wörterbuche werden.

Der Verfasser der Pariser Pasigraphie, wie sie Vater nennt, hat sich die Aufgabe gestellt, eine Schrift zu erfinden, welche die Gedanken darstellt, die ein Jeder Einzelne durch die Sylben und Wörter seiner Sprache ausdrückt, so daß ein Jeder auch an Personen schreiben kann, deren Sprache er nicht versteht. Seine Erfindung soll also, um sie mit wenigen Worten zu definiren, eine Pasigraphirung der gesammten Sprachen sein, d. h. sie geht darauf hinaus, eine Schrift zu geben, in welcher man in seiner Sprache auch verständlich für die Eigenthümer anderer Sprachen schreiben kann. Diese Schrift besteht aus 12 Grundstrichen, die er die pasigraphischen Gammen nennt. Sie bezeichnen bloß Begriffe, und die ganze Summe der Begriffe bringt der Verfasser unter drei Hauptrubriken. Die erste enthält die Wörter, welche zur Verknüpfung oder Ergänzung der übrigen Redetheile dienen. Die zweite enthält alle die Gegenstände, Handlungen, Ideen oder Neigungen, die man täglich in den Familien und Gesellschaften, in

dem Verkehre der Freunde und Anverwandten, der Liebe, der Geschäfte des Handels und der Bank wahrnimmt. Die dritte endlich ergänzt, was die vorhergehenden unbestimmt lassen, und entspricht übrigens ganz besonders den Künsten und Wissenschaften, der Moral, Religion und Politik, als Wissenschaften betrachtet.

In diesen drei Hauptrubriken werden die Wörter, nicht die Wörter einer einzelnen Sprache, sondern ihre Begriffe, nach einer bestimmten Anordnung der Begriffe eingetheilt. Bei dieser Anordnung sind in jeder Hauptrubrik 12 Hauptbegriffe zu 12 Hauptabtheilungen herausgehoben, und diese nach mehreren Unterabtheilungen wieder in 6 Theile weiter abgetheilt. Und gerade in dieser Anordnung nach diesen Zahlen besteht der Mechanismus der pasigraphischen Kunst. Jede jener 12 Hauptabtheilungen hat einen von den 12 pasigraphischen Gammen zum Zeichen; jede der Unterabtheilungen auch. Da die Begriffe der einzelnen Gegenstände Arten der letzten von diesen Unterabtheilungen sind, so müssen sie jeder der Unterabtheilungen als einer höhern Gattung angehören, und eines von den Zeichen jeder dieser Unterabtheilungen haben. Je mehrere Unterabtheilungen also die Hauptabtheilung hat, desto mehrere Zeichen müssen sich bei dem Ausdrucke der unter ihr enthaltenen Begriffe an einander reihen: Wörter der dritten Hauptrubrik haben vermöge ihrer viermaligen Unterabtheilung 5 Gammen, Wörter der zweiten Hauptrubrik vermöge ihrer dreimaligen Unterabtheilung 4 Gammen, Wörter der ersten Hauptrubrik vermöge der zweimaligen Unterabtheilung 5 Gammen zum Zeichen. Diese sind dann der verschiedenartige Körper des Wortes oder Begriffes. Er

unterscheidet sich von den Redetheilen des Wortes durch andere Zeichen, wodurch die näheren Bestimmungen der Begriffe, die Umwandlung des Substantivs in Adjectiv- und Verbalbegriffe, und alle Modificationen dieser und jener nach Zahl, Person, Zeit ꝛc. ausgedrückt werden. — Dieß pasigraphische System macht nun eine Menge von Tabellen und Registern nöthig, die auch dem Werke beigegeben sind.

Diese Notizen, die nicht ausführlicher gegeben werden konnten, können hinreichen, daß man wenigstens die Hauptidee unserer bisherigen Pasigraphisten fassen kann. An der Möglichkeit einer solchen Schriftsprache läßt sich zwar nicht zweifeln; aber ob eine solche erfunden werden könne, die durch Leichtigkeit sowohl der Erlernung, als des Gebrauches ein für alle Nationen brauchbares Gedanken-Mittheilungsmittel werden könne, daran ist gar sehr zu zweifeln.

Verschieden ist die Pasigraphie von der Pasiphrasie. Diese müßte nämlich in der noch größern Kunst bestehen, in einer jeden Sprache so zu schreiben, daß es Leser von allen andern Sprachen, ohne jene Sprache zu kennen, verstehen können. Auf die Lösung dieser Aufgabe hatte der Hofrath Wolke seinen Erfindungsgeist gerichtet. Ihm schwebte nämlich die Möglichkeit eines auf gewisse Weise alphabetisch geordneten, mit Regeln der allgemeinen und jeder besondern Sprachlehre versehenen Wörterbuches vor, das, in alle mögliche Sprachen übersetzt, das Mittel werden müßte, daß jede Nation die Sprachen aller andern, mit gleichen oder doch wenigstens bekannten Charakteren geschrieben, ver-

stehen könnte. Dazu sind nun natürlich besondere, zu erfindende, Zeichen nöthig, welche in allen verschiedenen Uebersetzungen dieses Wörterbuches auf die nämliche Weise gebraucht werden müssen. Dadurch wird diese Pasiphrasie zugleich zu einer Pasigraphie. Wenn, schreibt Wolke, ein solches Wörterbuch, das nicht bloß die erforderlichen Wörter zur Bezeichnung aller Arten von Begriffen enthalten, sondern zugleich eine Anweisung zum grammatischen Gebrauche aller der Wörter und Redensarten in jedem einzelnen Falle geben muß, in irgend einer europäischen (z. B. der deutschen) Sprache ausgearbeitet ist, so wird dasselbe in jede andere, die pasigraphirt werden soll, übersetzt, und mit beharrlichem Eifer, eiserner Gedult und genauer Sprachkenntniß durch Regeln und Exempel dafür gesorgt, daß die Abweichungen der verschiedenen pasigraphirten Sprachen von einander, ihre eigenen Redensarten (Iditiotismen), das nicht übereinstimmende regimen ihrer Wörter, die von einander sich unterscheidenden Wendungen in der Construction ꝛc. weder Verlegenheit, noch Verwirrung anrichten können. Wenn nun sowohl für die Vollständigkeit, als für die Uebereinstimmung in den verschiedenen Sprachen gesorgt ist, so wird das in alphabetischer Ordnung verbundene pasigraphische Wörterbuch A abgedruckt, und bei dem Abdrucke desselben jedes Wort, jede Redensart, jedes grammatische Vorbild (z. B. der Comparation, der Declination mit den Verhältnißfällen der Wörter in der Einzahl und Mehrzahl der Conjugation, der Verben mit ihren verschiedenen Personen, Zeiten, Weisen (modis), Formen ꝛc.) durch Ziffern anführbar gemacht. Jede Seite fängt die Wörter mit 1. 2. 3. ꝛc.

an. Wenn also Eine dieser Ziffern und die Ziffer der Seite angeführt wird, so ist die genaue Bestimmung des Wortes ꝛc, da. Dadurch wird das Aufsuchen erleichtert und das Anwachsen der Zahlen zu 6 Ziffern vermieden. — Ist A gedruckt, so werden die Wörter einer andern pasiphrasirten Sprache B alphabetisch in ein für sich bestehendes Wörterbuch (das auch B heißt) übergetragen, beziffert und zugleich mit der Ziffer versehen, die sich bei jedem Worte und jeder Redensart in A befindet. Alsdann wird es bei der ersten Auflage des Werkes möglich sein, die Ziffern von B, und so auch von C. D. E. F. G. H. ꝛc. auf dem Rande von A. beizudrucken. Da die Ziffern der Wörter oft in der Zeile stehen werden, so erfordert die Bequemlichkeit, sie noch einmal auf dem Rande in einer herabgehenden Reihe erscheinen zu lassen.

Denkbar ist das Alles; aber ob es auch ausführbar? Es würde mehr als ein Opus Herculeum sein, schon in irgend einer Sprache den Anfang oder die Grundlage zu einem solchen pasiphrasirten Wörterbuche zu machen, und bei jeder andern Sprache würde wieder ein pasigraphischer Hercules nöthig sein, und wie lange würde es anstehen, bis nur alle vorzüglicheren Sprachen pasiphrasirt sein würden und bis eine jede Nation ihr vollständiges pasiphrasirtes Lexicon bekäme, so daß z. B. der Engländer mit Hülfe seines pasiphrasirten Wörterbüches sowohl die Schriften eines Deutschen, als eines Franzosen, Spaniers, Italiäners, Dänen, Schweden ꝛc. verstehen könnte! Und welche beschwerliche Manipulation wäre bei diesem Studium fremder Schriften nicht

nöthig! Es wäre die langsamste und mühsamste Entzifferung, wo man bei jedem Worte, wie es der erste Anfänger in jeder Sprache beim Lesen und Exponiren in derselben machen muß, nach dem Lexicon greifen muß! Denn das Erlernen eines solchen allgemeinen pasiphrastischen Lexicons wäre eine absolute Unmöglichkeit. Wollte man es aber, nach den besondern persönlichen Verhältnissen, bloß auf drei oder vier der gangbarsten Sprachen beschränken, so ist ohne Zweifel die Mühe, drei oder vier Sprachen materiell zu erlernen, weit geringer und ohnfehlbar weit kürzer, als die niemals aufhörende Mühe und Beschwerlichkeit wäre, die mit dem Gebrauche eines solchen pasiphrasirten Lexicons verbunden sein würde.

Die Idee zur Erfindung einer Pasigraphie und Pasiphrasie ist ohne Widerrede groß, und sie macht dem menschlichen Nachdenken Ehre, wenn es auch für zweifelhaft gehalten werden muß, ob sie so ausführbar sei, daß für die Welt ein practicabler Nutzen herauskommt. Die bisherigen Versuche, eine solche allgemeine Schriftsprache zu erfinden, haben kaum den Weg gezeigt, auf welchem diese Erfindung gemacht werden kann.

Eine andere Aufgabe wäre, eine allgemeine materielle Sprache (eine πανγλωσση oder eine γλωσση οικεμενη) zu erfinden. Sie müßte ihre Elemente (die Laute) aus allen Sprachen der Welt nehmen, müßte Wörter für alle alte und neue, wo immer nur anzutreffende, Begriffe schaffen, müßte allen logisch gleichen Begriffsarten eine gleiche Ausdrucksform geben, müßte für alle Nennwörter, Fürwörter, Beiwörter zum Nennwort

und für die Ordnungs- und Zahlwörter nur Eine Beugungsnorm (Declination), bloß mit Unterscheidung des Masculini und Foeminini, eben so für alle Zeitwörter nur Eine Verbindungsart (Conjugation), sie dürfte überhaupt keine Anomalien irgend einer Art, also auch nicht in der Wortverbindungsart (Syntax) haben, und es müßte für einen so reichen Vorrath von Wörtern aller Art gesorgt werden, daß keines mehr als Eine eigentliche Bedeutung hätte. Die Wendungen der Wörter auf andere Begriffe (die Tropen) ließen sich zwar im Gebrauche dieser Sprache unmöglich vermeiden; aber die tropische Bedeutung der Wörter müßte hier, wie es überall geschehen muß, aus dem Contexte erkannt werden. Die Erfindung einer solchen neuen Sprache ist allerdings sehr möglich; zwar würde sie den Wortelementen (den mit einander verbundenen Lauten) nach ein bloßes Werk der Willkühr des Erfinders sein; aber sind denn in dieser Hinsicht nicht alle vorhandenen Sprachen ein Werk der Willkühr, wenn man etwa die onomatopoetica einer jeden Sprache ausnimmt? Nothwendig müßte aber bei der Erfindung einer solchen Sprache von den Gesetzen der allgemeinen oder philosophischen Grammatik streng ausgegangen werden, und, aus dieser Quelle abgeleitet, würde sie den gemeinen Menschenverstand unter allen Zonen ansprechen, und leicht begriffen und erlernt werden können, weil sie durchaus die größte Bestimmtheit und keine Anomalien irgend einer Art hätte. Eben deswegen könnte sie gar bald unter Gelehrten und Kaufleuten die allgemeine Weltsprache werden. Wenn die Neigung des vorhergehenden Zeitalters zur Pasigraphie und Pasiphrasie auf dieses Ziel hingestrebt hätte,

so könnte vielleicht schon etwas zu Stande gebracht worden sein, welches man für einen neuen reellen Gewinn aus der allgemeinen Sprachwissenschaft halten könnte.

Etwas dieser Art hatte auch wirklich einer der ältesten Pasigraphen versucht, nämlich der scharfsinnige Bischoff Wilkins, nur mit dem Unterschiede, daß er es mit seiner, oben S. 66 f. beschriebenenen, Zeichenschrift in Verbindung gesetzt hat. Er sann nämlich zugleich auch auf die Erfindung hörbarer Zeichen, und regulirte sie nach Maaßgabe seiner 40 Gattungen von Begriffsbezeichnungen, ihrer Differenzen und Arten. Diese hörbaren Zeichen sind nichts anders als neu erfundene Wörter. Diese sollen, wie er sagt, kurz, nicht über 2 bis 3 Sylben, die Partikeln nur 1 Sylbe lang, faßlich und leicht zu lernen, hinlänglich unterschieden, wohlklingend und methodisch gebraucht sein. Die Gattungen drückt er durch Laute aus: wie ba, be, bi, da, de, di, ga, ge, gi u. s. w. Die Differenzen werden bezeichnet, indem zu jenen Lauten der Gattungen b für die erste Differenz, und d, g, p, t, c, z, s, n, nach dieser Ordnung für die folgenden hinzugesprochen wird, z. B. wenn de Element bedeutet, dann muß deb die erste Differenz andeuten, welche, den Tabellen zu Folge, Feuer ist, und deba wird die erste Art derselben bedeuten, welche Flamme ist. Det wird die fünfte Differenz unter dieser Gattung sein, welche ist erscheinendes Meteor, detâ die erste Art, nämlich Regenbogen, deta die zweite, nämlich Hof um den Mond. Eben so, wenn ti die Gattung der sinnlichen Eigenschaft anzeigt, so muß tid die zweite Dif-

ferenz, welche Farben begreift, andeuten, und tida die zweite Art dieser Differenz, nämlich Röthe bedeuten, tide die dritte Art, nämlich Grün. — Ist das Wort ein Adjectiv, welches immer von einem Substantiv hergeleitet wird, so geschieht die Ableitung durch Veränderung der Radicalconsonanten in einen andern Consonanten, oder durch Hinzusetzung eines Vocals. So wenn da Gott, de Element, do Stein bedeutet, so muß dun göttlich, due elementarisch, duo steinig bedeuten, und eben so würden die mehrfache Zahl und andere zufällige Bestimmungen gebildet. Die Partikeln werden durch einfache Vocale oder Diphthongen und durch einige von den einsylbigen Wörtern ausgedrückt, die zu keinen von den Gattungen oder Differenzen gebraucht sind.

Vgl. Pasigraphie und Antipasigraphie; oder über die neueste Erfindung einer allgemeinen Schriftsprache für alle Völker, und von Wolkens, Leibnitzens, Wilkins und Kalmârs pasigraphischen Ideen. Ein Versuch von J. S. Vater. Weissenfels und Leipzig, 1799. 8. Dieser Schrift bin ich in der Beschreibung der verschiedenen pasigraphischen und pasiphrasischen Methoden, weil ich mir die Bücher, worin sie aufgestellt sind, nicht verschaffen konnte, hauptsächlich, oft selbst wörtlich gefolgt.

G. F. Grotefend *de Pasigraphia s. scriptura vniuersali.* Goett. 1799. 4.

Die vollständige Literatur dieses Gegenstandes hat Vater verzeichnet, in seinem Versuch einer allgemeinen Sprachlehre, S. 287—289.

§. 35.

## §. 35.

### Die alten Sprachen.

So wie man die Geschichte in die Geschichte der alten und neuen Welt eintheilet, so theilt man auch die Sprachen in die alten und neuen ein, wobei man von dem Grundsatze ausgegangen ist, alle diejenigen, gegenwärtig unter selbstständigen Nationen lebenden Sprachen unter die neuen zu zählen, welche zu Christi Zeiten, dessen Geburt auch die Scheidung zwischen der ältern und neuern Geschichte giebt, noch nicht existirten oder noch nicht bekannt waren.

Alle zu Christi Zeit schon vorhandenen, gebräuchlichen und bekannten Sprachen nennt man also die alten Sprachen, wenn man den Ausdruck in seiner vollen Bedeutung nimmt. Bei ihnen unterscheidet man aber insgemein die orientalischen Sprachen überhaupt, und die heiligen Sprachen insonderheit d. h. die Sprachen und Sprachdialecte, in welchen die Offenbarungsbücher der Juden und Christen geschrieben sind; und endlich noch die klassischen Sprachen des Alterthums, worunter die griechische und lateinische Sprache verstanden werden, weil man, seit Gellius den Anfang gemacht hat, die Schriftsteller der Griechen und Römer wegen der Vorzüglichkeit ihres Stils die Klassiker zu nennen pflegt.

## §. 36.

### Die klassischen Sprachen.

#### Ob die Kenntniß derselben dem Theologen absolut nöthig sei?

Wenn man die griechische und lateinische Sprache die klassischen Sprachen des Alterthums nennt, so ver-

steht man unter der griechischen Sprache die rein-griechische Sprache, nicht einen, durch Umbeugung zu den Redeweisen anderer Sprachen veränderten, Dialect derselben, z. B. den, in welchem die neutestamentlichen Bücher geschrieben sind. Eben so versteht man unter der lateinischen Sprache nicht die Latinität des Mittelalters oder das Kirchen- und Mönchslatein, sondern die alte reine Sprache der Römer, in welcher Cicero, Tacitus und andere Schriftsteller der Römer geschrieben haben.

In den neuern Zeiten haben sich nun manche, verdienter Weise aber schon verschollene, Stimmen erhoben, welche in die Welt hinein schrieen, daß die Erlernung dieser beiden klassischen Sprachen des Alterthums für den Theologen, der sich nicht zu einem sogenannten gelehrten oder Catheder-Theologen, sondern bloß zu einem praktischen Religionslehrer, zu einem Prediger in Stadt- vornehmlich aber in Land-Gemeinen bilden und bestimmen wolle, unnöthig und überflüssig sei. Diese neue Lehre hat, leicht begreiflich, weil an allen Orten der Welt faules Fleisch sitzt, einen ungemein guten Eingang bei allen denen gefunden, die gern ein, sie ernährendes, Amt besitzen wollen, ohne die dazu erforderlichen Kenntnisse haben zu müssen. Man hat auch dieser Lehre ihre scheinbaren Gründe zu geben gewußt, und, obgleich glücklicher Weise die neuen Apostel von den Regierungen und Consistorien nicht gehört worden sind, so müssen doch diese vorgebrachten Scheingründe angeführt und in ihr Nichts aufgelöst werden, weil sich doch hin und wieder Einer und der Andere finden läßt, der, noch in ihrem Nebel herumtappend, den hellen Tag nicht sieht.

Man hat

1) vorgegeben: die große und lange Mühe, welche die, zum geistlichen Stande bestimmte, Jugend auf die Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache verwenden müsse, stehe in keinem Verhältnisse zu dem daraus fließenden Gewinne. Denn was Griechen und Römer Vorzügliches gedacht hätten, könne man aus den, bei den cultivirtesten Nationen Europa's in Menge vorhandenen, guten und vortrefflichen Uebersetzungen ihrer Schriften kennen lernen. Auch werde, so lange (was nicht bloß der Deutsche, sondern auch der Engländer, Franzose, Schwede, Däne ꝛc. sagen könne) unsere wissenschaftliche Bildung nicht national wird d. h. so lange wir in dem Geschäfte unserer intellectuellen Bildung nicht von uns selbst und von den Erzeugnissen unseres eigenen geistigen Bodens ausgehen, sondern uns, wenn wir anfangen zu denken und wissenschaftliche Ideen zu sammeln, auf ein fremdes Gebiet niederlassen, um über ein breites Meer zu uns herüber zu steuern, dieselbe kein auf seinen eigenen Grund gesetztes und aufgebauetes Ganzes; wir sind bloße Nachäffer, Maschinenmänner, deren Geist von den alten Griechen und Römern in Bewegung gesetzt und an, ihm ganz fremde, Denk- und Ideen-Formen hingezwungen wird. Ferner hat man

2) gefragt: warum soll doch der Theologe den größten Theil seiner jugendlichen Bildungszeit auf die Erlernung zweier Sprachen verwenden, von denen er sich doch insonderheit in seinem künftigen Amte als Prediger und Seelsorger keinen unmittelbaren Nutzen versprechen darf?

Denn mag die Lectüre griechischer und römischer Klassiker noch so interessant sein, so ist doch von ihnen die christliche Religionslehre ganz unabhängig, und sie wird dem Volke nicht in griechischer oder römischer, sondern bei den Deutschen in deutscher, bei den Franzosen in französischer, bei den Engländern in englischer Sprache u. s. w. vorgetragen. Endlich hat man noch

3) die Bedenklichkeit geäussert, daß die Geschicklichkeit, die Werke der alten Griechen und Römer lesen zu können, dem christlichen Theologen auf mehr als Eine Weise schädlich werden könne. Nicht nur enthalten dieselben viele große Irrthümer, welche der christlichen Glaubens- und Sittenlehre entgegen stehen, sondern sie sind auch größtentheils mit einer blendenden Eleganz geschrieben, die dem Theologen seine tägliche Hauptbeschäftigung, nämlich das Lesen und Studiren der biblischen Schriften, gar sehr leicht verleiden kann, weil diese in einem andern, den feinen Cultursinn nicht so stark ansprechenden und afficirenden Geiste geschrieben sind.

Allein diese Einwendungen sind unfähig, die Entbehrlichkeit der Kenntniß der rein griechischen und lateinischen Sprache und überhaupt des humanistischen Studium für den praktischen Theologen darzuthun. Sie lassen sich nicht nur leicht widerlegen, sondern an ihre Stelle lassen sich auch unwiderlegliche Gründe setzen, aus welchen die unbedingte Nothwendigkeit der Kenntniß der reingriechischen und römischen Sprache für den praktischen Theologen, der ist, was er sein soll, hervorgehen:

1) Allerdings erfordert die gründliche und vollkommene grammatische Erlernung der rein griechischen und lateinischen Sprache viel Mühe und Zeit, und bei der Gymnasialbildung und überhaupt bei jeder auf das akademische Studium vorbereitenden Bildung ist sie das Hauptziel und muß es sein. Aber erlernt man auch diese beiden Sprachen zunächst zu dem Zwecke, um die Werke der griechischen und römischen Klassiker in der Grundsprache lesen zu können, so ist dieß ja keineswegs der Hauptzweck, sondern dieses humanistische Studium soll nur Mittel und Weg werden, um die theologischen Wissenschaften gehörig und aus dem Grunde studiren zu können. Mag für die Anwendung dieser theologischen Wissenschaften im amtlichen Leben der Geistlichen aus der Kenntniß beider Sprachen kein unmittelbarer Nutzen fließen, so ist doch der mittelbare unleugbar. Der Algebraiker braucht als solcher kein Arithmetiker zu sein, aber wenn er die Algebra erlernen will, so muß er nothwendiger Weise zuerst die Arithmetik und sodann alle andere mathematische Wissenschaften, worauf die Algebra fußet, erlernt haben. Eben so wenig braucht der praktische Arzt als solcher ein Physiologe und Anatomiker zu sein, aber wie kann er denn zu einem praktischen Arzte, der seine Kunst aus dem Grunde versteht und hiernach ausübt, werden, wenn er nicht in die Physiologie und Anatomie eingeweihet ist? So ist nun auch die Kenntniß der rein griechischen und lateinischen Sprache für den Theologen deshalb unbedingt nothwendig, weil er nur mit Hilfe derselben die sämmtlichen theologischen Wissenschaften gehörig und aus dem Grunde erlernen

kann, wie weiter unten noch im Besondern gezeigt werden wird. Es ist bei der Erlernung dieser beiden Sprachen nicht hauptsächlich darauf abgesehen, um zu erfahren, was die vorzüglichsten Schriftsteller der alten Griechen und Römer über diese und jene Gegenstände gedacht haben, sondern um mit dem Mechanismus beider Sprachen bekannt zu werden. Das macht aber schlechterdings die Lesung der Originalschriften nothwendig. Uebersetzungen derselben sind überhaupt nur für die Uneingeweihten in die Originalsprache gemacht, oder sollen für den Kenner derselben bloß Erleichterungsmittel der Interpretation sein. Giebt es auch von diesem und jenem griechischen und römischen Author die gelungensten Uebersetzungen, so geben sie zwar das Materielle oder den Ideen-Complex im Ganzen getreu wieder; aber die besondern Stellungen, Verbindungen und Nüancen des Wortausdrucks können sie, wenn auch die Sprache, in welche übersetzt ist, noch so sehr geradebrecht und verkrüppelt oder barbarisirt worden ist (was einige neuere Dollmetscher sogar zur Regel machen wollten), unmöglich ganz wieder geben. Gerade darum ist es aber zu thun; man will alle, auch die kleinsten, charakteristischen Eigenthümlichkeiten beider Sprachen kennen lernen, und dieß kann nur vermittelst der Lesung des Originaltextes geschehen. — Was das Dritte in der ersten Einwendung betrifft, daß die intellectuelle Bildung einer jeden neuern Nation zu keiner Selbstständigkeit, zu keiner Nationaleigenthümlichkeit gelangen, kein arbor indigena, keine Pflanze, auf heimischen Boden entsprossen, werden könne, so schlösse dieß ja auch die

Lesung der Schriften der griechischen und römischen Klassiker in Uebersetzungen aus, und diese herrlichen Geistesproducte müßten sammt und sonders in das Meer der Vergessenheit geworfen worden. Ausserdem beruhet diese Einwendung auf einer Verdrehung der Sache. Wir wollen uns nicht nach den Griechen und Römern bilden, wenn wir ihre vorzüglichsten Schriften in der Ursprache lesen, sondern wir wollen uns aus ihren klassischen Werken bilden, sie als eines der ersten und vorzüglichsten Mittel gebrauchen, um uns bei unserer eigenen, von einem freien und unabhängigen Standpuncte ausgehenden, Geistesbildung fortzuhelfen; und bei dem Gebrauche dieses Mittels, dessen vorzügliche Brauchbarkeit die vorurtheilslose Welt schon längst anerkannt hat, wird natürlich cum grano salis alles das ausgeschieden oder bleibt unbeachtet, was uns nicht paßt. Bei dieser Methode kann die Selbstständigkeit unserer Geistesbildung nichts verlieren; sie kann nur gewinnen. Denn im Reiche der reinen wissenschaftlichen Ideenwelt giebt es keine Geographie; aller Unterschied der Nationen, der bloß aus dem irdischen Boden oder Fußtritt erwächst, fällt da weg. Was ein Grieche, Römer, Aegyptier, Babylonier, Anwohner am Ganges und Indus ꝛc. Wahres gedacht hat, das ist weder deutsch, noch französisch, noch englisch, noch italiänisch, noch spanisch und portugiesisch, sondern es gehört der ganzen Welt, der ganzen Menschheit an, und jeder, mag er zu dieser oder jener Nation gehören, hat seinen Ideenkreis erweitert und bereichert, wenn er dasselbe darin aufnimmt, oder, sollte damit auch nichts vorher Unbe-

kanntes zur Kenntniß gebracht worden sein, denselben wenigstens befestiget. Die Freiheit und Unabhängigkeit unserer Geistesbildung in ihrer eigenen Entwicklung wird und kann also, wenn man auf die rechte Weise verfährt, nicht im Mindesten durch die Lesung und das Studium der klassischen Schriften der Griechen und Römer beeinträchtiget und gefährdet werden.

2) Die christliche Glaubens- und Sittenlehre ist allerdings ganz unabhängig von dem Inhalte der Schriften der griechischen und römischen Klassiker, und in ihr selbst d. h. in ihrem Wesen, nach welchem sie Wort Gottes oder göttliche Offenbarung ist, liegt kein Grund, welcher die Lesung der griechischen und römischen Klassiker und damit die Erlernung der rein griechischen und lateinischen Sprache nothwendig macht; aber zu einer gründlichen wissenschaftlichen Erkenntniß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre und noch mehrerer Zweige, welche zu dem theologischen Fache gehören, ist die Kenntniß beider Sprachen absolut nothwendig. Soll denn der Geistliche die christliche Glaubens- und Sittenlehre aus dem Katechismus lernen, wie der Schulknabe und das Schulmädchen? Nein! er muß verstehen, sie aus ihren Quellen selbst abzuleiten oder zu schöpfen, und da fällt es nun bei der griechischen Sprache gleich jedem Sachverständigen in die Augen, daß ihre Kenntniß ganz unentbehrlich sei. Die Schriften des Neuen Testaments, die Hauptquelle unserer Glaubens- und Sittenlehre, sind im griechischen Idiom geschrieben; zwar nicht in der reingriechischen Sprache, sondern,

wenn ich so sagen darf, in dem jüdisch-griechischen Dialect, und zwar (den Brief an die Hebräer ausgenommen) in einer besondern Art desselben, die von dem jüdisch-alexandrinisch-griechischen Dialect darin verschieden ist, daß sie noch mehr nach dem Genius der althebräischen Sprache, zugleich aber auch sehr stark nach dem Genius der zu Christi und der Apostel Zeit in Palästina üblichen aramäischen (von Manchen syrisch-chaldäisch genannten) Mundart umgebeugt ist. Die genaueste Benennung ist, wenn man die griechische Diction der neutestamentlichen Bücher den jüdisch-palästinisch-griechischen Dialect nennt; in demselben sind auch ein Theil der alttestamentlichen Apokryphen, einige griechische Pseudepigraphen des alten Testaments, die meisten neutestamentlichen Apokryphen und einige Schriften der Patres Apostolici geschrieben. Diese jüdisch-palästinisch-griechische Mundart weicht nun freilich von dem reingriechischen Idiom so weit ab, daß Plato, Thucydides, Plutarch ꝛc. die eben genannten Schriften, so wie die Bücher des Neuen Testaments nicht ohne Lehrmeister oder Hilfsmittel hätten verstehen können. Aber den Grundelementen nach ist doch die neutestamentliche Diction Eins mit der reingriechischen Sprache, und sie kann unmöglich gefaßt und verstanden werden, wenn nicht die reingriechische Diction vorher aus dem Grunde erlernt ist. Man kann zwar nach einer jüdisch-griechischen Grammatik, wie neuerlich Haab, dem syntaktischen Theile nach, eine geliefert hat, die neutestamentlich-griechische Sprache erlernen; aber was ist das für eine Erlernung? Ein mechanisches Triebwerk, bei dem man

nicht zur Erkenntniß kommt, warum manches gerade so, und nicht anders ist. Die Kenntniß der reingriechischen Sprache ist unumgänglich nöthig, als Vorkenntniß, wenn man sich eine gründliche Kenntniß der neutestamentlichen Gräcität verschaffen will. Die Erfahrung bestätiget es; denn unsere besten Exegeten des Neuen Testaments waren oder sind erprobte Kenner der reingriechischen Sprache. Aber nicht bloß allein, um eine auf den Grund gehende Kenntniß des neutestamentlich-griechischen Idioms erlangen zu können, ist die Erlernung der rein griechischen Sprache nothwendig; sondern sie ist auch Vorbedingung, um die Geschicklichkeit zu bekommen, eine Menge anderer, in griechischer Sprache verschiedenen Ausdrucks geschriebene Schriften, zu verstehen, aus welchen die Geschichte der jüdischen und christlichen Glaubens- und Sittenlehre und der jüdischen und christlichen Kirchenverfassung geschöpft werden muß. Auch die Schriften Philo's, Josephus's und der griechischen Kirchenväter, so wie andere literarische Erbstücke aus dem christlichen Alterthume, die in griechischem Idiom verfaßt sind, müssen von dem christlichen Theologen gelesen werden können, und das wird hart und schwer werden und nur unvollkommen geschehen können, wenn nicht die Kenntniß der reingriechischen Sprache die Grundlage ist, von der man ausgehet. Aus eben der Ursache ist auch die Kenntniß der lateinischen Sprache für den Theologen ganz unentbehrlich; denn sind nicht noch weit mehr alte Bücher, welche in die Geschichte der christlichen Religion und Kirche einschlagen, in lateinischer Sprache geschrieben? Sind nicht eine un-

geheure Menge von Hauptwerken aus ältern und neuern Zeiten, in welchen die theologischen Hauptwissenschaften und Nebenwissenschaften dargestellt oder abgehandelt sind oder Beiträge dazu liefern, in der lateinischen Sprache abgefaßt? Sollen diese für den Geistlichen eine terra incognita bleiben, wie sie es für den Dorfschulmeister sind? Wollte man sagen: „die Lesung sowohl dieser, als der unmittelbar vorhergenannten Schriften ist den gelehrten (z. B. den akademischen) Theologen zu überlassen; wer sich aber bloß zu einem praktischen Religionslehrer, zu einem Seelsorger in der Stadt oder auf dem Lande bestimmen will, dem ist dieser Apparat gelehrter Sprachkenntnisse unnütz, und man erschwert ihm nur ohne Noth seine Bestimmung, wenn man, eine Reihe von Jahren durch, ihn mit der Erlernung zweier ausgestorbener Sprachen plagt, von deren Kenntniß er in dem Amte, welchem er sich zu widmen gedenkt, gar keinen Gebrauch machen kann", so würde das in den geistlichen Stand einen Klassenunterschied bringen, der bloß allein für die Stadt- und Landgeistlichen oder für die praktischen Religionslehrer nachtheilig werden müßte. Sie würden unvermerkt in die Klasse der Schulmeister herabsinken, und wenn sie auch immer die erste Art davon ausmachen würden, so würde doch der Name Theolog für sie endlich ganz erlöschen, und man könnte sie, um noch ihren bestehenden Vorzug vor den Schulmeistern zu bezeichnen, höchstens per analogiam die Kirchenmeister heissen. Auf der andern Seite würde sich durch diese wissenschaftliche Absonderung oder Trennung des geistlichen Stan-

des an den gelehrten, in akademischen oder hohen kirchlichen Aemtern stehenden, Theologen eine neue Kaste bilden, welche ihre geistige Ueberlegenheit den bloßen praktischen Religionslehrern von nicht wissenschaftlicher Bildung gar leicht sehr fühlbar machen könnte, auch am Ende, nach dem Beispiele der Hierarchie, zu einem dieser ähnlichen, dem Staate nicht bloß, sondern auch dem ganzen Religions- und Kirchenwesen nachtheiligen, Institute führen müßte. Weit besser, ja einzig und allein gut ist es, wenn auch jeder praktische Religionslehrer oder Prediger ein Literatus ist. Mancher kenntnißreiche Geistliche in der Stadt und auf dem Lande findet sich, des reichen und nie zu erschöpfenden Genusses wissenschaftlicher Bildung nicht zu gedenken, für seine auf Erwerbung gelehrter Sprachkenntnisse verwendete Zeit und Mühe schon dadurch hinlänglich belohnt, daß er sich, nach geistiger und wissenschaftlicher Schätzung, nicht für geringer halten darf, als angesehene und berühmte Männer, die in akademischen Lehrämtern der Theologie oder in höheren Kirchenämtern stehen.

3) Das Studium der griechischen und römischen Authoren ist, in materieller Hinsicht, für mehrere Zweige des theologischen Faches äusserst gewinnreich, z. B. für die biblische Archäologie, und für die historische Auslegung der Bibel. Besonders geben die ältern griechischen Schriftsteller eine reiche Ausbeute für den Interpreten der ältern Schriften des alten Testaments. Die ganze alte Welt hatte so viele verwandte Ideen, richtige und falsche Meinungen, Einrichtungen, Sitten

und Gebräuche, Redeweisen ꝛc., daß der biblische Ausleger, wenn er auf seinem Standpuncte keine Auskunft über diesen oder jenen Gegenstand hat, nur anderwärts her Aufklärung suchen muß; er findet sie auch meistens. Er muß nun aber im Stande sein, diejenigen Schriften alter Schriftsteller, worin er diese nöthige Aufklärung finden kann, in ihrer Originalsprache zu lesen. Denn von mehreren, zum Theil in dieser Hinsicht ergiebigsten und nutzreichsten Schriften der alten Griechen und Römer haben wir entweder gar keine, oder keine vollständigen, oder keine lesbaren Uebersetzungen, und der Gebrauch selbst einer vorzüglichst guten Uebersetzung einer Schrift führt zu keiner durchgängig genauen Kenntniß ihres Inhalts.

4) Nach alter löblicher und vortrefflicher Einrichtung der europäischen Staaten wird der Geistliche, in welchem theologischen Amte er auch stehen mag, mit zum gelehrten Stande gerechnet. Um dieser ausgezeichneten Stellung in der Reihe der Staatsbürger werth zu sein und werth zu bleiben, muß er auch das besitzen, was ihn auf die höhere Stufe erhebt, nämlich die wissenschaftliche Bildung, die gerade sein Fach fordert. Diese kann er sich aber nicht erwerben ohne Kenntniß der beiden klassischen Sprachen des Alterthums. Ist er nicht mit diesen beiden Sprachen bekannt, so hat er selbst sich aus diesem Stande verwiesen und ist, wenn es auch möglich wäre, daß ihm ein geistliches Amt übertragen würde, nur ein eingedrungener Fremdling in demselben. Aber nicht bloß allein zur Behauptung seiner Ehre und Reputation im

Staate hat der Geistliche die Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache nöthig; sondern die Erhaltung der wissenschaftlichen Cultur unter den Menschen fordert es auch gebieterisch, daß die Geistlichen nicht den Sprach- und andern höheren Wissenschaften entfremdet werden. Was wäre denn im Mittelalter geworden, wenn sich nicht unter den Geistlichen, vornemlich unter den Mönchen, Sprach- und andere gelehrte Kenntnisse, doch wenigstens in einigem Grade, erhalten hätten? Alle Ueberreste der klassischen Literatur der Griechen und Römer, vielleicht auch die meisten schriftlichen Urdenkmäler der christlichen Religion und Kirche wären untergegangen und auf immer verloren, wenn nicht hin und wieder der Fleiß sogenannter geistlicher Personen für ihre Erhaltung gesorgt hätte. Gegenwärtig haben sich zwar die Zeiten geändert, und wissenschaftliche, besonders Sprachbildung, ist auch unter sehr viele andere Personen, als Personen des geistlichen Standes, verbreitet und hat für alle folgende Zeiten einen festen Haltpunct, welcher nichts mehr für ihren gänzlichen Verlust oder Untergang befürchten läßt. Aber man nehme einmal die Stadt- und Landgeistlichen aus der Reihe der wissenschaftlichen und gelehrten Männer heraus, wird sie nicht bei weitem über die Hälfte vermindert werden? Sind sie nicht gerade diejenigen, durch welche, zwar nicht von der Kanzel herab, aber im Umgange und im ausserkirchlichen Unterrichte der Jugend, am mehrsten und auch am leichtesten richtigere, bessere und nützlichere Ideen unter das gemeine Volk geleitet werden und die Cultur desselben im Fortschreiten erhalten

werden kann? Will man aber den Geistlichen durch Abziehung von dem Studium der gelehrten Wissenschaften selbst zu einem Plebeier machen, so kann er für diesen schönen und heilsamen Zweck, der in das Wohl der Welt eingreift, nichts mehr leisten, und es ist seine Schuld nicht mehr, wenn er, wie man zu sagen pflegt, verbauert. Er kann diesem Schicksale nicht entgehen.

Anm. 1. Ueber den in neuern Zeiten geführten Streit über die Nothwendigkeit des Studiums der alten Sprachen überhaupt ist zu vergleichen die allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens, im 7ten und 11ten Theil, nebst der Berliner Monatsschrift, Februar- und Merz-Hefte 1788., und Januar-Heft 1789. Neuerlichst haben die Anbeter des Niebelungen-Liedes und die Deutschthümler eine große Feindschaft gegen die klassische Bildung junger, zur Wissenschaftlichkeit bestimmter, Leuthe an den Tag gelegt. Von ihrem, bereits verstummten, Geschwätze hat sich aber keine andere Wirkung gezeigt, als die, daß verständige Männer sie auch jetzt noch auslachen.

Anm. 2. Die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der klassischen Bildung für jeden wissenschaftlichen Mann, und also auch für jeden Theologen, ist kurz und bündig dargethan in Lauters Rede über das Studium der klassischen Sprachen des Alterthums als ein vorzügliches Bildungsmittel des jugendlichen Geistes. Heidelberg, 1809. 8.

Methodologisch ist diese Sache vornemlich betrachtet in folgenden Schriften:

1. D. Beck *de interpretatione veterum scriptorum et monumentorum ad sensum veri et pulcri facilem et sub-*

*tilem excitandum acuendumque recte instituenda.* Zwei Programme. Leipz. 1790. 1791. 4.

J. G. Töllners Gedanken über die beste Art, die klassischen Schriften der Alten mit der Jugend zu lesen. Leipz. 1784. 8., wieder abgedruckt in s. vermischten Schriften, Thl. 2. S. 215 ff.

J. J. G. Schellers Anleitung, die alten Schriftsteller philologisch und kritisch zu erklären. 2te Aufl. Halle, 1783. 8.

J. G. Schilling über den Zweck und die Methode beim Lesen der griechischen und römischen Klassiker. Zwei Abschnitte, Hamb. 1795. 1797. 8.

Die Griechen und Römer. Historische und kritische Versuche über das klassische Alterthum, von Fr. Schlegel. (Bis jetzt bloß) erster Band. Neustrelitz, 1797. 8.

Die eigentlich encyklopädischen Schriften über das Studium des klassischen Alterthums, und die bloß methodologischen Schriften sind schon oben S. 12. und S. 18. genannt worden.

Anm. 3. Die brauchbarsten historisch-literarischen Schriften über die beiden klassischen Sprachen des Alterthums sind folgende:

J. J. Eschenburgs Handbuch der klassischen Literatur. Berlin und Stetin, 1793. Sechste Auflage, 1816. 8.

Encyklopädie der klassischen Alterthumskunde; ein Lehrbuch für die obern Klassen gelehrter Schulen. Von J. G. L. Scharf. Magdeburg, 1806. 1808. 2 Thle. 8.

Geschichte der Literatur der Griechen und Römer, von G. L. Chr. Mohnike. Erster Band. Greifswalde, 1813. 8.

W.

W. D. Fuhrmanns Handbuch der klassischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniß der griechischen und römischen Schriftsteller, ihrer Schriften, der besten Ausgaben und Uebersetzungen derselben. Rudolstadt und Weimar, 1807—1819. 4 Bde. 8.

Desselben Anleitung zur Geschichte der klassischen Literatur der Griechen und Römer. Eine berichtigte und zum Theil vermehrte Abkürzung des ausführlichen Handbuches der klassischen Literatur ꝛc. Zum Gebrauche für Lehrer und Studirende auf Gymnasien und für akademische Jünglinge. Rudolstadt, 1816. 2 Bde. 8.

Neues Real-Schullexicon, enthaltend die zur Erklärung der alten Klassiker nothwendigen Hilfswissenschaften, vornämlich Geographie, Geschichte, Philosophie, Alterthümer und Mythologie. In Verbindung mit einigen Gelehrten herausgegeben von C. Ph. Funke. Fünf Theile, Braunschweig 1800—1805. 8.

Desselben kleines Real-Schullexicon. In zwei Abtheilungen, Hamburg, 1817. 8.

Welche alte klassische Authoren, wie, in welcher Folge und Verbindung mit andern Studien soll man sie auf Schulen lesen? Von C. G. Schelle. Leipzig, 1804. 2 Bde. 8.

A. H. L. Heerens Geschichte des Studiums der klassischen Literatur seit dem Aufleben der Wissenschaften. Göttingen, 1797. 1800. 2 Bde. 8.

Anm. 4. Das Princip der Gemeinnützigkeit, welches von vielen in neuern Zeiten in die Pädagogik gebracht worden ist, hat zwar manches Gute bewirkt, aber weit mehr Schlimmes gestiftet. Das ὑστερον προτερον, welches in der Welt schon so viel Unordnung angerichtet

hat, hat auch hier zu Misgriffen verleitet und seine nachtheiligen Folgen abermals bewiesen. Man gieng von dem Letzten aus: der praktische Religionslehrer oder Geistliche in der Stadt und auf dem Lande soll ein Religionslehrer für das Volk werden, bei welchem Beruf er von gelehrten Sprach- und höhern wissenschaftlichen Kenntnissen keinen Gebrauch machen kann. Aber das Erste hat man übergangen; man hat nicht gefragt: wie er das auch werden kann, wenn er allen Forderungen seines Amtes entsprechen soll? Man hat bloß die Ausübung seines Amtes aufgefaßt, aber nicht erwogen, was alles zur Vorbereitung auf die Uebernahme dieses Amtes erforderlich sei, wenn es in allen Stücken vollkommen verwaltet werden könne. Man hat den Geistlichen bloß zu einem Volkslehrer machen und dadurch in die Klasse der Schulmeister herabdrängen wollen. Aber wenn er nicht auch bloß schulmeisterisch in seiner Amtsverwaltung als Religionslehrer verfahren soll, so muß er doch offenbar mehr als bloß eine schulmeisterische Bildung, er muß eine wissenschaftliche und damit zugleich eine klassische Bildung erhalten. Man lese vornehmlich hierüber Paulus's vortreffliche Abhandlung: der Nur-Volkslehrer unter den Theologen, in dem Neuen theologischen Journal, Bd. 6. St. 7. S. 800 ff.

## §. 37.

### Die griechische Sprache insonderheit.

Die griechische Sprache stammt mit den Urbewohnern Griechenlandes aus dem höhern Asien her, von woher diese über Kolchis theils durch Thracien, theils durch Kleinasien in Griechenland einwanderten. Von da aus verpflanzten sie in der Folge durch Pflanzstädte auf sehr viele, besonders benachbarte, Küstenländer des mittelländischen Meeres ihre, in der Ausbildung noch begrif-

fene Sprache, wodurch sie sich aber, so wie in verschiedenen Theilen Griechenlands selbst, in mehrere Mundarten entwickeln mußte. Die drei Hauptdialecte sind unter dem Namen des dorischen, jonischen und attischen Dialects bekannt. In Rücksicht der Dauer der griechischen Sprache als einer lebenden Sprache unterscheidet man auch, wovon der Grund in andern mit der Sprache vorgegangenen Aenderungen liegt, das Alt-Griechische, welches sich bis zur Gründung des griechischen oder byzantinischen Kaiserthums erhielt, das Mittlere Griechische, welches bis zur Zeit der Erlöschung des griechischen Kaiserthums herrschte, und das Neugriechische, welches unter den unter türkischer Herrschaft lebenden Griechen noch jetzt im Gebrauche ist. Aus dem Altgriechischen ist durch Alexanders des Großen Eroberungen, angelegte Pflanzstädte und die bald erfolgte Theilung seines Reiches der macedonische Dialect erwachsen, welcher sich in Aegypten unter den Ptolemäern von der Stadt Alexandrien, dem Mittelpuncte der Gelehrsamkeit in dem Reiche der Ptolemäer, aus, zu dem sogenannten alexandrinischen Dialecte ausbildete, der wieder einen besondern Character unter den in Alexandrien und Aegypten überhaupt zahlreich wohnenden Juden annahm, und zu dem jüdisch-alexandrinischen Dialect wurde, worin die alexandrinische Uebersetzung des alten Testaments, einige Apokryphen des alten Testaments und die Werke Philo's geschrieben sind. Unmittelbar hieraus hat sich in Paläſtina der jüdisch-paläſtinensische Dialect der griechischen Sprache gebildet, worin der Mehrtheil der Apokryphen des alten Testaments und alle neu-

testamentliche Bücher, blos mit Ausnahme des Briefes an die Hebräer, verfaßt sind.

Hier ist einziglich die Rede von der altgriechischen Sprache, bloß mit Einschluß des macedonischen Dialects, in welchem noch die Werke vieler griechischen Schriftsteller geschrieben sind, die man unter die Klassiker rechnet. Was schon in dem vorhergehenden Paragraphen über die Nothwendigkeit ihrer Erlernung für den Theologen gesagt worden ist, kann hier nicht wiederholt werden; die Richtigkeit des schon Gesagten wird aber aus dieser kurzen Darstellung des genetischen Verhältnisses des jüdisch-alexandrinischen, und des jüdisch-palästinensischen Dialects der griechischen Sprache, in welchen beiden der Theologe die alexandrinische Version und die Apokryphen des alten Testaments, die Werke des Philo und Josephus, die neutestamentlichen Schriften ꝛc. liest, noch anschaulicher und einleuchtender gemacht. Im Allgemeinen ist bloß hinzuzusetzen, daß durch den hohen Grad innerlicher Ausbildung und äusserlicher Schönheit der griechischen Sprache ihre Kenntniß so genuß- und gewinnreich wird, daß ihre Erlernung bei dem sich wissenschaftlich und ästhetisch bildenden Manne sonst weiter gar keine Empfehlung bedarf.

Thiersch's griechische Grammatik, vorzüglich des homerischen Dialects. Zweite Aufl. S. 5 ff.

W. F. Hetzel über Griechenlands älteste Geschichte und Sprache. Gießen, 1795. 8.

Ueber die Vortheile des Erlernens der griechischen Sprache, von W. J. Schmidt. Göttingen, 1815. 8.

Ueber einige Vorurtheile, welche dem Studium der griechischen Sprache auf manchen gelehrten Schulen und Gymnasien im Wege stehen, von G. Horn. Hadamar, 1810. 8.

Anm. 1. Die vorzüglichsten Grammatiken der griechischen Sprache sind:

I. Welleri *Grammatica Graeca.* Edidit I. F. Fischer. Lips. 1781. 8., womit verbunden werden müssen:

Fischeri *libelli tres animaduersionum in* Welleri *Grammaticam Graecam.* Lips. 1750—1752. 8.

Anfangsgründe der griechischen Sprache, entworfen von J. G. Trendelenburg. Fünfte von Neuem verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Leipzig, 1805. 8.

P. C. Buttmanns griechische Grammatik. Sechste vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin, 1811. 8.

W. F. Hetzels ausführliche griechische Sprachlehre. Weissenfels und Leipzig, 1795. 8.

J. Ch. F. Wetzels griechische Sprachlehre. Leipzig, 1798. 8.

A. F. Bernhardi's vollständige griechische Sprachlehre. Berlin, 1797. 8.

Ausführliche griechische Grammatik, von A. Matthiä. Leipzig, 1807. 8.

Griechische Grammatik, vorzüglich des homerischen Dialects, von F. Thiersch. Zweite viel vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage. Leipzig, 1818. 8.

Anm. 2. Von den Schriften, welche die Idiotik und syntaktische Theile der griechischen Sprache betreffen, sind die vorzüglichsten:

**Franc. Vigeri** *de praecipuis graecae dictionis idiotismis liber. Cum animaduersionibus* **Hr. Hoogeveenii, I. C. Zeunii** *et* **Godofr. Hermanni.** Editio II. auctior et emendatior. Lips. 1813. 8.

**Hr. Hoogeveen** *doctrina particularum linguae graecae. In epitomen redegit* **Christph. Godfr. Schütz.** Editio II. auctior et emendatior. Lips. 1806. 8.

**Lamb. Bos** *Ellipses graecae, siue de vocibus, quae in sermone graeco supprimuntur, cum priorum editorum suisque obseruationibus edidit* **G. H. Schaefer.** Lips. 1808. 8.

*Pleonasmi graeci, siue commentarius de vocibus, quae in sermone graeco abundari dicuntur. Auctore* **Benj. Weiske.** Lips. 1807. 8.

Anm. 3. *Etymologica* und die beſten griechiſch-deutſchen Wörterbücher:

Ετυμολογικον το μεγα ηγουν ἡ μεγαλη γραμματικη. *Etymologicum magnum seu magnum grammaticae pena, in quo et originum et analogiae doctrina ex veterum sententia copiosissime proponitur, historicae item et antiquitatis monumenta passim attinguntur, superiorum editorum variorumque auctorum collatione a multis ac foedis mendis repurgatam, perpetuis notis illustratum vtilissimisque indicibus verborum, rerum atque auctorum numero pene infinitorum nunc recens adauctum opera* **Frid. Sylburgii Veterani.** Editio noua correctior. Lips. 1816. 4.

*Etymologicum linguae graecae Gudianum et alia Grammaticorum scripta e Codicibus MSS. nunc primum edita. Accedunt notae ad etymologicum magnum ineditae e* **E. H. Barkeri, Imm. Bekkeri, Lud. Kalencampii, Amad. Peyronii** *aliorumque.*

*Quas digessit et vna cum suis edidit* Frid. Guil. Sturzius. Lips. 1818. 4.

Griechisch-deutsches Wörterbuch, beim Lesen der griechischen profanen Scribenten zu gebrauchen. Ausgearbeitet von J. Gottlob Schneider. Dritte verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Leipzig, 1819. 2 Bde. 4. Kleines griechisches Handwörterbuch. Ein Auszug aus J. G. Schneiders kritisch-griechisch-deutschem Handwörterbuch (nach der zweiten Ausgabe, 1805. 1806, wo es noch Handwörterbuch hieß und auch so heissen konnte). Nach und mit dem Rathe des Verfassers zum Besten der Anfänger ausgearbeitet von F. W. Riemer. Zweite ganz neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Jena, 1815. 2 Bde. 8.

J. Ch. Vollbedings griechisch-deutsches Wörterbuch, sehr berichtigt und vervollständigt von J. Gfr. Haas. Auch unter dem Titel: Vollständiges griechisch-deutsches Wörterbuch. Erster Band, Leipz. 1796. Zweiter Band, Leipz. 1801. 2 Bde. 8.

J. F. J. Reichenbachs allgemeines griechisch-deutsches Handwörterbuch zum Schulgebrauche. Leipz. 1817. 8.

Anm. 4. Deutsch-griechische Wörterbücher:

Deutsch-griechisches Handwörterbuch, von Chr. Gfr. D. Stein. Berlin, 1815. 4.

J. F. J. Reichenbachs allgemeines deutsch-griechisches Handwörterbuch zum Schulgebrauche (bei Selbstübungen im griechischen Ausdrucke). Leipzig, 1818. 8. (wird auch als zweiter Theil von dem kurz vorher genannten Werke des Verfassers ausgegeben, und beide haben den allgemeinen Titel: Griechisch-

deutsches und deutsch-griechisches Handwörterbuch zum Schulgebrauche. 2 Thle. 8.)

Deutsch-griechisches Wörterbuch, von V. Chr. Fried. Rost. Nebst einem Anhange, enthaltend ein Verzeichniß von den griechischen Eigennamen. Göttingen, 1818. 2 Bde. 8.

Anm. 5. Besondere Schriften, welche von den Dialekten der griechischen Sprache handeln:

Mich. Maittaire *graecae linguae dialecti.* Lond. 1706. 8. *Cura* I. F. Reitzii. Hagae Comit. 1738. 8. Post Ioh. Frid. Reitzium *totum opus recensuit, emendauit, auxit* F. G. Sturz. Lips. 1807. 8.

I. Frid. Facii *compendium dialectorum graecarum.* Norimb. 1782. 8.

Frid. Guil. Sturz *dissertt. IV. de dialecto alexandrina.* Leipz. und Gera. 1786—1794. 4.

Anm. 6. Die vorzüglichsten historisch-literarischen Schriften über die griechische Sprache sind:

Ioh. Alb. Fabricii *Bibliotheca graeca siue notitia scriptorum veterum Graecorum.* Hamb. 1705—1716. 14 Voll. 4. *Editio IV. variorum cura emendata atque auctior, curante* G. C. Harles. Hamb. 1790-1808. 11 Voll. 4. (wurde durch den Tod des fleißigen Herausgebers unterbrochen, und erwartet einen geschickten Fortsetzer.)

Th. Ch. Harlefs *introductio in historiam linguae graecae.* Edit. II. emendatior et auctior. Altenb. 1792 — 1795. 2 Voll. 8. Deſſelben *Supplementa ad introductionem in historiam linguae graecae.* Ienae, 1804. 1806. 2 Voll. 8. Deſſelben *Breuior notitia literaturae graecae, in primis scriptorum graecorum ordini temporis adcommodata.* Lips. 1810. 8.

Vgl. Krugs encyklopädisch-scientifische Literatur. 1. Heft. S. 66 ff.

## §. 38.

### Die lateinische Sprache insonderheit.

Vor der Ankunft des Aeneas und seiner Mitentflohenen herrschten in Italien mehrere mit einander genau verwandte Dialecte einer und derselben Grundsprache. Vornemlich aus dem Dialecte der Latier, zugleich hauptsächlich aus dem Dialecte der Romaner, weniger aber aus dem Dialecte der Etruscer, ist die lateinische Sprache entsprossen und ihre vollkommene Ausbildung hat sie durch die mit den trojanischen Flüchtlingen eingewanderte griechische Sprache erhalten, was noch mehr bewirkt wurde durch die angeknüpfte und fortdauernde mannichfaltige Verbindung des römischen Italiens mit den Völkerschaften Griechenlands. Man unterscheidet bei der lateinischen Sprache das goldene Zeitalter vom zweiten punischen Kriege bis zum Tode des Augustus, das silberne Zeitalter von da bis auf den Tod Trajans, das eherne von da bis auf die Zerstörung Roms durch die Gothen, und das eiserne Zeitalter von da bis auf die Wiederherstellung der Wissenschaften im funfzehenten Jahrhunderte. Die Latinität des eisernen Zeitalters nennt man insgemein die Latinität des Mittelalters, wovon eine besondere Art das Kirchenlatein (latinitas ecclesiastica) und das Mönchslatein ist.

Was schon (§. 36.) über die Nothwendigkeit der Erlernung der lateinischen Sprache für den Theologen gesagt worden ist, bedarf weiter keines Zusatzes, als daß die Kenntniß dieser Sprache und die dadurch möglich werdende Lesung der römischen Klassiker in ihrer Ur-

sprache die höhere wissenschaftliche und ästhetische Bildung des Geistlichen eben so mächtig befördert, als die Kenntniß der reingriechischen und das Studium der griechischen Klassiker. Ausserdem tritt aber hier noch ein eben so wichtiger, äusserlicher Beweggrund ein: die lateinische Sprache ist bis jetzt die gelehrte Weltsprache, und wird es wohl auch auf immer bleiben. In dieser Sprache theilen sich die Gelehrten der ganzen christlichen Welt die Resultate ihrer wissenschaftlichen Studien mit, und Bücher, die ihres Inhaltes wegen, nicht bloß unter Einer Nation, sondern von allen und jeden Gelehrten desjenigen wissenschaftlichen Faches, in welches sie einschlagen, in der ganzen christlichen Welt gelesen werden sollen, werden absichtlich in lateinischer Sprache geschrieben. Soll also der Geistliche, welche theologische Function er übernehmen mag, seinen Platz unter dem gelehrten Stande behalten, so ist es für ihn unumgänglich nöthig, sich mit der lateinischen Sprache so vollkommen bekannt zu machen, daß er nicht nur ältere und neuere, in lateinischer Sprache geschriebene, Werke lesen und gehörig verstehen, sondern sich auch selbst, bei schriftlichen und mündlichen Mittheilungen des lateinischen Idioms bedienen kann.

Ist es wohl noch der Mühe werth, die römische Sprache zu studiren? in Posselts Magazin, B. 1.

B. Hessedoren *de vsu linguae latinae.* Vps. 1789. 4.

*De sermonis latini eruditas inter linguas principatu.* *Auct.* Scheringson. Vpsal. 1791. 4.

Anm. 1. Einige Kenntniß der lateinischen Sprache ist selbst den nicht studirten Personen in Staats- kirchlichen

und Gemeinde-Aemtern (Rechnungs- und Policeibeamten höherer und niederer Gattung, Magistratspersonen, Schullehrern auf dem platten Lande u. s. w.), ja sogar jedem nur einigermaßen gebildeten Bürger oder Staatseinwohner nöthig und ganz unentbehrlich. Denn aller Orten ist die Amts- und auch Conversationssprache von der lateinischen Sprache abhängig, daß eine gänzliche Unkenntniß derselben in die unangenehmsten Verlegenheiten und zu den unerträglichsten Beschämungen wiederholt führen muß.

F. W. J. Dillenius über die Vortheile, die jeder Nichtstudirende vom Lateinlernen hat. Stuttg. 1787. 8.

Anm. 2. Die vorzüglichsten Grammatiken der lateinischen Sprache sind:

J. F. Schellers ausführliche lateinische Sprachlehre. 4te Aufl. Leipz. 1803. 8.

C. G. Bröders practische Grammatik der lateinischen Sprache. Zehente verbesserte und vermehrte Aufl. Leipzig, 1815. 8.

Chr. G. Bröders kleine lateinische Grammatik. Vierzehente verbesserte Originalausgabe. Leipz. 1817. 8.

C. Petersohns Zusätze zu Bröders großer Grammatik. Heidelberg, 1815. 8.

C. J. A. Seyferths auf Geschichte und Kritik gegründete lateinische Sprachlehre. Brandenburg, 1795—1802. 5 Bde. 8.

J. Ch. Kokens lateinische Sprachlehre, nach einem neuen Plan bearbeitet. Braunschw. 1804. 8.

H. B. Wenks lateinische Grammatik für Schulen. Zwei Bände. Siebente durchaus umgearbeitete Auflage von G. F. Grotefend. Frankfurt, 1814. 1816. 8.

G. F. Grotefends lateinische Grammatik für

Schulen. Erster Band. Zweite Auflage. Frankfurt, 1817. 8.

J. H. L. Meirotto's lateinische Grammatik, in Beispielen aus den klassischen Schriftstellern. Berlin, 1785. 2 Thle. 8.

Anm. 3. Schriften, welche besondere Theile der lateinischen Syntaktik betreffen:

H. Tursellini *de particulis latinae orationis libellus vtilissimus. Post. curas* I. Thomasii *et* I. C. Schwarzii *denuo recognita et aucta editio, in Germania quinta. Curauit* I. A. Ernesti. Lips. 1769. 8.

Ch. Gofr. Schütz *doctrina particularum linguae latinae. Accedit ratio consecutionis temporum ac modorum latini sermonis.* Lips. 1784. 8.

J. G. Lindner über die lateinischen Ellipsen. Frankfurt, 1780. 8.

Anm. 4. Die besten Wörterbücher der lateinischen Sprache sind:

I. M. Gesneri *nouus linguae romanae Thesaurus.* Lips. 1749. 4 Voll. Fol.

Bas. Fabri *thesaurus eruditionis scholasticae. Cura* I. M. Gesneri. Lips. 1757. 2 Thle. Fol.

J. J. G. Schellers ausführliches und möglichst vollständiges lateinisch-deutsches Wörterbuch. Dritte ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage in fünf Bänden. Leipz. 1804. 7.

Desselben lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handlexicon, vornemlich für Schulen. Von neuem durchgesehen, verbessert und vermehrt durch G. G. Lünemann. Dritte Auflage. Leipzig, 1817. 8.

Vollständiges lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch. Nach den besten

größern Werken ausgearbeitet, und mit vielen Tausend Wörtern vermehrt, von J. G. Haas. Dritte vollständigere Ausgabe. Ronneburg und Leipzig, 1808 ff. 8.

Anm. 5. Die besten deutsch-lateinischen Wörterbücher sind, ausser den schon in Anm. 4. genannten, folgende:

K. L. Bauers deutsch-lateinisches Lexicon. Vierte Auflage. Breslau, 1814. 8.

J. J. G. Schellers ausführliches und möglichst vollständiges deutsch-lateinisches Lexicon. Dritte sehr vermehrte Auflage. Leipzig, 1805. 8.

F. C. Krafts neuestes deutsch-lateinisches Lexicon, möglichst vollständig aus den Klassikern zusammengetragen und nach den besten Hilfsmitteln bearbeitet. Erster Thl. Leipz. 1820. 8.

Anm. 6. Schriften über die Synonymik, Idiotik ꝛc.

Versuch einer allgemeinen lateinischen Synonymik, in einem Wörterbuche der synonymischen Wörter der klassischen lateinischen Sprache. Aus dem Französischen des Herrn G. Dumeuil's *Synonymes latins*, zum Gebrauche für Deutsche bearbeitet von J. Ch. G. Ernesti. Leipzig, 1799. 1800. Drei Theile, 8.

Geist der lateinischen Sprache in einzelnen Wörtern, Ausdrücken und Redensarten, von Anton Schmidson. Jena, 1804. 8., betrifft theils die Synonymik, theils die Idiothik der lateinischen Sprache, theils ihrer Homogenität mit der deutschen ꝛc.

H. E. C. Oertel *de Germanismis linguae latinae aparentibus.* Bis 1801. I—III. Sect. 4.

Anm. 7. Die vorzüglichsten Schriften über die Stylistik der lateinischen Sprache sind:

I. G. Heineccii *styli cultioris fundamenta, cum an-*

*notationibus* I. M. Gesneri, *quibus et suas adjecit* I. N. Niclas. Edit. noua. Lips. 1792. 8.

I. Ch. D. Beck *artis latine scribendi praecepta.* Lips. 1801. 8.

I. I. G. Schelleri *praecepta styli bene latini, in primis Ciceroniani.* Edit. III. auctior et emendatior. Lips. 1797. 2 Thle. 8.

K. L. Bauers Anleitung zum richtigen und guten Ausdruck der lateinischen Sprache. Berlin, 1779. 8.

G. G. Fülleborns kurze Theorie des lateinischen Styls. Breslau, 1795. 8.

D. G. Herzogs Anweisung zum Lateinischschreiben. Berlin, 1798. 8.

Anleitung zur feinern Latinität in Uebungen und Anmerkungen, von B. F. Schmieder. Halle, 1797. 1805. 2 Bdchen. 8.

Anm. 8. Historisch-literarische Schriften über die lateinische Sprache:

I. A. Fabricii *Bibliotheca latina.* Edid. I. A. Ernesti. Lips, 1773. 1774. 3 Voll. 8.

D. Ch. Seibold *correctiones et supplementa bibl. lat. Fabricio-Ernestianae.* Pirmas. 1790. 4.

I. G. Walchii *historia critica linguae latinae.* Ed. III. Lips. 1761. 8.

I. C. Zeunii *introductio in linguam latinam.* Ienae, 1779. 8.

Theoph. Chr. Harlefs *introductio in notitiam literaturae romanae, inprimis scriptorum latinorum.* Edit. II. T. I. II. Lips. 1794. 8.

Deſſelben *breuior notitia literaturae romanae.* Lips. 1789. 8. Deſſelben *Supplementa ad breuiorem no-*

*titiam literaturae romanae.* Lips. 1799—1817. 3 Thle. 8. (Der dritte Theil, der nach des Verfassers Tode erst erschien, ist von Klügling.)

F. A. Wolfs Geschichte der römischen Literatur, nebst biographischen und literarischen Nachrichten von den lateinischen Schriftstellern, ihren Werken und Ausgaben. Halle, 1787. 8.

## §. 39.

### Von den neuen Sprachen überhaupt.

Von den neuern Sprachen (§. 35.) nimmt einen jeden Theologen zuerst seine Muttersprache in Anspruch. Von den Sprachen anderer cultivirtern europäischen Nationen hat er zwar keine eben so vollkommene Kenntniß absolut nothwendig, aber doch ist für den deutschen Theologen die vollkommene Kenntniß dreier von denselben, der französischen, englischen und italiänischen, ungemein nützlich, theils deshalb, um viele in diesen Sprachen geschriebene Hauptwerke, welche in das theologische Fach einschlagen, lesen zu können, theils wegen gewisser Verhältnisse im Privatleben, in welche der Theologe häufig kommt. Aber einige Elementarkenntniß dieser drei ausländischen Sprachen ist dem Theologen, so wie jedem wissenschaftlich gebildeten deutschen Manne, ganz unentbehrlich; er muß wenigstens die Gesetze der Wort-Aussprache dieser drei Sprachen kennen, um sich nicht bei manchen Gelegenheiten in Verlegenheit zu bringen und oft lächerlich zu machen.

D. Jenisch's philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von 14 ältern und neu-

ern Sprachen Europa's. Eine Preisschrift. Berlin, 1795. 8.

## §. 40.

### Die deutsche Sprache.

Die deutsche Sprache stammt aus den kaukasischen Gebürgen her, woraus ihre starke Verwandtschaft mit der altpersischen Sprache begreiflich wird. Ihre erste hauptsächliche Veränderung erhielt sie bei der Völkerwanderung, vornehmlich durch die Gothen, ihre weitere Ausbildung durch die Franken unter den Karolingern und schwäbischen Kaisern, und ihre charakteristische Vollendung durch Luthers Reformation. Der Einfluß der lateinischen Sprache auf sie beschränkte sich hauptsächlich auf die Aufnahme neuer, dem Lateinischen nachgebildeter, Wörter; eben so, aber weit weniger, der Einfluß der griechischen Sprache.

Ehemals lag auf den deutschen Gelehrten überhaupt, also auch auf den Theologen, der, nicht unverdiente, Vorwurf, daß sie sich in den alten oder auch in neuern ausländischen Sprachen besser ausdrücken könnten, als in ihrer Muttersprache. Das Streben der neuern Zeiten zum Wirklich-Bessern hat aber auch in diesem Puncte eine wohlthätige Veränderung in der deutschen Pädagogik hervorgebracht, und selbst unter den Deutschen hält man es gegenwärtig für eine Schande, wenn ein deutscher wissenschaftlicher Mann nicht in seiner Sprache rein und gut schreiben kann.

Bei dem Theologen sind noch besondere Gründe vorhanden, warum er eines richtigen deutschen Ausdrucks

fähig

fähig sein muß. In seiner Amtspractik als Religionslehrer muß er sich der deutschen Sprache bedienen. Von jeher bewies sich aber das Gefühl fürs Schöne und Edle so mächtig, daß es fortdauerndes Gesetz blieb, alle öffentliche deutsche Vorträge in der Schriftsprache, nicht in den verschiedenen, verunstalteten, Volksdialecten zu halten, und daß man nicht in diesen die Bücher schreibt oder überhaupt schriftliche Aufsätze machen soll, beweist selbst die Einführung der Unterscheidung der Schriftsprache und der gemeinen Volks- oder Umgangssprache. Man kann nun zwar überhaupt genommen bei öffentlichen Vorträgen und in schriftlichen Aufsätzen sich wirklich der Schriftsprache bedienen wollen; aber hier hilft das bloße Wollen so wenig als anderwärts, und man muß auch zu dem Vollbringen in den gehörigen Stand gesetzt sein. Einziglich die Uebung oder auch die fleißigste Lesung richtig und gut deutsch geschriebener Bücher bewirkt bei weitem nicht alles. Man muß, um in der Sache vollkommen werden zu können, einen festen Grund der deutschen Sprachkenntniß legen, und dieß wird nicht anders möglich, als durch wissenschaftliche Erlernung der grammatischen und syntaktischen Gesetze der deutschen Sprache, was auch nur mit einer sehr leichten Mühe verbunden ist, weil diese Gesetze bei einem Jeden schon dunkel im Bewußtsein liegen, und nur zur klaren Anschauung gebracht werden dürfen.

Für den deutschen praktischen Religionslehrer insonderheit ist es nun aber vor allen nöthig, daß er eines richtigen Ausdruckes seiner Sprache, in der er zu dem

Volke spricht, mächtig sei. Es ist nicht genug, daß man richtig denkt, man muß auch seine Gedanken richtig, deutlich, gefällig und einnehmend vortragen können. Es ist unverzeihlich, wenn manche Prediger ihren deutschen Ausdruck glauben vernachlässigen zu dürfen; sie bedenken nicht, daß eine richtig ausgedrückte und schön geordnete Rede das Herz der Zuhörer mehr ergreift und ihre Aufmerksamkeit stärker fesselt; sie ziehen nicht in Erwägung, daß, wer schlecht spricht, auch wenig überzeugt und geringern Eindruck macht. Der künftige Religionslehrer muß sich also schon von seiner gymnastischen Bildung an sehr angelegen sein lassen, sich eine vollkommene Fertigkeit im richtigen, guten und schönen deutschen Ausdrucke zu erwerben. Freilich wird von manchen Predigern, die von dieser, vermeintlich erlangten, Fertigkeit, in ihren Vorträgen Gebrauch machen wollen, das medium tenere nicht beobachtet. Der Bürger und Landmann bezeichnet wohl ihre Vortragsweise am kürzesten und zugleich am richtigsten, wenn er von ihnen sagt: sie predigen hoch, und sie legen damit das Bekenntniß ab, daß sie ihre Vorträge entweder gar nicht, oder doch nicht ganz und vollkommen verstehen. Zwar liegt der Grund davon häufiger in dem für die öffentlichen Religionsvorträge gewählten Inhalte, der die Fassungsgabe der Zuhörer übersteigt; aber nicht selten auch zugleich in der dem Vortrage gegebenen Form und Darstellung und, was zugleich auch von gemeinfaßlichen Gegenständen gilt, in den gebrauchten Ausdrücken, die zum Theil ausserhalb des Wörterkreises des gemeinen Volkes liegen. Man kann in reinem und richtigem Deutsch zu dem christlichen Volke über jeden Gegenstand mit Verständlich-

keit sprechen, und das ist es eben, was man von dem praktischen Religionslehrer fordert.

Eben deswegen muß er nun die deutsche Sprache genau kennen, nicht bloß ihre grammatischen und syntaktischen Regeln, sondern auch ihren ganzen Wortreichthum. Dieß zusammen erfordert aber insonderheit, daß er, der Bestimmtheit im Vortrage wegen, die Grade der Sinnverwandtschaft der Wörter, der Unterscheidung der in die allgemeine Schriftsprache recipirten, oder bloß den gemeinen Mundarten angehörenden Wörter und Redensarten wegen, die Provincialismen und Idiotismen der deutschen Sprache, der edlen und schönen Rede-Gestaltung wegen, die Regeln des deutschen Styls, und der Rechtschreibung und richtigen Wortabtheilung wegen, auch die Abstammung der Wörter und die Regeln bei der Abtheilung der einzelnen Sätze (Perioden) durch gewisse Zeichen kenne und wisse. Der deutsche Theologe, und überhaupt jeder deutsche Gelehrte, der vermittelst der deutschen Sprache mündlich oder schriftlich von seiner Wissenschaft Gebrauch für das Volk macht, muß also als besondere Theile der deutschen Grammatik und Syntaktik, die deutsche Lexicographie, Synonymik, Idiotik, Stylistik, Etymologik, Orthographie und Interpunctionslehre aufmerksam studiren.

J. Chr. Adelung über die Geschichte der deutschen Sprache, über deutsche Mundarten, und deutsche Sprachlehre. Leipz. 1781. 8. (steht auch vor seinem Lehrgebäude der deutschen Sprache unter dem Titel: Entwurf einer Geschichte der deutschen Sprache u. Literatur.)

L. Meisters Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur. London (Berlin), 1777. 2 Thle. 8. Dessen Hauptepochen der deutschen Sprache seit dem 3ten Jahrhunderte. Eine Preißschrift (die abgedruckt ist in den Schriften der churfürstlich deutschen Gesellschaft zu Mannheim, B. 1. 2.)

J. W. Petersen: welches sind die Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache seit Karl dem Gr., und was hat sie in jeder derselben an Stärke und Ausdruck gewonnen oder verloren? Eine Preißschrift (abgedruckt, ebendaselbst B. 3.)

J. P. Willenbüchlers praktische Anweisung zur Kenntniß der Hauptveränderungen u. Mundarten der deutschen Sprache von den ältesten Zeiten bis ins 14te Jahrhundert, in einer Folge von Probestücken aus dem Gothischen, Altfränkischen oder Oberdeutschen, Niederdeutschen und Angelsächsischen. Leipz. 1789. 8.

F. K. Fulda über die zwei Hauptdialecte der deutschen Sprache. Leipzig, 1775. 4. Eine Preißschrift (welche auch Adelung vor sein deutsches Wörterbuch gesetzt hat).

Fr. Gedike's Abhandlung über die deutschen Dialecte (in den Beiträgen zur deutschen Sprachkunde von der Berliner Akademie der Wissenschaften, Bd. 1. S. 292 ff.)

Anm. 1. Die vorzüglichsten Grammatiken der deutschen Sprache sind:

J. Chr. Adelungs umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache. Leipzig, 1782. 1783. 2 Thle. 8.

Desselben deutsche Sprachlehre für Schulen. Fünfte Auflage. Berlin, 1806. 8.

Auszug daraus. Vierte Aufl. Berlin, 1808. 8.

J. F. Heynatz deutsche Sprachlehre zum Gebrauch für Schulen. Fünfte Aufl. Berl. 1803. 8.

K. Hünerkochs theoretische und praktische Anleitung zur Erlernung der teutschen Sprache, für Schulen und zum Selbstunterrichte. Dritte verm. und verb. Ausgabe. Bremen, 1807. 8.

Theod. Heinsius's neue deutsche Sprachlehre, besonders zum Gebrauche in Schulen und zur Selbstbelehrung eingerichtet. Zweite verb. und verm. Auflage. Leipzig, 1815. 3 Thle. 8.

Desselben Teut, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch zum gesammten deutschen Sprachunterricht. Erster Theil. Sprachlehre der Deutschen. Dritte verbesserte Auflage. Berlin, 1807. 8. Zweiter Theil. Grammatisch-stylistische Vorschule der Sprech- und Redekunst. Zweite verb. Auflage. 1817. 8. Dritter Theil. Der Redner und Dichter oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. Zweite verb. Aufl. 1817. 8. Vierten Theils erste und zweite Abtheilung. Geschichte der Sprache, Rede und Dichtkunst der Deutschen. 1811. 8. Fünfter Theil. Stoff zu Ausarbeitungen und Reden. 1812. 8.

K. H. L. Pölitz allgemeine deutsche Sprachkunde, logisch und ästhetisch begründet. Leipzig, 1804. 8.

J. Grimms deutsche Grammatik. (nach allen alten und neuern Dialecten). Erster Theil. Göttingen, 1819. 8.

Anm. 2. Die besten deutschen Wörterbücher sind:

J. Ch. Adelungs Versuch eines vollständigen, grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders

aber der oberdeutschen. Zweite verbesserte Auflage. Leipz. 1793 — 1801. 4 Bde. 4. Des fünften oder supplirenden Bandes erstes Heft. Berlin, 1818. 4.

Desselben Auszug aus dem grammatisch-kritischen Wörterbuche der hochdeutschen Mundart. Leipzig, 1793 — 1803. 4 Bde. 8.

Wörterbuch der deutschen Sprache, veranstaltet und herausgegeben von J. H. Campe. Braunschweig, 1807 — 1811. 5 Thle. 4.

K. Ph. Moriz's grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, 1793 — 1800. Vier Bände, 8. (Nur der erste Band ist von Moriz, der bald nach dessen Erscheinung starb. Der zweite Band ist von J. E. Stolz, der dritte von Balth. Stenzel, und der vierte von J. C. Vollbeding bearbeitet.)

Anm. 3. Die Synonymik der deutschen Sprache stellen dar:

S. J. C. Stosch Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutender Wörter der deutschen Sprache. Frankf. a. d. Oder, 1770 — 1773. 3 Thle. 8. Krit. Bemerkungen über die gleichbedeutenden Wörter. Ebend. 1775. 8.

J. A. Eberhards Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der sinnverwandten Wörter der hochdeutschen Mundart. Halle und Leipzig, 1795 — 1802. 6 Bde. 8.

Desselben synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache für alle, die sich in dieser Sprache richtig ausdrücken wollen. Dritte vermehrte und verb. Ausgabe. Berlin, 1814. 8.

J. F. Heynatz's Versuch eines synonymischen Wörterbuches der deutschen Sprache. Berlin, 1796. 2 Bde. 8.

Anm. 4. Schriften über die Idiotik der deutschen Sprache:

F. K. Fulda's Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotiken-Sammlung. Berl. 1788. 8.

Ant. v. Kleins deutsches Provincial-Wörterbuch. Frankf. und Leipz. 1792. 2 Bde. 8. (auch in den Schriften der deutschen Gesellschaft zu Mannheim, B. 6. und 7.

Anm. 5. Schriften über den deutschen Styl:

J. Ch. Adelung über den deutschen Styl. Vierte verm. und verb. Aufl. Berlin, 1801. 2 Thle. 8.

Auszug daraus von Th. Heinsius. Berl. 1800. 8.

Ch. W. Snells Lehrbuch der deutschen Schreibart für die reifere Jugend. Zweite verbesserte Aufl. Frankfurt, 1801. 8.

K. Ph. Moritz's Vorlesungen über den deutschen Styl. Berlin, 1792. 1794. 2 Thle. 8.

K. H. L. Pölitz's Versuch eines Systems des deutschen Styls. Leipzig, 1800. 2 Bde. 8.

Anm. 6. Etymologik der deutschen Sprache:

F. K. Fulda's Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter. Halle, 1776. 4.

Anm. 7. Schriften über die deutsche Orthographie:

J. Ch. Adelungs Grundsätze der deutschen Orthographie. Leipzig, 1782. 8.

Desselben vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie. Zweite rechtmäßige und vermehrte Auflage. Leipzig, 1790. 2 Thle. 8.

Die grammatischen Principien der deutschen Orthographie, von Rambach. Frankfurt, 1799. 8.

Radlofs ausführliche Schreibungslehre der deutschen Sprache, durchaus neu bearbeitet. Frankfurt, 1819. 8.

Anm. 7. Die Interpunctionslehre ist kurz und gut abgehandelt in:

K. H. L. Pölitz's kurzen Theorie der Interpunction nach logischen Grundsätzen. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipz. 1812. 8.

Anm. 8. Verdeutschungswörterbücher der in die deutsche Sprache eingedrungenen fremden Wörter und technischer Ausdrücke sind eine Menge vorhanden; ich will bloß die berühmtesten nennen:

J. H. Campe's Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. Ein Ergänzungsbuch zu Adelungs und Campe's Wörterbuch von der deutschen Sprache. Zweite stark verm. und verbess. Ausgabe. Braunschweig, 1813. 2 Bde. 4.

E. F. Ch. Oertels gemeinnütziges Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der im gemeinen Leben vorkommenden fremden Ausdrücke. Dritte verb. und verm. Aufl. Berlin, 1818. 2 Bde. 8.

Gedrängtes Deutschungs-Wörterbuch der unserer Schrift- und Umgangssprache seltner oder öfter entstellenden fremden Ausdrücke, zu deren Verstehen und Vermeiden. Herausgegeben von F. E. Petri. Dritte sehr bereicherte u. vermehrte Auflage. Dresden, 1817. 8.

Anm. 9. Die große Verwandtschaft der deutschen mit der altpersischen Sprache, nicht bloß in Worten an sich, sondern auch in grammatischen Wortformen, haben schon längst alle deutschen Kenner der persischen Sprache gewußt. Neuerlich hat aber diese Sache besonders zur

Sprache gebracht der ehemalige gelehrte Benedictiner in dem Kloster Banz Othmar Frank in s. drei Schriften: Licht aus dem Orient. Erster Theil. Bamberg, 1808. 8. *De Persidis lingua et genio commentationes philosophico - persicae.* Norimb. 1809. 8. Fragmente eines Versuches über dynamische Spracherzeugungen nach Vergleichungen der persischen, indischen und teutschen Sprachen und Mythen. Nürnberg, 1815. 8.

## §. 41.

### Die französische Sprache.

Von den übrigen neuern europäischen Sprachen nehmen, wie bereits bemerkt worden ist, den Theologen vornehmlich die französische, englische und italiänische Sprache in Anspruch. Denn die vollkommene Erlernung derselben muß ihm nicht nur für wissenschaftliche Zwecke sehr nützlich werden, sondern sie kann ihm auch viele andere Vortheile bringen.

In Frankreich, dem vormaligen Gallien, herrschte eine besondere Mundart der celtischen Sprache, welche nach der Eroberung Galliens durch Julius Cäsar von der lateinischen Sprache größtentheils verdrängt wurde. Nach dem Eindringen germanischer Stämme in Gallien bildete sich aber das gallische Latein zu einer neuen Volkssprache um, die zwar eine äusserst mannichfaltige Zusammensetzung aus der altgallischen Sprache und den eingebrachten germanischen Dialecten verschiedenerlei Art wurde, aber doch die größere Wortverwandtschaft mit der lateinischen Sprache behielt. Beim Anfange des dreizehenten Jahrhunderts hatte sich die jetzige französische Sprache schon vollkommen zu ihrer gänzlichen Eigenthümlichkeit entwickelt.

Die Erlernung dieser Sprache verspricht dem Theologen mehrfache Vortheile. Die Franzosen haben in dem goldenen Zeitalter ihrer Literatur viele treffliche Werke fast in allen wissenschaftlichen Fächern geliefert, und diejenigen, welche in das Fach der theologischen Wissenschaften einschlagen, gewähren dem Theologen eine sehr belehrende Lectüre. Ich rechne hiezu zwar keineswegs die Werke der berüchtigten französischen Deisten und Naturalisten; aber selbst deren Lesung kann doch auch einigen Nutzen gewähren, weil man dadurch die menschliche Denkverkehrtheit und den Unsinn einer philosophischen Verbildung am genauesten kennen lernen und den größten Abscheu davor bekommen kann. Der vorzüglichsten Aufmerksamkeit sind die anerkannt guten Werke werth, welche Frankreich im kirchenhistorischen, archäologischen und homiletischen Fache geliefert hat.

Nächstdem wird die Kenntniß der französischen Sprache für diejenigen jungen Theologen ganz unentbehrlich, welche nach vollendeten akademischen Studien sich dem Hofmeisterleben in vornehmen (oder auch kaufmännischen) Familien widmen wollen. Denn unter den höheren Ständen wird gewiß die französische Sprache die Rechte fernerhin behaupten, die sie seit einigen Jahrhunderten schon genossen hat und auch wegen ihrer feinen Ausbildung verdient.

Vgl. Schwabs Preißschrift von den Ursachen der Allgemeinheit der französischen Sprache und der wahrscheinlichen Dauer ihrer Herrschaft. Stuttgart, 1785. 8.

Anm. 1. Die berühmtesten französischen Grammatiken sind die von Meidinger (Frankfurt. 24ste

Auflage, 1808. 8.), von Daulnoy große französische Sprachlehre (vierte Auflage. Dortmund, 1813. 8.), die Sprachlehre von Abbè Mozin (sechste Auflage, Tübingen, 1809. 8.), und Schaffers französische Sprachlehre (zweite Auflage, Hannover, 1813. 8.) und vollständige Syntax der französischen Sprache (Oldenburg, 1811. 8.).

Anm. 2. Die besten französischen Wörterbücher sind: das Schwan'ische (Neue Auflage, Offenbach und Frankfurt, 1811. 4 Bde. 4.), das von Mozin, Biber, Holder und einigen andern gemeinschaftlich bearbeitet (Tübingen, 1811. 1812. 4 Bde. 4.), und das von Memmert und Meynier (Erlang, 1800. u. 1802. 2 Bände 8.).

Anm. 3. Eine genügende Uebersicht von der französischen Literatur geben folgende Werke:

Handbuch der französischen Sprache und Literatur, enthaltend kurze biographische und literarische Nachrichten der besten französischen Schriftsteller, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Berlin, 1796. 8.

Idelers und Noltes Handbuch der französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den klassischen französischen Prosaikern und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und deren Werken. Vierte Auflage, Berlin, 1812. 8.

## §. 42.

## Die englische Sprache.

Die englische Sprache ist ihrer Uranlage nach aus der brittischen, die sich einiger Maßen in dem Walisi-

schen Volksdialect fortgepflanzt hat, entsprossen, und hat sich dann mittelst der Angelsächsischen und der Normännisch-Französischen Sprache im 12ten Jahrhunderte zu ihrer jetzigen Eigenthümlichkeit ausgebildet. Ihre vollkommene Kenntniß ist dem deutschen Theologen vornehmlich zum literarischen Gebrauche nützlich. Denn die Engländer haben viele treffliche historische, philosophische und theologische Werke geliefert.

Anm. 1. Die berühmtesten englischen Grammatiken sind die von Arnold (13te Auflage, ganz umgearbeitet und sehr vermehrt von Fahrenkrüger, Jena, 1817. 8.), von Fick (13te verbesserte Auflage, Erlangen, 1820. 8.), von Crabb (3te vermehrte Ausgabe. Frankf. 1816. 8.), von Haußner (Leipzig, 1805. 8.) und von Wachsmuth (Halle, 1816. 8.).

Anm. 2. Die besten englisch-deutschen Wörterbücher sind die von Schade (vierte durch Horn umgearbeitete und über die Hälfte vermehrte Auflage. Leipz. 1816. 2 Theile, 8.), von Adelung (Leipz. 1785. 1797. 2 Bde. 8.), von Bayley (gänzlich umgearb. von Fahrenkrüger. 11te verbess. und verm. Aufl. Jena, 1810. 2 Thle. 8.), von Ebers (Halle, 1800—1802. 3 Thle. 8.), und von Fick (Erlangen, 1802. 2 Bde. 8., wovon gegenwärtig eine neue ganz umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe gedruckt wird).

Anm. 3. Historisch-literarische Schriften über die englische Sprache:

Handbuch der englischen Sprache und Literatur, enthaltend kurze biographische und literarische Nachrichten der besten englischen Schriftsteller von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Berlin, 1793. 8.

L. Idelers und J. W. H. Nolte's Handbuch der

englischen Sprache und Literatur. Dritte verbesserte Auflage. Berlin, 1808 — 1812. 2 Thle. 8.

## §. 43.

## Die italiänische Sprache.

Die italiänische Sprache ist aus dem verunstalteten Latein des eisernen Zeitalters unter Beimischung vieler Wörter aus fremden, in Italien eingedrungenen, Sprachen entstanden, und hatte schon im 13ten Jahrhundert ihre Eigenthümlichkeit erreicht, deren zwei Hauptvorzüge ein großer Wortreichthum und ein sehr gefallender Wohlklang sind. Der päbstliche Hof bedient sich zwar in seinem geistlichen Amtsstyl der altlateinischen Sprache, und in dieser Hinsicht braucht also zwar der gelehrte deutsche Theolog die Kenntniß der italiänischen Sprache nicht; aber viele vortreffliche Werke, welche in die neuere Kirchengeschichte einschlagen, sind in italiänischer Sprache geschrieben, und diese verdienen auch von allen und jeden deutschen Theologen gelesen zu werden.

Anm. 1. Die berühmtesten italiänischen Grammatiken sind die von Jagemann (dritte vermehrte und verbess. Aufl. Leipzig, 1811. 8.), von Fernow (zweite Auflage, Tübingen, 1815. 2 Theile. 8.) und Wagner (Bremen, 1816. 8.).

Anm. 2. Die besten italiänisch-deutschen Wörterbücher sind die von Jagemann (Neue Ausgabe, Leipzig, 1799. 2 Thle. 8.) und Filippi (2 Theile, Wien, 1817. 8.).

Anm. 3. Historisch-literarische Schriften über die italiänische Sprache:

L. Idelers Handbuch der italiänischen Sprache und Literatur. Berlin, 1800. 1802. 2 Thle. 8.

## Zweiter Abschnitt.

# Historische Vorwissenschaften.

---

### §. 44.

### Begriff der Geschichte.

Im weitesten Sinne begreift die Geschichte alles, was ausser dem Menschen in der Welt ist und schon war. Eine Kenntniß alles dessen wäre die historische Kenntniß des Menschen in ihrem möglichsten Höhepuncte und in ihrer vollendeten Abgeschlossenheit, und eben das wäre, objectiv betrachtet, die Geschichte im weitesten Sinne, subjectiv aber betrachtet, die Geschichtskenntniß im weitesten Sinne. Nach diesem Umfange des Begriffes würde alles, was schon im Raume und in der Zeit gewesen und geschehen ist, und noch ist und geschiehet, zum Object der Geschichte gehören, und Geschichtskenntniß wäre das All alles menschlichen Wissens, das von aussen her in den Menschen kommt oder kommen kann. Die historischen Wissenschaften müßten also in zwei Hauptklassen zerfallen: in die beschreibenden und in die erzählenden Wissenschaften.

Jene würden sich beschäftigen mit den Gegenständen, die im Raume sind oder waren (das Coexistirende), und diese mit den Veränderungen, welche die Zeit hervorgebracht hat (das in der Folge der Zeit Werdende oder Geschehende, die Entwicklungen der Dinge), und von welchen das jedesmalige status praesens der Dinge die letzte Entwicklung oder der letzte Effect ist. Auf diese

Weise die Sache betrachtet, würden zur Geschichte alle unsere Wissenschaften gehören, bloß die speculativ-philosophischen und reinmathematischen ausgenommen, die der Mensch, ganz abgesehen von der Aussenwelt, aus sich selbst entwickelt und erkennt.

Die Geschichte im engern Sinne nimmt aber, die Beschreibung des Wesens, der Beschaffenheit und des Bestandes der Dinge andern Wissenschaften überlassend, bloß die Veränderungen in Beschlag, die mit denselben im Laufe der Zeit vorgegangen sind. Sie erzählt also das Relativ-Merkwürdigere von den Ereignissen und Begebenheiten jeglicher Art, welche bis auf den heutigen Tag in der Welt vorgegangen sind, und ihr Geschäft läßt sich also in verschiedene Hauptfächer ordnen. — Die Griechen nannten sie ἱστορια (lat. historia), was eine schriftliche oder mündliche Erzählung von Dingen bezeichnet, zu deren Erkenntniß man durch eigene Befragung, Erforschung und Ansicht gelangt ist; von ἱστωρ, *cognitor*, auch Augenzeuge, und hievon ἱστορειν, besehen, untersuchen, erforschen, erfragen, das Erfragte und Erforschte erzählen.

Vgl. Krugs Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften. Thl. 1. S. 46 ff.

Schmids allgemeine Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften, S. 150 f.

Rösselts Anweisung zur Bildung angehender Theologen, S. 258 ff.

Bolingbrocke's Briefe über das Studium und den Nutzen der Geschichte, aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen beglei-

tet von C. F. R. Vetterlein. Leipzig, 1794. 2 Bände, 8.

Wegelins Briefe über den Werth der Geschichte. Berlin, 1793. 8.

Anm. Die Encyklopädien des gesammten historischen Studium sind schon oben S. 12 f. angegeben.

## §. 45.

### Eintheilung der Geschichte im engern Sinne.

Die Veränderungen, welche der Lauf der Zeit in der irdischen, uns Menschen bekannten, Welt hervorgebracht hat, haben entweder die äusserlichen Verhältnisse der Erdbewohner unter einander, oder die Begriffs- und Ausdrucksformen ihrer innerlichen Verhältnisse mit etwas Höherem, dem ausserweltlichen göttlichen Princip der Welt, oder ihre Bestrebsamkeit zur wissenschaftlichen Erkenntniß und Kunstfertigkeit betroffen; und daher theilt man schon seit langer Zeit die Geschichte nach drei Hauptfächern ein: in die bürgerliche oder politische Geschichte, in die Religionsgeschichte, und in die wissenschaftliche- und Kunst-Geschichte.

*Bibliotheca historica, instructa a* B. G. Struuio, *aucta a* Ch. G. Budero, *nunc vero a* T. G. Meuselio *ita digesta, vt paene nouum opus videri possit.* Lips. 1782 — 1804. 11 Bände in 22 Theilen, 8. (Dieses höchst vortreffliche Werk erwartet nun nach dem Tode des berühmten Verfassers einen gleich geschickten Vollender).

K. Wachlers Geschichte der historischen Forschung und Kunst seit der Wiederherstellung der wissenschaftlichen Cultur in Europa. Bis jetzt 2 Bände. Göttingen, 1812 — 1817. 8.

§. 46.

## §. 46.

### Historische Kritik.

Alles, was erzählt werden soll, muß Wirklichkeit gehabt haben oder faktisch gewesen sein, und nur so, wie es zur Wirklichkeit gekommen oder ein Factum geworden ist und sich als solches in der Reihe der übrigen Ereignisse dargestellt hat, kann es in die Geschichte aufgenommen werden. Denn die Geschichte muß durchaus wahr sein, und was nicht wahr ist d. h. was entweder ganz erdichtet oder unfaktisch, oder was wesentlich anders dargestellt ist, als es in der Wirklichkeit war, das muß entweder von der Geschichte ganz ausgeschlossen und in das Reich der Nichtigkeiten verwiesen, oder es muß zu seiner rechten faktischen Gestalt gebracht werden. Es ist also eine gründliche Prüfung der historischen Objecte nothwendig, um theils aus innern, theils aus äussern Gründen über ihre Richtigkeit überhaupt und ihre Integrität oder ihre größere oder geringere Entstaltung insonderheit ein bestimmtes kritisches Urtheil fällen zu können. Dieses Prüfungsgeschäfte der geschichtlichen Objecte nennt man die historische Kritik.

Anm. 1. Ein besonderes Werk über diesen äusserst wichtigen Gegenstand, wodurch eine bedeutende Lücke in unserer historischen Literatur entsteht, besitzen wir noch nicht. Man findet bloß einzelne Bemerkungen darüber in den historischen Encyklopädien oder Einleitungen, oder auch anderwärts, z. B. in Voltaire's Vorrede zu seiner Geschichte König Karls XII. von Schweden. Es ist zu wünschen, daß nun einmal ein großer und bewährter Historiker diesen Gegenstand in einer besondern Schrift ausführlich bearbeiten möge.

Anm. 2. Ob die Gesetze der historischen Kritik auf die in den jüdischen und christlichen Offenbarungsbüchern enthaltene Geschichte überhaupt angewendet werden dürfen, oder in welchem Maaße es geschehen könne, darüber wird unten an seinem Orte gesprochen werden.

## §. 47.

### Historiographie.

Sind die historischen Objecte durch Hilfe der Kritik gehörig gesichtet, geläutert und hinlänglich bewähret, so müssen sie nach gewissen allgemeinen und besondern Regeln in ein wohlzusammenhängendes und schön geordnetes Ganzes zusammengefaßt oder zusammengefügt werden, und es giebt eine besondere Wissenschaft, welche diese Regeln vorträgt, die Historiographie, die Geschichtschreibungswissenschaft. Wird sie subjectiv als eine Eigenschaft eines Geschichtschreibers betrachtet, so nennt man sie die historische Kunst, welche überhaupt in einer geschickten und verständigen Anordnung der Materialien auf den Haupt- oder Mittelpunct des Darzustellenden oder zu Erzählenden bestehet, und natürlich nur durch eine gleich geschickte und zugleich geschmackvolle Darstellungs- oder Vortrags-Art vollkommen werden kann. Die Regeln, welche die Historiographie aufstellt, sind theils aus der Logik, theils aus der Rhetorik, theils aus der Aesthetik abgeleitet.

Die unübertrefflichsten Muster der historischen Kunst bleiben die Geschichtschreiber der alten Griechen. Weniger Vollkommenheit haben schon die römischen Historiker. Bei den meisten ist die historische Kunst schon in histori-

sche Künstlichkeit übergegangen, und dieser Vorwurf trifft noch weit mehr die neuern Historiker aller Nationen, obgleich unter ihnen mannichfaltige Unterschiede zu machen sind.

Lucianus πως δει ιστοριαν συγγραφειν *quomodo historia sit conscribenda, graece, annotatione illustrauit* A. F. W. Rudolphus. Lips. 1797. 8.

J. M. Chladenii Allgemeine Geschichtswissenschaft. Leipzig, 1752. 8.

Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung, von G. F. Creuzer. Leipzig, 1803. 8.

K. P. Conz über die historische Kunst der Alten, in s. Museum für griechische und römische Literatur, St. 2.

C. D. Beck *Progr. de judicio artis historicae classicorum scriptorum.* Lips. 1805. 4, (Darauf folgten noch mehrere andere Programmen, worinn die Sache materiell, in Beziehung auf verschiedene Geschichtsgegenstände betrachtet wird).

## §. 48.

### Pragmatismus der Geschichte.

Fürs Erste hat der Geschichtschreiber darauf zu sehen, daß er die Begebenheiten in ihre natürliche Stellung setzt oder nach ihrer Causalverbindung vorträgt, so daß sein Bericht ein lebendiges in einander greifendes Gemälde einer Reihe historischer, nach dem Gesetze der Ursache und ihrer Wirkung sich selbst entwickelnder Thatsachen wird. Dadurch wird, wie man zu sagen pflegt, die Geschichtserzählung pragmatisch, oder darin, nämlich in dem Erzählen des Nacheinander

aus dem Auseinander, bestehet der Pragmatismus der Geschichte, welchen Ausdruck Polybius zuerst, aber nicht ganz in diesem Sinne, gebraucht hat. Hierin unterscheidet sich auch der Geschichtschreiber von dem Chronikenschreiber.

Vgl. C. D. Beck *pragmaticae historiae apud veteres ratio et judicium.* Lips. 1810. 4.

## §. 49.

### Philosophie der Geschichte.

Wenn man aber die Thatsachen in ihrer natürlichen Verbindung erkennen und auch in ihrer natürlichen Stellung vortragen will, so muß man, um nicht auf falsche Ansichten und Combinationen zu kommen, nicht bloß den einzelnen, vorliegenden Fall ins Auge fassen, sondern von den allgemeinen Entwicklungsgesetzen der irdischen Ereignisse ausgehen, die sich aus der Zusammenstellung und Vergleichung ähnlicher Begebenheiten erkennen lassen. In dem Bemühen, die einzelnen Geschichtsdata unter diesen allgemeinen Gesichtspunct zu stellen und darnach zu beurtheilen, bestehet die Philosophie der Geschichte, die also, wie Eschenburg sagt, in der Herleitung allgemeiner Folgerungen und Resultate aus verglichenen ähnlichen Begebenheiten bestehet.

Eschenburg's Lehrbuch der Wissenschaftskunde. 3te Auflage, S. 47 f.

H. M. G. Köster über die Philosophie der Geschichte. Gießen, 1775. 8.

Ueber die Philosophie der Geschichte, aus dem Italiänischen des Abbate Aurelio de Giorgi Bertola. Gera und Neuwied, 1789. 8.

J. G. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Riga und Leipzig, 1784—1792. 4 Thle. 4. Neue Ausgabe mit einer Einleitung von Heinr. Luden, 1812. 2 Bde. 8.

Anm. Die Philosophie der Geschichte hat seit der kurzen Zeit, als man von ihr spricht, schon sehr wunderliche Schicksale gehabt, weil es von Manchen nicht recht gefaßt wurde, was sie sein solle. Diese meinten nämlich, sie bestünde aus einem selbstbeliebigen Motiviren der Geschichtsobjecte und sie ließen also ihren Raisonnements freien Lauf und stellten hiernach, mit mehr oder weniger Vernachlässigung und Hintansetzung der geschichtlichen Quellen, die Begebenheiten dar, wovon die nothwendige Folge war, daß manche Ereignisse von ihnen wenigstens einseitig, entstellt und verkehrt, oder oft ganz falsch dargestellt wurden. Gegen die sogenannten raisonnirenden Geschichten ist daher immer ein gewisser Verdacht zu schöpfen, und die meisten sind auch wahrhafte Ungeschichten, welche die Thatsachen drehen und wenden, wohin eben der Erzähler will. Mit philosophischem Geiste muß zwar jede gute Geschichtserzählung geschrieben sein, aber die, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, philosophirten Geschichtserzählungen (Geschichten a priori) taugen offenbar nichts.

## §. 50.

### Regulativ der Geschichte.

Fürs Zweite hat der Historiker darauf zu sehen, daß er seine Materialien so wählt, stellt und allen gerade die Richtung giebt, daß das Ganze ein vollkommenes historisches Gebilde von dem Hauptobject wird, was er geschichtlich darstellen will. Denn obgleich die Geschichtsschreibung nichts anders thun darf, als die Thatsachen der strengsten Wahrheit gemäß zu erzählen, so muß sie doch, von einem allgemeinen Gesichtspunct aus, eine

leitende Idee ergreifen, um sowohl in der Wahl der Materialien keine Fehlgriffe zu machen d. h. um nichts in die Erzählung aufzunehmen, was nicht in sie gehört, und um nichts wegzulassen, was wesentlich hineingehört, als auch um die Erzählung im Ganzen und Einzelnen zu einer solchen Form auszubilden, welche das geschichtliche Hauptobject verlangt, wenn es in seinem ganzen und vollen Wesen richtig erkannt und angeschauet werden kann.

Diese leitende Idee nennt man gewöhnlich das Princip, nach welchem der Geschichtschreiber erzählt; allein dieser Name drückt etwas mehr aus, als er ausdrücken soll. Er schließt nämlich zugleich auch das in sich, was der Pragmatismus und die Philosophie der Geschichte von dem Historiker fordern. Genauer nennt man diese den Historiker leitende Idee das Regulativ der Geschichte.

Von der Nothwendigkeit eines solchen Regulativs ist man in den neuern Zeiten allgemein überzeugt, und es ist darüber in mannichfaltigen Schriften viel verhandelt worden. Manche, die alles, selbst Gott und die physische Welt construiren wollten, haben diese Methode bei der Geschichtserzählung die Geschichte construiren genannt. Wenn man der Formel eine Erklärung im rechten Sinne giebt, so kann man sich dieselbe gefallen lassen; allein die praktischen Versuche, die mit dieser Constructionsweise gemacht worden sind, haben bewiesen, daß diese construirenden Geschichtschreiber eine Geschichte a priori geben wollen, und sich um die Wirklichkeit der Thatsachen und ihre Quellen wenig oder gar nichts kümmern, sondern sich eine eigene Geschichte

machen, nach welcher die durch den Buchstaben beglaubigte corrigirt werden soll. Leider haben diese historischen Verirrungen gegen diese versuchte Verbesserung der Geschichtsmethode nachtheilige Vorurtheile erregt und dieselbe in eine üble Nachrede gebracht. Allein Misverständnisse und daraus entstandene Fehltritte können bei einem richtigen Verständnisse der Sache ihr ihren Werth nicht benehmen.

Man muß aber nothwendig auf einen Irrweg gerathen, wenn man die Geschichte nach einem materiellen Princip schreiben will; denn das macht unvermeidlich, den Thatsachen ihren reinhistorischen Charakter zu nehmen, und mehr oder weniger zu verdrehen, jenachdem es die Dynamik der Geschichte, wie man auch die sogenannte Constructionskunst der Geschichte genannt hat, haben will. Hierin ist auch in der Sache bekanntlich gefehlt worden, und die Geschichtschreibung hat davon keinen Vortheil gehabt. Unter die materiellen Principe oder Regulative der Geschichte muß schon

1) das von Kant vorgeschlagene gerechnet werden. Dieser große Philosoph hat nämlich den Historikern das teleologische Princip vorgeschlagen, das offenbar materieller Natur ist. Denn es wird von den Historikern verlangt, daß der Endzweck ihres historischen Hauptobjects die leitende Idee bei ihren Erzählungen sei.

2) Bloß particulär-verschieden davon ist das Princip, welches Pöliz empfohlen und auch gleich in Anwendung gebracht hat; es ist das moralisch-intellectuelle Princip der Geschichte. Nach

demselben sollen alle Ereignisse und Thatsachen so geordnet und gereihet und in das Licht oder in das Dunkel gestellt werden, daß sogleich erkannt werden kann, was sie zur Beförderung der moralisch-intellectuellen Cultur der Menschheit, welche von der Vorsehung in dem Fortgange der Welt beabsichtiget wird, beigetragen oder nicht beigetragen haben. Wenn dieses Princip immer eine volle Anwendung verlangt, so müßten die meisten Perioden der Geschichte, worin die moralisch-intellectuelle Cultur der Menschheit im Rückschreiten war, unbeschrieben bleiben.

3) Eschenmayer und Marheinecke haben das idealistisch-mystische Princip in Vorschlag gebracht und für das einzig richtige und gültige erklärt. Die Geschichte soll so vorgetragen und colorirt werden, daß sich in jedem großen und kleinen Ereignisse der Ausdruck oder die Offenbarung des Absoluten und Heiligen erkennen lassen muß. Deuber und Molitor scheinen auch in diese Klasse zu gehören.

Ein richtiges allgemeines Princip oder Regulativ der Geschichte, welches auf alle und jede Geschichtsgattungen anwendbar ist, darf schlechterdings bloß formal sein. Denn von besondern Gesichtspuncten der Geschichtsschreibung ist hier ganz und gar nicht die Rede, sondern von einem allgemeinen Regulativ. Besondere Regulative, nach welchen ein Geschichtschreiber erzählt, müssen nothwendig materieller Natur sein. Man kann z. B. eine Geschichte Deutschlands bis zur Zeit der Reformation zu dem Zwecke schreiben, um zu zeigen, was für Nachtheile der Einfluß des päbstlichen

Stuhls auf die Verfassung und Angelegenheiten Deutschlands gehabt hat; das ist ein besonderer Gesichtspunct, ein besonderes Regulativ, welches seiner Natur nach nicht anders als materiell sein kann. Eben so kann man eine Geschichte der christlichen Kirchenverfassung im ersten und zweiten Jahrhunderte zu dem Zwecke schreiben, um genau anschaulich zu machen, welchen Einfluß auf die Gestaltung derselben das jüdische Religions- und Kirchenwesen gehabt hat. Das ist wieder ein besonderes Regulativ, seiner Natur nach ein materielles; alle besondere, materielle Principe oder Regulative stehen aber unter einem höheren, unter einem allgemeinen, und davon ist hier die Rede. Ein solches muß bloß formal sein, und man hat es auch schon aufzustellen gesucht:

1) Planck nennt das von ihm empfohlene und bei seinen vortrefflichen historischen Werken auch gebrauchte das formalistische. Nach demselben hat der Historiker sein Augenmerk darauf zu richten, daß er die wechselnden Formen seines historischen Objects genau unterscheide und deswegen die Thatsachen in einen solchen Gesichtspunct stelle, aus welchem ihr größerer oder geringerer Beitrag zur Bildung einer unterscheidbaren und charakteristischen Hauptform des historischen Objects leicht und deutlich erkannt werden kann. Allein, wird die Geschichte nach diesem Princip oder Regulativ bearbeitet, so scheint sie zu sehr von den individuellen Ansichten der Geschichtschreiber abhängig gemacht zu werden, und da dieselben, hier die richtigen, dort aber die unrichtigen Ansichten haben

können, so möchte es schwer werden, nach diesem Princip oder Regulativ irgend ein durchgängig richtig in einander eingreifendes, sachgemäß-vollkommen-ausgebildetes Ganzes des historischen Objectes zu liefern.

2) Münscher hat das reinhistorische Princip empfohlen. Nach demselben müssen die Thatsachen so gestellt werden, daß der status rerum praesens sich aus dem Vorhergehenden von selbst genetisch entwickelt. Allein, wenn man diese Forderung an den Historiker macht, so fordert man von ihm bloß, daß er seine Geschichte pragmatisch (§. 48.) schreibt. Der Pragmatismus der Geschichte ist nun zwar ein Haupterforderniß derselben, aber doch nur etwas Untergeordnetes. Auch der pragmatische Geschichtschreiber bedarf noch ein höheres Princip oder Regulativ, wornach er erst seiner Erzählung die ganze Vollkommenheit und Integrität geben kann, die sie haben soll.

Diese oberste Idee, welche einen jeden Historiker leiten muß, ist nichts anders, als die Idee seines historischen Hauptobjects. So verschieden also die geschichtlichen Objecte sind, so verschieden sind auch die Regulative der Geschichte. Eine Staaten-Geschichte hat die reine Idee von einem Staat, eine Rechtsgeschichte die Idee von dem Rechte, eine christliche Kirchengeschichte die Idee von der christlichen Kirche, eine Geschichte der christlichen Dogmatik die Idee von der christlichen Dogmatik zur leitenden Idee oder zum Regulativ. Dieses durchaus formale Princip oder Regulativ läßt keinen willkührlichen und gewaltthätigen Eingriff in den historischen Stoff oder in die Natur der

Thatsachen zu, vielmehr macht es zum Gesetze, dieselben in ihrer ganzen Lauterkeit und Unversehrtheit aufzufassen und darzustellen, gerade in die Verbindung zu bringen und in die Stellung zu setzen, in welche sie nach ihrer Natur kommen müssen, und unter seiner Leitung kann nichts Wesentliches der Geschichte verkümmert oder ihr entzogen, und kann ihr nichts Fremdartiges aufgedrungen werden. Die Geschichte, welches Object sie nun eben bearbeiten mag, muß dadurch gerade die Gestalt erhalten, welche sie erhalten soll. Stäudlin hat das Verdienst, diese Verbesserung in der geschichtlichen Methode gemacht zu haben, wiewohl nur in Beziehung auf die Kirchengeschichte.

J. Ch. Gatterer vom Standpuncte u. Gesichtspunkte der Geschichtschreiber, in s. historischen Bibliothek, B. 2.

Derselbe vom historischen Plan und der sich darauf gründenden Zusammenfügung der Erzählungen, ebend. B. 1.

J. Dominicus über Weltgeschichte und ihr Princip. Frankf. 1791. 8.

I. Kants Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Hinsicht, in der Berlin. Monatsschrift, Jahrg. 1784. Novemberheft.

Desselben Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft, S. 184 ff.

K. H. L. Pölitz's Grundlinien zur pragmatischen Weltgeschichte, als ein Versuch, sie auf Ein Princip zurückzuführen. Leipz. 1795. 8.

Desselben Beitrag zur Kritik der Religionsphilosophie. Leipz. 1795. 8. §. 18.

Desselben Geschichte der Cultur der Mensch-

heit nach kritischen Principien, 1ster Thl. Leipz. 1795. 8.

Derselbe Ueber die letzten Principien der Philosophie und über das daraus resultirende Princip zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, in v. Eggers teutschem Magazin, Jahrg. 1797. Aprilheft, S. 405 ff. Maiheft, S. 431 ff. Juniusheft, S. 549 ff. Juliusheft, S. 28 ff.

Der Eremit und der Fremdling. Gespräche über das Heilige und die Geschichte, von Eschenmayer. Erlangen, 1804. 8.

Ph. Marheinecke's Programm: Idee der Kirchenhistorie. Erlangen, 1805. 4., steht auch als Einleitung vor seiner nicht fortgesetzten Universalhistorie des Christenthums, Thl. 1. Erlangen, 1806. 8. S. 11 ff.

Die Geschichte philosophisch dargestellt von F. X. A. Deuber. Bamberg, 1809. 8. Die zweite Auflage hat den Titel: Philosophische Ansichten über die Weltgeschichte. Bamberg, 1816. 8.

J. F. Molitor's Ideen zu einer künftigen Dynamik der Geschichte. Frankf. a. M. 1805. 8.

W. Münschers Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte. 1ste Aufl. S. 19.

C. F. Stäudlins Universalgeschichte der christlichen Kirche. Hannover, 1806. 8. S. 6 ff. „Man hat fast immer die christliche Kirchengeschichte, auch ohne sich dessen bewußt zu sein, nach gewissen Principien und Gesichtspuncten bearbeitet, in unsern Zeiten hat man ausdrücklich nach den Gesichtspuncten gefragt, nach welchen sie bearbeitet werden müsse oder könne, eine Frage, welche die Frucht der Philosophie und der Bemühung war, diese Wissenschaft mit Kunst und Geist zu bearbeiten, welche aber ihrem Sinne und Werthe nach gar oft mißverstanden und entstellt worden ist. Die christliche Kirchengeschichte nach einem gewissen (allgemeinen) Gesichtspunct

oder Princip bearbeiten, heißt so viel, als ihr eine gewisse Idee zum Grunde legen, welche bestimm., was für Gegenstände in ihren Umfang gehören, was in ihr das Wichtigste und Wesentlichste sei, was in ihr vor andern Dingen ausgewählt und ins Licht gestellt werden müsse, welche zugleich dem Ganzen Einheit und Zusammenhang und einen Maaßstab zur Beurtheilung der in ihr vorkommenden Begebenheiten an die Hand giebt Dieß Princip ist kein Anderes, als die Idee der christlichen Kirche selbst, als einer von der göttlichen Vorsehung und ihrem Stifter zur Erreichung moralisch-religiöser Zwecke bestimmten gesellschaftlichen Verbindung, in welcher gleich Anfangs neben den Lehren einer allgemeinen Religion auch gewisse positive und historische Lehren, jedoch zu gleichem Zwecke, niedergelegt waren." Siehe auch Dessen und Schleusners Göttingische theologische Bibliothek, B. 3. S. 241 ff., dessen Geschichte der Sittenlehre Jesu, Thl. 1. S. 16 ff., und dessen Magazin zur Geschichte der Religion, B. 2. St. 1. S. 278 ff. St. 2. S. 459 ff.

---

Vgl. Plancks Einleitung in die theologischen Wissenschaften, B. 2. S. 221 ff.

## §. 51.

### Hilfswissenschaften der Geschichte.

Bei dem vollen und gründlichen Studium der Geschichte sind mancherlei Nebenkenntnisse nöthig, welche in besondern untergeordneten oder Bei-Wissenschaften abgehandelt werden. Diese nennt man die Hilfswissenschaften der Geschichte und unter ihnen sind die vorzüglichsten: die Chronologie, welche die in verschiedenen Zeiten und Ländern üblich gewesenen und noch üblichen Zeitrechnungen darstellt und erläutert,

ihre Verhältnisse zu einander bestimmt, und in praktischen Werken die Ordnung und Folge der Begebenheiten nach Jahrbestimmungen angiebt: die Genealogie, welche die Folgereihen in den verschiedenen regierenden Häusern oder Dynastien darstellt, eine, besonders bei der alten Geschichte sehr wichtige Sache: die Geographie, Statistik, Anthropographie und Ethnographie, die Heraldik oder Wappenkunde, die Numismatik oder Münzkunde und die Diplomatik oder Urkunden-Wissenschaft. Man rechnet gegenwärtig hieher auch noch die Linguistik, aber von dieser ist schon oben (§. 21.) besonders die Rede gewesen. Der Theolog muß wenigstens die Grundbegriffe und Elemente dieser Hilfswissenschaften der Geschichte, und besonders die Literatur derselben kennen, damit, wenn er einst die Muße hat, seinen historischen Kenntnissen die gehörige Extension und Tiefe zu geben, er die nöthigen Hilfsmittel kenne.

Vgl. J. G. Feßmaier's Grundriß der historischen Hilfswissenschaften. Landshut, 1802. 8., und die oben S. 12. angeführten Encyklopädien der Geschichte, besonders die Fabri'sche, welche in dieser Hinsicht die genaueste und ausführlichste ist.

Anm. 1. Literatur der Chronologie:

D. H. Hegewisch Einleitung in die historische Chronologie. Altona, 1811. 8. Zweite Ausgabe, 1814. 8.

J. S. S. Rennebaums kurzes tabellarisches Lehrbuch der Zeitrechnung und Geschichte, vom Anfange der Welt bis auf die Zerstörung Jerusalems. Nebst einer Tabelle über die neuere Geschichte. Neu herausgegeben von J. Th. B. Helfrecht. Hof, 1797. 4.

J. Chr. Gatterers Abriß der Chronologie. Göttingen, 1777. 8.

Desselben *Synopsis historiae vniuersalis sex tabulis comprehensa.* Göttingen, 1769. Fol.

Iac. Vsserii *Annales Veteris et Noui Testamenti.* Lond. 1654. 2 Bde. Fol. Beste Ausgabe: Genf, 1722. 2 Bde. Fol., wovon zu Verona im J. 1742. ein Nachdruck erschien.

Dion. Petauii *Rationarium temporum, in quo aetatum omnium sacra profanaque historia chronologicis probationibus munita summatim traditur.* Paris. 1633. 12. Beste Ausgabe mit des Perizonius Fortsetzung, Lugd. Bat. 1710. 8. und von Maurice bis 1718. fortgesetzt, Genf 1724. und 1745. 2 Thle. 8.

S. Caluisii *Opus Chronologicum.* Lips. 1605. 8. Beste Ausgabe 1685. Fol.

I. G. Franckii *Nouum Systema Chronologiae fundamentalis.* Goett. 1778. Fol.

Synchronistische Tabellen der Völkergeschichte, vom Ursprunge der Staaten bis 1453. Von D. G. J. Hübler. Drei Lieferungen. Freiberg, 1797—1799. 4. Desselben synchronistische Tabellen über die neue Geschichte der europäischen Reiche. 2te Aufl. Ebendaselbst, 1804. 4.

G. G. Bredow's Weltgeschichte in Tabellen, nebst einer tabellarischen Uebersicht der Literärgeschichte. Vierte verb. und fortgesetzte Ausgabe von F. Manso. Altona, 1816. Fol.

K. Kruse Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder. Drei Lieferungen. Oldenburg und Halle, 1804—1810. Fol.

Anm. 2. Literatur der Genealogie:

J. Ch. Gatterers Abriß der Genealogie. Göttingen, 1788. 8.

Desselben 32 Stammtafeln zur allgemeinen Weltgeschichte: Göttingen, 1790. 4.

L. G. Voigtels genealogische Tabellen zur Erläuterung der europäischen Staatengeschichte. Halle, 1811. Fol.

Anm. 3. Literatur der Geographie:

Ch. Cellarii *notitia orbis antiqui.* Lips. 1701. 1706. *cum notis* I. C. Schwarzii. 1731., am besten Lips. 1773. 1776. mit einem Appendix.

Handbuch der alten Erdbeschreibung von Bruns, Ditmar und Hummel. Zweite Auflage. Nürnberg, 2 Bde. 1799. 8.

Kurzer Entwurf der alten Geographie von P. F. A. Nitsch. Verbessert von C. Mannert. Siebente Auflage. Leipzig, 1817. 8.

Desselben Wörterbuch der alten Geographie. Herausgegeben von Höpfner. Halle, 1794. 8.

C. Mannerts Geographie der Griechen und Römer. Nürnberg und Landshut, 1788—1812. 7 Thle. 8.

Geographie der Griechen und Römer, von F. A. Ukert. Bis jetzt erster Band. Weimar, 1816. 8.

*Atlas antiquus d'Anvillianus maior.* Norimb. 1784. Fol.

*Atlas antiquus d'Anvillianus minor.* Norimb. 1793. 4.

L. Ph. Funke's Atlas der alten Welt. Zweite verbesserte Auflage. Weimar, 1804. 4.

Desselben kurzgefaßtes, jedoch vollständiges Wörterbuch der alten Erdbeschreibung, zu dessen Atlas der alten Welt gehörig. Weimar, 1800. 4.

Desselben Atlas zur Geschichte aller europäischen Staaten (s. Anm. 1.). Erste bis dritte Lieferung. Oldenburg und Halle, 1802—1810. Fol.

Handbuch der mittlern Erdbeschreibung von d'An-

d'Anville. Aus dem Französischen übersetzt. Neue verbesserte Auflage. Nürnberg, 1796. 8.

Vollständiges Lexicon der alten, mittlern und neuern Geographie. Leipzig, 1730. 8. (noch immer brauchbar).

J. A. F. Büschings neue Erdbeschreibung. Erster bis dritter Theil achte Auflage; vierter bis zehenter Theil siebente Auflage; eilften Theils erste Abtheilung, dritte Auflage. Hamburg, 1787—1792. 8. Des eilften Theils zweite Abtheilung von M. C. Sprengel und S. F. G. Wahl, 1802. 1805. 1807. Zwölften Theils erster Band von J. M. Hartmann, 1799. 8. Dreizehenten Theils erster bis sechster Band von C. D. Ebeling, 1798—1808. 8.

Der fünfte Welttheil oder Australien. Von L. Lindner. Weimar, 1814. 8.

Versuch einer systematischen Erdbeschreibung der entfernten Welttheile Africa, Asien, Amerika und Südindien, von P. J. Bruns. 1—6ter Theil. Nürnberg, 1790 — 1799., nebst einem Anhange, in 8. (erstrecken sich noch nicht einmal über das ganze Afrika).

J. C. Fabri's Handbuch der neuesten Geographie, wovon in der Ostermesse 1819. die 5te veränderte und verbesserte Auflage erschienen ist.

Handbuch der Geographie, von Ch. G. D. Stein. 3te ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, 1816. 1817. Bis jetzt 3 Bände 8.

Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physikalischen und historischen Wissenschaften. Von Carl Ritter. Bis jetzt 2 Thle. Berl. 1818. 8.

Anm. 4. Eine Schwester der Geographie ist die Statistik; Literatur derselben:

J. G. Meusels Lehrbuch der Statistik. Dritte, größtentheils umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, 1804. 8.

C. Mannerts Statistik der europäischen Staaten. Bamberg, 1805. 8.

Anm. 5. Literatur der Anthropographie und Ethnographie:

Ueber Geographie, Ethnographie und Statistik von Rommel. Marburg, 1810. 8.

Ch. Meiners Untersuchungen über die Verschiedenheiten der Menschennaturen in Asien und den Südländern, in den ostindischen und Süd-Inseln. Tübingen, 1811. 8.

Anm. 6. Literatur der Heraldik:

J. Ch. Gatterers Abriß der Heraldik. Zweite Auflage. Nürnberg, 1774. 8.

Desselben praktische Heraldik. Nürnberg, 1790. 8.

J. P. Reinhards vollständige Wappenkunst. Nürn. 1748. 8.

J. Ch. Siebenkees's Erläuterungen der Heraldik. Nürnberg, 1789. Fol.

Anm. 7. Literatur der Numismatik:

I. Ch. Raschii *Lexicon vniuersae rei numariae veterum.* Lips. 1785—1794. sechs Theile nebst zwei Supplementbänden, in 8.

Ios. Eckhel *doctrina numorum veterum.* Wien, von 1792. an, 8 Theile. 4.

Anm. 8. Literatur der Diplomatik:

J. Ch. Gatterer's Abriß der Diplomatik. Göttingen, 1798. 8.

Desselben praktische Diplomatik. Göttingen, 1799. 8.

G. M. Grubers Lehrbuch einer allgemeinen Diplomatik. Wien, 1783. 3 Bde. 8.

C. T. G. Schönemanns Versuch eines vollständigen Systems der allgemeinen Diplomatik. Hamburg, 1801. 1802. 2 Bde. 8.

## §. 52.

### Die allgemeine Weltgeschichte.

Die allgemeine Weltgeschichte oder sogenannte Universalhistorie soll, wie schon ihr Name besagt, das ganze corpus historiae sein. Hiernach hat man auch ihr inneres Fachwerk genau eingerichtet, so daß in den größern und kleinern Schriften, in welchen sie bearbeitet ist, keine Rubrik fehlt, welche in das Gebiet und den Umfang der Geschichte überhaupt gehört. Freilich müssen da bei der ungeheuer großen Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes die Umrisse nur klein ausfallen, und bloß die bürgerliche oder politische Geschichte, welche den Centralpunct bildet, kann mit einer größeren Ausführlichkeit behandelt werden. Aber doch macht es der Organismus des Ganzen nothwendig, daß nichts ausgeschieden werde, was in einer Geschichte der Welt zur Sprache kommen muß.

Ohnerachtet das Studium der Universalhistorie noch zu keiner ganz gründlichen historischen Kenntniß führen kann, so ist und bleibt doch dasselbe die Basis alles historischen Studiums. Denn durch die Universalhistorie empfängt man die Uebersicht des Ganzen, und wenn man diese nicht hat, so wird es unmöglich werden, den Faden zu finden, durch welchen man allein gesichert werden kann, sich nicht in der unermeßlichen Menge der einzelnen Er-

eigniſſe zu verlieren und zu vergraben, ſondern man bedarf dringend einer Hilfe, daß man ſich über das überwältigende Chaos der Dinge, welches der Zeitenlauf immer zuſammenhäuft, empor ſchwingen und das Einzelne in ſeinen Zuſammenhang bringen kann, in welchem es gedacht und betrachtet werden muß. Bei dieſer Ueberſicht erſcheint nun auch dem forſchenden Auge, was alles zur Geſchichte gehöre und in welche beſondere Parthieen oder Fächer ſie zerfalle; und wenn das Studium der Univerſalhiſtorie auch ſonſt weiter keinen Vortheil brächte, als daß es die Aufforderung gäbe, dieſe und jene einzelnen hiſtoriſchen Fächer im Beſondern mit aller Gründlichkeit zu ſtudiren, ſo wäre das ſchon allein zur Empfehlung ihres Studiums hinlänglich genug. Aber der wiſſenſchaftliche Geiſt des Menſchen ſtrebt ſchon überhaupt in Allem nach dem Univerſellen, und alles Partielle und Individuelle iſt nichtig und unnütz, wenn man nicht das Ganze kennt, in welches es eingefügt werden muß, um nach ſeinem vollen Weſen erkannt werden zu können. Für einen jeden wiſſenſchaftlichen Mann iſt alſo das Studium der Univerſalhiſtorie eben ſo nothwendig, als nützlich. Was den Theologen inſonderheit betrifft, ſo muß ſein Bemühen, die Kirchengeſchichte zu ſtudiren, nothwendiger Weiſe erfolglos bleiben und ſich auf die Einſammlung einiger hiſtoriſcher Brocken in chaotiſcher Verwirrung beſchränken, wenn ihm nicht ſeine Kenntniß der Univerſalhiſtorie eine Anleitung giebt, daß er immer die Verbindung der kirchenhiſtoriſchen Begebenheiten mit den übrigen Weltbegebenheiten auffinden kann.

F. Schiller: was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? Jena, 1789. 8.

J. Ch. Gatterers Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdeckung Amerika's. Göttingen, 1790. 8.

A. L. Schlötzers Weltgeschichte. Zweite, verbesserte Auflage. Göttingen, 1792. 1801. 8.

J. A. Remers Handbuch der allgemeinen Geschichte. Braunschweig, 1799. 3 Thle. 8.

Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte, für Studirende, von Ch. D. Beck. Ersten Theils erste Hälfte, zweite, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Leipz. 1813. 8. Zweiter bis vierter Theil, 1788 — 1806. 8. (Der dritte und vierte Band haben noch den besondern Titel: Handbuch der mittlern und neuern allgemeinen Welt- und Völkergeschichte, B. 1. 2.).

Weltgeschichte. Erster Theil und zweiten Theils erster und zweiter Band. Von J. G. Eichhorn. Dritte, verbesserte, Auflage. Göttingen, 1817. 8.

Die historischen Belege in extenso hiezu enthalten die beiden historischen Chrestomathien Eichhorns:

*Antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum graecorum narrationibus contexta.* T. I — IV. Lips. 1810 — 1812. 8. und

*Antiqua historia ex ipsis scriptorum latinorum narrationibus contexta.* T. I. II. Lips. 1811. 8.

Skizzen der allgemeinen Weltgeschichte, von H. K. Dippold. Berlin, 1812. 2 Bde. 8.

Die Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende. Neue Bearbeitung, in vier Bänden. Von K. H. L. Pölitz. Leipzig, 1813. 8.

J. Fr. Scheelers Weltgeschichte zur gründlichen Erkenntniß der Schicksale und Kräfte des Menschengeschlechts. Vier Theile. Gräz. 1807 — 1812. 8.

Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit, durch Johannes von Müller. Drei Bände. Tübingen, 1810. 8.

Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. Von F. Ch. Schlosser. 2 Bde. Frankf. 1815. 1817. 8.

Allgemeine Geschichte vom Anfange der historischen Kenntnisse bis auf unsere Zeiten, für denkende Geschichtsfreunde. Von Carl v. Rotek. Vier Bände. Freiburg und Constanz, 1813—1816. 8.

Abriß der allgemeinen Menschen- und Völker-Geschichte, in drei Theilen. Von M. J. Ch. Dolz. Leipzig, 1813. 8.

## §. 53.

### Theilwissenschaften der Universalhistorie.

Weil der Umfang der Universalhistorie fast von einer Unermeßlichkeit ist, und das Besondere in derselben nur untergeordnet bleiben und also die ausführliche Behandlung nicht erhalten kann, die es verdient, so hat man schon längst die Nothwendigkeit gefühlt, diese besonderen untergeordneten Fächer der allgemeinen Weltgeschichte für sich allein zu bearbeiten. Diese Partialfächer der Universalhistorie sind das, was ich in der Aufschrift dieses Paragraphen die Theilwissenschaften derselben genennt habe. Manche von denselben haben die besondern wissenschaftlichen Hauptfächer, zu welchen sie gehören, für sich in Beschlag genommen, von dieser Art sind z. B. die Kirchen- und Dogmengeschichte, die Rechtsgeschichte, die Geschichte der Arzneikunde, die Geschichte der Philosophie, und was wieder die einzelnen Parthien sind, in

welche sich eben diese von der Universalhistorie abgesonderten Gegenstände zertheilen lassen und in historischen Monographien (z. B. die Geschichte der Lehre von einem Gott) abgehandelt werden können. Von diesen, aus der Universalhistorie zu eigener Bearbeitung wissenschaftlich ausgeschiedenen, Theilen ist also hier nicht die Rede, sondern bloß von denjenigen besondern geschichtlichen Wissenschaften, deren Object vornehmlich der Universalhistorie vorbehalten ist.

## §. 54.

### Die Völker- und Staaten-Geschichte.

Hieher gehört als das vornehmste und wichtigste Seitenstück der Universalhistorie zunächst die Völker- und Staaten-Geschichte. Muß auch die Geschichte der einzelnen Völker und Staaten in der allgemeinen Geschichte vor andern untergeordneten Theilen in einen größeren Betracht genommen und ausführlicher dargestellt werden, so kann doch der Universalhistoriker in kein Detail eingehen, sondern er muß sich bloß darauf einschränken, die allgemeinen Grundlinien oder Grundzüge ihrer Geschichte zu geben; auch erzählt er ihre Geschichte bloß des Zusammenhangs mit dem Ganzen wegen, und er muß sich also viele Unterbrechungen erlauben, und kann daher den Ursprung, die Entwicklung und endliche Gestaltung eines jeden einzelnen Volkes und Staates nicht so genau und umständlich darstellen, als man es verlangt. Er kann jedes einzelne Volk und jeden einzelnen Staat bloß nach seiner Coexistenz, nicht aber eben so gründlich nach seiner Fortbildung und Forterexistenz betrachten. Dieß macht also die besondere Bearbeitung der Völker- und Staaten-Geschichte schlechterdings nothwendig. Denn

nur auf diesem eigenen Gebiete kann die Entstehung und Formation der Völker und Staaten, nach allen ihren unterscheidenden Eigenthümlichkeiten, in ihrem genetischen Zusammenhange dargestellt werden.

Zur Empfehlung des Studiums der Völker- und Staaten-Geschichte für den Theologen reicht schon die einzige Bemerkung hin, daß sich die christliche Kirche zu ihren mannichfaltigen Formen mit und durch den neuern europäischen Völkern und Staaten ausgebildet hat. Ausserdem verlangt aber auch die Vollständigkeit des historischen Wissens, daß man die Geschichte der Völker und Staaten genau kenne, welche auf dem Schauplatze der Welt sich besonders merkwürdig gemacht haben, oder noch jetzt eine bedeutende Rolle spielen und auf den allgemeinen Zustand der Welt vornehmlich Einfluß haben.

Lehrbuch der europäischen Staatengeschichte, von J. G. A. Galetti. Dritte ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. Gotha, 1815. 8.

L. T. Spittlers Entwurf einer Geschichte der europäischen Staaten. Berlin, 1793. 1794. 2 Theile. 8.

J. G. Meusels Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatengeschichte. Fünfte, durchaus berichtigte und fortgesetzte Ausgabe. Leipz. 1816. 8.

A. H. L. Heeren Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien, von der Entdeckung beider Indien bis zur Errichtung des französischen Kaiserthums. Zweite verb. Ausgabe. Göttingen, 1811. 8.

## §. 55.

### Biblische Völker- und Staaten-Geschichte.

Die historischen, und gewissermassen auch die prophetischen Schriften des alten Testaments gehören unter die Quellen der Geschichte der alten Völker und Staaten, und weil die Quellen der alten Geschichte überhaupt mannichfaltig durcheinander fließen, so wird das Studium der ausserbiblischen Geschichtsquellen eben so abhängig von dem Studium der biblischen Geschichte, als zu einer richtigen Erkenntniß der biblischen Völker- und Staaten-Geschichte eine genaue Bekanntschaft mit der sogenannten profanen Geschichte erforderlich ist.

H. Prideaux Altes und Neues Testament in eine Connexion mit der benachbarten Völkerhistorie gebracht. Aus dem Englischen von Löscher. Dresden, 1726. 2 Thle. 4.

C. G. Lange Versuch einer Harmonie der heiligen und Profan-Scribenten, von den Zeiten der Richter bis zum Untergange des Königreiches Israel. Baireuth, 1774—1780. 3 Theile, 4.

J. K. W. Scherers biblische Völkergeschichte oder vollständige Nachricht von allen in der Bibel vorkommenden Völkern. 1 Thl. Leipz. 1804. 8.

## §. 56.

### Geschichte des israelitischen Volkes insonderheit.

Naturlich wird in den historischen Büchern des alten Testaments hauptsächlich die Geschichte der Hebräer erzählt, welche bis auf das babylonische Exil herab den Namen Israeliten (בְּנֵי יִשְׂרָאֵל) führten, nach dem

Exil aber Juden genannt wurden, weil die zurückgekehrten Exulanten, welche wieder das Volk zu einer eigenen, aber unbedeutenden politischen Existenz brachten, vornehmlich aus dem Stamme Judah waren. Daher wird die spätere Geschichte der Israeliten gemeiniglich die jüdische Geschichte genannt.

Für den christlichen Theologen hat die Geschichte der Israeliten und Juden ein großes Interesse, weil von dem Judenthume das Christenthum ausgieng, und auch nicht einmal die göttlichen Schriften des Neuen Testaments ohne genaue Kenntniß der spätern israelitischen oder jüdischen Geschichte in einem klaren historischen Lichte betrachtet werden können. Bei vielen neuern Historikern findet sich die absprechende Behauptung, daß die Geschichte der Israeliten und Juden keine universalhistorische Wichtigkeit habe. Wenn man aber, wie doch geschehen muß, mit dem Ausdrucke universalhistorische Wichtigkeit den größern Einfluß eines Volkes und seiner Institutionen auf das Allgemeine der irdischen Welt bezeichnet, so möchte wohl die Geschichte keines alten Volkes so viel universalhistorische Wichtigkeit haben, als die Geschichte des jüdischen Volkes, aus der schon berührten Ursache, weil unmittelbar aus dem Schooße dieses Volkes das Christenthum hervorgieng, durch welches allmählich in dem ganzen Zustande der civilisirten Menschheit so große und bedeutende Veränderungen und Umwandlungen bewirkt wurden, daß man die Zeit vor und nach Christus schon längst durch die Namen alte und neue Welt von einander unterscheidet.

I. F. Buddei *Historia ecclesiastica veteris Testamenti.* Zweite Ausgabe. Halae, 1718. 1721. 2 Bde. 4. (noch immer brauchbar).

K. v. Holbergs jüdische Geschichte von Erschaffung der Welt bis auf gegenwärtige Zeiten. Altona, 1747. 2 Bde. 4.

J. J. Heß Geschichte der Israeliten vor den Zeiten Jesu. Zürch, 1776 — 1788. 10 Thle. 8.

Geschichte des jüdischen Volkes von Abraham bis auf Jerusalems (zweite) Zerstörung, (von Kuinoel). Leipzig, 1791. 8.

G. L. Bauers Handbuch der Geschichte der hebräischen Nation von ihrer Entstehung bis zur Zerstörung ihres Staats. Nürnb. und Altdorf, 1800. 1804. 2 Thle. 8. (geht nur bis auf die Auflösung des Zehenstämme-Reiches).

Geschichte des jüdischen Volks von seiner Wegführung nach Babel bis auf Jerusalems Zerstörung durch die Römer. Von J. J. F. Schmid. Tübingen, 1792. 8.

J. M. Jost Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Maccabäer bis auf unsere Tage, nach den Quellen bearbeitet. Thl. 1. Berlin, 1820. 8.

## §. 57.

## Die vaterländische Geschichte.

Unter den Specialgeschichten neuerer Völker und Staaten nimmt begreiflicher Weise jeden wissenschaftlichen Mann überhaupt und den Theologen insonderheit die Geschichte des Volkes und Staates, zu welchem er gehört, vornemlich in Anspruch. Man muß doch, um nicht gerade die beschämendste Lücke in seiner historischen Kenntniß zur Schau zu tragen, mit der Vergangenheit und Gegenwart des heimatlichen Bodens bekannt sein. Der deutsche Theologe muß also vor allem die Geschichte Deutschlands überhaupt und des deutschen Landes und Staates, worin er lebt, insonderheit

zu seinem Lieblings-Studium erwählen. Es liegt schon in dem heiligen Berufe des Geistlichen, daß sein Herz mit der reinsten und stärksten Liebe zum Vaterlande und zu seinem Regentenhause um so mehr erfüllt sei, da er nach seinem Amte eben so sehr als andere Staatsbeamte, die Pflicht, zugleich aber weit mehr, als alle andere, Veranlassung und Gelegenheit hat, die Liebe zum Vaterlande und zum Regenten auch in andern zu nähren, zu pflegen und zu stärken. Wie könnte man also in der Geschichte seines Volkes und des Staates, wozu man zu gehören sich freuet, ein Fremdling bleiben wollen oder können? Selbst der Anspruch, den man auf bürgerliche Ehre macht, fordert, daß man auch wisse, wie vom Ursprunge an die Schicksale des Volkes und Staates waren, die uns unter ihre Söhne rechnen. Wie können wir, was uns unsere Vaterlandsliebe zur Pflicht macht, die ruhmwürdigen Thaten unserer Vorfahren in einem dankbaren segnenden Andenken erhalten, wenn wir sie nicht kennen?

Einige Worte über das Studium der vaterländischen Geschichte. Jena, 1811. 8.

Anm. 1. Literatur der Geschichte Deutschlands überhaupt:

Ideal einer Geschichte der deutschen Nation, in philosophischer Hinsicht. Von J. Milbiller. Ingolstadt, 1800. 8.

M. J. Schmidts Geschichte der Deutschen. Ulm, 1778 — 1785. 5 Thle. 8. Desselben Neue Geschichte der Deutschen. Ebend. 1785 — 1793. 7 Bde. 8. Aus des Verfassers hinterlassenen Papieren bearbeitet und fortgesetzt von J. Milbiller, 8ter bis 17ter und letzter Band, 1797 — 1808. 8.

J. G. A. Galletti's Geschichte von Deutschland. Halle, 1787 — 1795. 9 Bde. 4.

J. Milbillers kurzgefaßte Geschichte der Deutschen. München, 1804. 8.

J. Ch. Adelungs älteste Geschichte der Deutschen bis zur Völkerwanderung. Leipz. 1806. 8.

J. A. Martens Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis zum J. 1810. Freiburg und Constanz, 1810. 1811. 2 Bde. 8.

Deutsche Geschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, von W. G. Voigtel. Halle, 1818. 8.

E. L. Posselt's Geschichte der Deutschen. 1ter bis 3ter Band. Leipzig, 1789 — 1805. 4ter Band oder Neuere und neueste Geschichte vom westphälischen Frieden bis auf unsere Tage. Fortgesetzt von Pölitz. 1819. 8.

Ch. K. Barth's Urgeschichte der Deutschen. Baireuth, 1818. Bis jetzt 2 Thle. 8.

C. A. Menzel's Geschichte der Deutschen. Bis jetzt B. 1. und 2. Breslau, 1815. 1817.

Die Nationalgeschichte der Deutschen (von H. C. C. von Gagern). Bis jetzt erster Theil. Wien, 1819. 4.

Die Geschichten des ehemaligen deutschen Reichs gehören nicht hieher, sondern der juristische Literator verzeichnet sie in der staatsrechtlichen Literatur.

Anm. 2. Da der Verfasser dieser theologischen Wissenschaftskunde ein Baier ist, so erlaubt er sich, zum Besten mancher seiner Leser die Literatur der baierischen Geschichte hieher zu setzen:

I. Auentini *Annales Boicorum libri VII.*, vollständige und beste Ausgabe von Gundling. Lips. 1710. Fol.

M. Welseri *rerum Boicorum libri V.* Augsb. 1602. 4.

Das sechste Buch gab J. C. Lippert heraus. Augsburg, 8.

J. H. v. Falkensteins vollständige Geschichte von Baiern. München, 1763—1776. 3 Bde. Fol.

L. Westenrieders Jahrbücher der Geschichte der Menschheit in Baiern. München, 1782. 8.

Desselben Geschichte von Baiern. München, 1785. 4 Thle. 8.

J. G. Feßmaier's Geschichte von Baiern. Landshut, 1804. 8.

K. Mannerts älteste Geschichte Boiariens und seiner Bewohner, aus den Quellen entwickelt. Nürnberg und Sulzbach, 1807. 8.

H. Zschokke's baierische Geschichten, 1ster bis 3ter Band. Aarau, 1814—1816. 8.

Anm. 3. Die besondern Schriften über die übrigen einzelnen Staaten Deutschlands sind so ziemlich genau verzeichnet in Fuhrmanns Handbuch der theolog. Liter. B. 1. S. 176 ff.

## §. 58.

### Geschichte der alten Welt.

Das Feld der Universalhistorie ist auch der Zeitausdehnung nach so groß, daß man gewisse Hauptabschnitte machen muß, und man hat es für nützlich gefunden, dieselben besonders zu bearbeiten. Die Geschichte der alten Welt d. h. die Geschichte bis auf Christi und der Apostel Zeit erfordert, was schon zum Theil im Vorhergehenden berührt worden ist, das angelegentlichste Studium des Theologen. Er hat eine genaue Kenntniß derselben zum richtigen Verständnisse des alten und neuen Testaments, so weit der Inhalt der-

selben in die allgemeine Geschichte der alten Welt eingreift, dringend nothwendig.

J. A. Remers Handbuch der ältern Geschichte, von der Schöpfung der Welt bis auf die große Völkerwanderung. Vierte ausführlichere und verbesserte Auflage. Braunschweig, 1802. 8. (macht auch den ersten Theil seines oben S. 245. angeführten Handbuches der allgemeinen Geschichte aus).

G. G. Bredow's Handbuch der alten Geschichte, Geographie und Chronologie. Dritte (von J. G. Kunisch besorgte) Ausgabe. Altona, 1816. 8.

A. H. L. Heerens Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums. Mit besonderer Rücksicht auf ihre Verfassungen, ihren Handel und ihre Colonien. Dritte, sehr verbesserte, Auflage. Göttingen, 1817. 8.

Desselben Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Dritte, sehr erweiterte, Ausgabe. Göttingen, 1804. 2 Thle. Dritten Theils erste Abtheilung, 1812. 8.

D. G. Hüblers Handbuch der allgemeinen Völkergeschichte aller Zeiten. Vom Anfange der Staaten bis zum Ende der römischen Republik. Fünf Bände. Freiberg, 1798 — 1802. 8. (von den drei ersten Bänden ist auch im J. 1813. und 1816. eine zweite Ausgabe erschienen).

H. Ludens Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums. Jena, 1814. 8.

Von Ol. Goldsmiths Geschichte der Römer. Uebersetzt von Kosegarten, gehört hieher der erste Band: Geschichte des Freistaates Rom. Neue verbesserte Auflage. Leipzig, 1805. 8.

Von B. G. Niebuhrs Römischer Geschichte, gehören auch die zwei ersten, bis jetzt erschienenen, Theile, Berlin, 1811. 1812. hierher.

## §. 59.

### Spätere römische und byzantinische Geschichte.

Mit Augustus, also mit dem Anfange der christlichen Epoche, beginnt die spätere Geschichte des römischen Reiches, welches sich nach Constantin dem Großen in das abendländische und morgenländische (byzantinische) Kaiserreich zerspalten hat. Die Dauer beider Kaiserreiche begreift gerade die Entwicklungsperiode der christlichen Kirche, und so mannichfaltiges Interesse die Geschichte beider Kaiserreiche schon an und für sich selbst hat, so ist dieselbe noch insonderheit mit den Schicksalen der sich bildenden christlichen Kirche so genau und innig verflochten, daß eine ohne die andere gar nicht gegeben werden kann. Daher fordert denn das kirchengeschichtliche Studium überhaupt, und insonderheit auch das dogmengeschichtliche Studium eine gründliche und genaue Kenntniß der Geschichte des abendländischen und morgenländischen Kaiserthums.

C. Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches. Aus dem Englischen. Leipzig, 1779 — 1793. 15 Thle. 8.

Ol. Goldsmith's Geschichte der Römer. Uebersetzt und ergänzt von K. Th. Kosegarten. Zweiter Band: Geschichte des weströmischen Kaiserthums. Neue, verbesserte Auflage. Leipzig, 1805. 8. Dritter und vierter Band: Geschichte des oströmischen Kaiserthums. Leipzig, 1795. 1802. 8.

D. G. Hüblers Geschichte der Römer unter den

Im-

Imperatoren, wie auch der gleichzeitigen Völker, bis zur großen Völkerwanderung. Freiberg, 1803—1807. 4 Bde. 8.

Die Hauptquellen der byzantinischen Geschichte sind gesammelt in dem *Corpus Scriptorum historiae byzantinae.* Venedig, von 1729. an, 35 Bde. Fol.

## §. 60.

### Geschichte des Mittelalters.

Den Zeitraum vom Untergange des weströmischen Kaiserthums bis auf den Beginn der deutschen Reformation nennt man die Geschichte des Mittelalters, wenn man diese Benennung in ihrem weitesten Umfange nimmt. So reich dieser historische Zeitraum an Thatsachen ist, so dunkel ist er, nicht aber etwa wegen Mangel an historischen Quellen, sondern meistens wegen ihrer vielfältig einander widersprechenden Angaben, die bei weitem noch nicht alle der gehörigen historischen Kritik unterworfen worden sind. Daher ist denn auch dieser Abschnitt der Universalhistorie gerade derjenige, welcher gegen die andern noch am wenigsten vollkommen bearbeitet ist. Und doch hat die Geschichte dieses Zeitraums für den Theologen ein großes Interesse, weil sich in demselben die römische Hierarchie und das Pabstthum völlig ausgebildet haben, die scholastische Theologie sich erhoben und ihre Herrschaft ausgebreitet, und der römisch-katholische Lehrbegriff sich zu seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit entwickelt und consolidirt hat. Dieß alles ist aber unter einem gar mannichfaltigen Einflusse der äusserlichen politischen Dinge geschehen.

J. A. Remers Handbuch der mittlern Geschichte, von der Gründung der jetzigen europäi-

schen Staaten bis auf die Kirchenverbesserung. Vierte durchaus verbesserte, sehr vermehrte Auflage. Braunschweig, 1801. 8. (macht auch den zweiten Theil s. oben S. 245. angeführten allgemeinen Geschichte aus).

L. von Dresch's Geschichte des Mittelalters. Weimar, 1816. 8.

Fried. Rühs's Handbuch der Geschichte des Mittelalters. Berlin, 1817.

Ch. Meiners historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen des Mittelalters mit denen späterer Jahrhunderte. Göttingen, 1799. 2 Bde. 8.

J. Ch. Krause's Geschichte der wichtigsten Begebenheiten des heutigen Europa. Ein Handbuch für Schulmänner, Erzieher, Studierende und andere Liebhaber der Geschichte aus allen Ständen. Halle, 1789 — 1803. 7 Bde. 8.

## §. 61.

### Die neuere Geschichte.

Den Zeitraum der Geschichte vom Beginne der deutschen Reformation bis auf unsere Tage nennt man die neuere Geschichte. Sie ist ohne Widerrede der lichteste Punct auf dem ganzen Felde der Universalhistorie, und ihr Studium wird mehr durch das Uebermaaß historischer Quellen und die ungeheuere Menge der Materialien, welche sie liefern, als durch eigentliche historische Dunkelheit erschwert. Für den Theologen wird eine genaue und gründliche Kenntniß derselben hauptsächlich deswegen dringend nothwendig, um die Entstehung, den Fortgang und die Vollendung der Kirchenreformation,

und die darauf folgende verschiedene Gestaltung des kirchlichen Wesens in den europäischen und aussereuropäischen Ländern, in welche sich die Folgen der Reformation verbreiteten und einen neuen kirchlichen Zustand herbeiführten, im Zusammenhange mit den einwirkenden politischen Begebenheiten anschauen und gründlich erkennen zu können. Auch die neuere Geschichte der Cultur, Wissenschaften und Künste, worin der Theologe nicht fremde sein darf, erfordert gute Kenntniß dieses letzten Theils der Universalhistorie.

J. A. Remers Handbuch der neuern Geschichte, von der Kirchenverbesserung bis aufs Jahr 1802. Vierte, umgearbeitete, Auflage. Braunschweig, 1802. 8. (macht auch den dritten Theil seiner oben S. 245. angeführten Allgemeinen Weltgeschichte aus).

Desselben Handbuch der neuesten Geschichte, von 1740 bis 1799. Neue vermehrte Aufl. Braunschweig, 1803. 8.

J. G. Büsch's Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit, in einem erzählenden Vortrage. Vierte Auflage, durchgesehen und von 1796 bis 1800 fortgesetzt von G. G. Bredow. Hamburg, 1810. 2 Thle. 8.

J. G. Eichhorn's Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Dritte Auflage. Hannover, 1817. Sechs Bände, in 8.

L. von Baczko's Geschichte des achtzehenten Jahrhunderts. Halle und Leipzig, 1807 — 1810. Vier Theile, 8.

J. Ch. Wedekind's chronologisches Handbuch der neuern Geschichte (von 1740 — 1807.). Dritte, umgearbeitete und stark vermehrte, Auflage. Lüneburg, 1808. 8.

## §. 62.

## Geschichte der Menschheit.

Die Universalhistorie bietet auch Gegenstände dar, welche nicht gerade bloß einzelne Völker und Staaten betreffen, sondern dem ganzen Menschengeschlechte angehören. Das Subject der allgemeinen Geschichte ist die Menschheit, und die allgemeine Geschichte soll also auch eine geschichtliche Entwicklung der beginnenden und fortgehenden Entwicklung der physischen und geistigen Anlagen der Menschennatur darlegen. Diese läßt sich aber abgesondert zu einem eigenen Theile der Geschichte weit besser, gründlicher und vollständiger geben, und man nennt diese Theilwissenschaft der Universalhistorie die Geschichte der Menschheit. Sie ist unstreitig eine der interessantesten Parthien der Geschichte, die schon überhaupt jeden wissenschaftlichen und gebildeten Mann anziehen muß. Ein besonderes Interesse hat sie noch für den Theologen, welchem bei seinem Studium der allgemeinen Religionsgeschichte die Entstehung, Entwicklung und Bildung der religiösen Ideen und ihre Verschmelzung oder Vereinbarung mit einander eine Hauptsache ist, bei welcher ihm das volle klare Licht, das er nöthig hat, entgehen muß, wenn er nicht die natürlichen Gesetze und Motive kennt, durch welche sich der Mensch zur Religiosität erhoben hat; überhaupt, wenn er nicht den allgemeinen Gang kennt, welchen die Menschheit zu dem Ziele ihrer Bestimmung genommen hat. Dieß in richtigen Grundlinien darzulegen und mit Thatbeweisen zu belegen, ist die Aufgabe für die Geschichte der Menschheit, deren Kenntniß also auch insonderheit

zum Studium der christlichen Religions- und selbst Kirchen-Geschichte unentbehrlich ist.

Besondere Theile der Geschichte der Menschheit sind die Geschichte der menschlichen Cultur, die Geschichte der Literatur, und die allgemeine Religionsgeschichte. Die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste gehört zwar auch in das besondere Gebiet der Geschichte der Menschheit; aber diese haben, wie schon oben S. 246. bemerkt worden ist, die wissenschaftlichen Hauptfächer für sich eigens in Beschlag genommen.

I. Iselin über die Geschichte der Menschheit. Fünfte Auflage. Basel, 1786. 8.

J. G. Herders Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit. Riga, 1784—1792 4 Bde. 4. Neue Ausgabe von Luden, 1812. 2 Bde. 8.

Ch. Meiners Grundriß der Geschichte der Menschheit. Zweite Auflage. Lemgo, 1793. 8.

D. Jenisch's universalhistorischer Ueberblick der Entwicklung des menschlichen Geschlechts als eines sich fortbildenden Ganzen. Berlin, 1801. 3 Bde. 8.

F. A. Carus Ideen zur Geschichte der Menschheit. Leipzig, 1809. 8.

Ch. U. D. von Eggers's Skizze und Fragmente einer Geschichte der Menschheit. Neue Auflage. Kopenhagen, 1803. 3 Thle. 8.

J. J. Stutzmanns Philosophie der Geschichte der Menschheit. Nürnberg, 1808. 8.

## §. 63.

### Geschichte der Cultur und der Wissenschaften und Künste.

Die intellectuelle Kraft, welche in dem Menschen rege ist, ausgehend von dem geistigen Wesen, das ihn beseelt, giebt ihm ein Bestreben zur Bildung des Geistes und zur Veredlung des Herzens, und hierin bestehet, was man die menschliche Cultur nennt. Sie ist natürlich ein Grundzug in einer Geschichte der Menschheit, worin das Unterscheidungsmerkmal von der Geschichte der Animalität liegt, von welcher die Geschichte der Menschheit zwar auch einen Theil in sich aufnehmen muß, aber natürlich nur den, welcher den Menschen betrifft, und welchen man die physische Geschichte des Menschengeschlechts nennt. Nächst dem Bestreben zur intellectuellen und moralischen Ausbildung regt sich aber in der Menschennatur mit gleich großer und meistens sich leichter entwickelnden Kraft (weil zugleich animalische Triebe mitwirken) ein Kunstsinn, der unter dem Einflusse des raffinirenden Verstandes von Erfindungen zu Erfindungen führt, die nur leider nicht immer auf gute und edle Zwecke abzielen. Mit der Geschichte der menschlichen Cultur ist also die Geschichte der menschlichen Kunstfertigkeit unzertrennlich gepaart, und beide machen in der Geschichte der Menschheit den Culminationspunct aus.

Eine geschichtliche Sache, die für jeden wissenschaftlichen und gebildeten Menschen das größte Interesse hat, kann es nicht minder groß für den Theologen haben. Ja es sind noch besondere Ursachen vorhanden,

welche ihm vorzüglich Bekanntschaft mit der allgemeinen menschlichen Cultur nothwendig und unentbehrlich machen. Nicht nur in den biblischen Schriften findet die Geschichte der menschlichen Bestrebsamkeit zur Intellectualität und Kunstfertigkeit fast noch reichlichern Stoff, als in den ältesten Schriften anderer Völker, sondern auch in einer theologischen Hauptwissenschaft, in der Kirchengeschichte, kommen so viele Gegenstände vor, die in die Geschichte der allgemeinen menschlichen Cultur und Kunstfertigkeit einschlagen, daß der Kirchenhistoriker nicht weniger, als der biblische Exeget in diesem besondern Theile der Geschichte der Menschheit gut bewandert sein muß.

A. Y. Goguets Untersuchungen von dem Ursprunge der Gesetze, Künste und Wissenschaften, wie auch ihrem Wachsthume bei den alten Völkern. Aus dem Französischen übersetzt von Hamberger. Leipzig, 3 Thle. 1760 — 1763. 4.

Ein Auszug daraus von J. P. Sattler. Nürnberg. 1796. 8.

Ueber die Perioden der Weltgeschichte, oder über den Gang der Cultur des Menschengeschlechts. Von J. Ch. A. Grohmann. Wittenberg, 1809. 8. (sind nur Grundlinien, die bloß drei Bogen einnehmen).

S. G. Walds Versuch einer Einleitung in die Geschichte der Kenntnisse, Wissenschaften und schönen Künste. Halle, 1784. 8. Zusätze dazu, Ebend. 1786. 8.

J. Ch. Adelungs Versuch einer Cultur des Menschengeschlechts. Neue mit einem Anhange vermehrte Ausgabe. Leipzig, 1802. 8.

M. J. N. M. Marquis von Condorcet Entwurf

eines historischen Gemäldes der Fortschritte des menschlichen Geistes. Ins Deutsche übersetzt von E. L. Posselt. Tübingen, 1796. 8.

Geschichte der Cultur des Menschengeschlechts im Allgemeinen und jedes einzelnen welthistorischen Volkes insbesondere. Von M. A. Gotsch. Drei Bände. Wien, 1803. 8.

J. G. Grubers Geschichte des Menschengeschlechts aus dem Gesichtspuncte der Humanität. Leipzig, 1806. 1807. 2 Bde. 8.

Geschichte der Künste und Wissenschaften seit ihrer Wiederherstellung bis ans Ende des achtzehenten Jahrhunderts (zuerst unter Eichhorns, jetzt unter Heerens Aufsicht herausgegeben). Göttingen, von 1796. an in 12 Abtheilungen von mehreren Bänden in 8.

---

Versuch einer allgemeinen Geschichte der Cultur der deutschen Nation, von G. Herzog. Zweite Auflage. Mainz, 1799. 8.

## §. 64.

### Geschichte der Literatur.

Die wissenschaftliche und Kunst-Bestrebsamkeit der Menschen hat sich in einem besondern Zweige, auf welchen sie verfiel, in der Schriftstellerei, ein Mittel verschafft, die erworbenen Kenntnisse und gemachten Entdeckungen auch ohne mündlichen Unterricht und ohne unmittelbare Unterweisung der entfernten Mitwelt mitzutheilen und auch der Nachwelt zu erhalten. Die Gesammtmasse dessen, was in dieser Art seit Erfindung der Buchstabenschrift erzeugt und nicht von dem nagenden Zahne der Zeit zermalmt worden ist, nennt man die Literatur; derjenige Gelehrte, welcher sich geschichtlich entweder mit

dem Ganzen oder mit besondern Haupttheilen derselben bekannt macht, heißt ein Literator, und eine geordnete geschichtliche Zusammenstellung derselben, aus welcher freilich alles, was die Zeit lieber, als manches andere Wichtige, hätte in ihrem Schutte vergraben oder auch gar nicht hervorbringen mögen, ausgeschieden werden muß, wird die Geschichte der Literatur oder die Literärgeschichte genannt. Natürlich hat jede einzelne Wissenschaft wieder ihre eigene Literärgeschichte. Zur Empfehlung des Studiums der Literärgeschichte ist kein einziges Wort nöthig, wenn man an das alte Sprichwort denkt: *optimos libros nosse, est dimidia eruditio.*

J. G. Eichhorns Literärgeschichte. Erste Hälfte. Göttingen, 1799. (zweite Auflage 1812.) Zweite Hälfte, 1812. 8.

Desselben Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten. Göttingen, 1805 — 1811. 6 Bde. 8.

J. F. K. Wachlers Handbuch der allgemeinen Geschichte der literärischen Cultur. Marburg, 1804. 1806. 2 Bde. 8.

J. G. Meusels Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit. Drei Abtheilungen. Leipzig, 1799. 1800. 8.

P. J. Bruns allgemeine Literärgeschichte. Helmstädt, 1804. 8.

J. G. Eichhorns allgemeine Geschichte der Kultur und Literatur des neuern Europa. Göttingen, 1796. 1799. 2 Bde. 8. (Macht auch die erste Abtheilung von der im vorhergehenden Paragraphen angeführten Geschichte der Künste und Wissenschaften aus).

Friedrich von Schlegels Geschichte der alten und neuen Literatur. Vorlesungen, gehalten zu Wien im J. 1812. 2 Thle. Wien, 1812. 1815. 8.

J. S. Ersch's Handbuch der deutschen Literatur, seit Mitte des 18ten Jahrhunderts, systematisch bearbeitet. Amsterdam u. Leipzig, 1812. 1814. Zwei Bände, 8. (wurde auch eine Quartausgabe gemacht).

G. G. Bredow's Tabellen zur Literärgeschichte. Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Altona, 1810. Fol.

---

Ch. G. Jöchers Gelehrten-Lexicon. Leipz. 1750. 1751. 4 Thle. 4.

Fortsetzung und Ergänzung des Jöcher'schen Gelehrten-Lexicons. Von J. C. Adelung. Ebend. 1784. 1787. 2 Bde. 4. Vom Buchstaben K fortgesetzt von H. W. Rottermund. Von 1810. an bis jetzt dritter bis sechster Band. 4.

G. Ch. Hambergers zuverlässige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern vom Anfange der Welt (?) bis 1500. Lemgo, 1756 — 1764. 4 Bde. 8.

C. J. Bouginè Handbuch der allgemeinen Literärgeschichte. Zürch, 1789 — 1792. 5 Bde. 8. (noch immer schätzbar).

H. Pertsch's Neues allgemeines literarisch-artistisches Lexicon. Zwei Hälften. Leipzig, 1807. 8.

J. G. Meusels Lexicon der vom J. 1750 — 1800. verstorbenen deutschen Schriftsteller. B. 1 — 15. Leipzig, 1802 — 1816. 8.

Desselben Gelehrtes Deutschland. Lemgo, 1796 — 1806. 12 Bde. 8.

Desselben Gelehrtes Deutschland des neunzehenten Jahrhunderts. B. 1 — 4. Ebend. 1808 — 1810. 8. (auch unter dem fortlaufenden Titel des vorher

genannten Werkes, B. 13 — 16.). Fünfter Band, 1820. (reicht bis zum Buchstaben G. Dieses Werk erwartet nun nach des Verfassers Tode einen Rottermund, oder Fuhrmann, oder irgend einen andern bewährten Literator zum Fortsetzer).

## §. 65.

### Allgemeine Religionsgeschichte.

Vornehmlich hat die geistige Kraft, welche in der Menschennatur liegt, dahin gestrebt, in der angebornen Ahndung des unsichtbaren Zusammenhangs mit einer auserirdischen höheren Welt, besonders mit dem höchsten Wesen als Grundursache der Welt, die gegenseitigen, das Irdische mit dem Ausserirdischen verbindenden, Verhältnisse zu erforschen und genau, freilich meistens, wo kein rechter Gebrauch der Vernunft und keine höhere Hilfe war, sehr falsch und irrig, zu bestimmen. Dadurch ist unter den Menschen die Religion entstanden, die aber bei der Verschiedenheit der äusserlichen Umstände und Lagen der Erdenvölker vielfältige Formen annehmen mußte, wovon jedoch nur Eine die rechte sein kann. Dies erzeugte vom Beginne der Menschheit an im Fortlaufe der Zeit eine Menge verschiedenartiger und zum Theil einander widersprechender Begriffe und Vorstellungen, die nicht aus dem Gebiete der Geschichte verwiesen werden dürfen, und in einer besondern historischen Disciplin systematisch zusammengestellt werden. Man nennt diese Disciplin die allgemeine Religionsgeschichte, und dem Philosophen und christlichen Theologen ist sie äusserst wichtig. Für den letztern hauptsächlich deshalb, weil die christliche Religion und die, aus welcher sie sich

äusserlich entwickelt hat, die Religion der Israeliten, auch in diesen allgemeinen Verband des Religiösen, was ein Gegenstand der menschlichen Erforschung und des menschlichen Nachdenkens und Glaubens geworden ist, gehört, und nicht vollkommen nach ihrer Natur, nach ihrem Zusammenhange und nach ihrer Fortbildung und Formalisirung in die verschiednen kirchlichen Lehrbegriffe der spätern Christenheit erkannt werden kann, ohne den Einfluß von aussen her, der unleugbar in allen Zeiträumen Statt gefunden hat, angeben, und selbst aus seiner Urquelle ableiten zu können.

J. C. Köchers Abriß aller Religionen. Jena, 1756. 8.

Beschreibung aller Religionen in der Welt. Neue und verbesserte Auflage. Berl. u. Leipz. 1780. 8.

W. H. Cappens allgemeine Religionenkunde. Hildesheim, 1789. 8.

Ph. Ch. Reinhards Abriß einer Geschichte der Entstehung und Ausbildung der religiösen Ideen. Jena, 1794. 8.

Ch. Meiners allgemeine kritische Geschichte der Religionen. Hannover, 1806. 1807. 2 Thle. 8.

Desselben *Historia doctrinae de vero Deo.* Lemgo, 1788. 8. Auszug daraus von J. F. Breyer. Erlangen, 1780. Auch ganz übersetzt von Mensching. Duisburg, 1791. 8.

G. Ph. Ch. Kaisers biblische Theologie oder Judaismus und Christianismus nach einer freimüthigen Stellung in die Universalgeschichte der Religionen. Erlangen, 1813. 1814. 2 Thle. 8.

J. Bergers Geschichte der Religionsphilosophie, oder Lehren und Meinungen der vor-

züglichsten Denker aller Zeiten über Gott und Religion. Berlin, 1810. 8.

## §. 66.

## Allgemeine alte Mythengeschichte.

Die Urfäden der Geschichte nach allen ihren einzelnen Zweigen liegen in den Mythen oder Volkssagen der alten Welt. Daher heißt man den Theil der Universalhistorie, der über den Anfang der beglaubigten (d. h. durch simple historische Relationen bestätigten) Geschichte hinaufgehet, die mythische Geschichte. Sie greift in keinen Theil der ältesten Geschichte mehr ein, als in die allgemeine Religionsgeschichte.

Obgleich die alttestamentliche Religionslehre, gegen andere gleichzeitige gehalten, die reinste ist, so sind doch wenigstens in ihre Urgeschichte Mythen oder Sagengeschichten, welche entweder bloße historische Facta, oder philosophische und religiöse Ideen unter ihrem Schmuckgewande enthalten, eingeflochten. Die von der erstern Art hat der politische Historiker, und die von der zweiten Art der Bearbeiter der Religionsgeschichte von ihrem Gewande zu entkleiden, und, wo möglich, zu einem historischen Datum zu purificiren.

Da nun die Mythen der alten Welt eines Theils in Zusammenhang mit einander stehen, überhaupt aber einen ähnlichen Charakter an sich tragen, so ist zum Verständnisse der älteren alttestamentlichen Bücher auch Bekanntschaft mit der allgemeinen Mythengeschichte der alten Welt erforderlich.

Fr. Creuzers Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. Leipz. und Darmstadt. Vier Bände, 1810 — 1812. 8.

J. J. Wagners Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt. Frankfurt, 1811. 8.

J. L. Hugs Untersuchungen über den Mythus der berühmteren Völker der alten Welt, vorzüglich der Griechen. Freiburg u. Constanz, 1812. 4.

J. A. Kanne's erste Urkunden der Geschichte, oder allgemeine Mythologie. Neue Ausgabe, Baireuth und Hof, 1815. 2 Bde. 8.

Desselben Pantheon der ältesten Naturphilosophie, die Religion aller Völker. Tübingen, 1811. 8.

Mythengeschichte der asiatischen Welt. Von J. Görres. Erster Band: Hinterasiatische Mythen. Zweiter Band: Vorderasiatische Mythen. Heidelberg, 1810. 8.

A. L. Richters Phantasien des Alterthums, oder Sammlung der mythischen Sagen der Hellenen, Römer, Aegyptier, Juden, Perser und anderer orientalischen Völker. Leipzig und Dessau, 1808 — 1820. 5 Thle. 8.

Allgemeines mythologisches Lexicon, aus Originalquellen bearbeitet. Der ersten Abtheilung erster und zweiter Band. Von Friedrich Meier. Weimar, 1803. 1804. Der zweiten Abtheilung erster bis dritter Band. Von J. G. Gruber. 1810 — 1814. 8.

## §. 67.

### Vaterländische Religionsgeschichte.

Ganz zunächst interessirt überhaupt jeden wissenschaftlichen Mann, am meisten aber den Theologen die Religionsgeschichte seines Vaterlandes. Freilich hat die Kenntniß von dem Religionswesen der alten heidnischen

Deutschen und ihre Mythologie, welches beide aber in einem großen historischen Dunkel vergraben liegt, nur einen antiquarischen Werth; aber es gehört doch einmal zur Vollständigkeit der deutschen Geschichtskenntniß, daß man auch das Wenige weiß, was noch mit Zuverlässigkeit davon gesagt werden kann. Von dem Zeitpuncte an, als das Christenthum in Deutschland bekannt wurde, bekommt dieser specielle Geschichtstheil erst für den deutschen Gelehrten einen reellen Werth. In die untern Rheingegenden drang von Gallien aus das Christenthum am frühesten, ohne doch aber einen ganz festen Fuß zu gewinnen. In das Frankenland brachte dasselbe im siebenten Jahrhunderte der Irländer Kilian, welcher noch heut zu Tage als der Schutzpatron von Würzburg verehrt wird. In den Bezirk des heutigen Altbaierns brachte dasselbe schon bei 50 Jahre früher der Westfranke Emmeran, von welchem eine sonst sehr berühmte fürstliche Abtei in Regensburg den Namen erhalten hat. Rudbert von Worms befestigte das Christenthum in diesen Gegenden, und verbreitete es an die Salzach hin. Im achten Jahrhunderte hat dann Winfried, oder nach seinem geistlichen Namen, Bonifacius, für den größern Theil des alten Deutschlands geleistet, was die erst genannten drei Männer für einzelne Gegenden gethan hatten, und Karl der Große wirkte an der Weser und Elbe mit dem Schwerdte für die Ausbreitung des Christenthums. Die Reformation Luthers hat zwar in vielen deutschen Ländern, was sehr natürlich war, einen starken und unbesieglichen Widerstand gefunden, auch hat sie unstreitig der politischen Macht des deutschen Staatskörpers einen

empfindlichen Nachtheil gebracht; aber dagegen hat sie die intellectuelle und moralische Kraft der Deutschen geweckt, so daß sie, nicht bloß die Protestanten, sondern auch die Katholiken, jetzt an wissenschaftlicher Cultur alle übrigen Völker Europa's übertreffen.

Strabo *Geogr.* lib. IV. Caesar *de Bello Gallico*, lib. VI. cap. 13. 14. Taciti *Annall.* lib. II. XV. und *De moribus Germanorum.* (P. L. Haus Alterthumskunde von Germanien, oder Tacitus über Germaniens Lage, Sitten und Völker, in ein System gebracht, und mit Gesetzen von den übrigen klassischen Schriftstellern erläutert. Mainz, 1791. 1792. 2 Bde. 8.) Ammian. Marcell. lib. XV. cap. 9.

Anm. 1. Die alten Deutschen hatten, wie die Celten oder Gallier, die Druiden zu Priestern, aber auch zugleich zu ihren Gelehrten, Lehrern und Richtern, was sie aber nicht in der Eigenschaft als Volksbeamte, sondern als Dollmetscher der Götter waren. Sie zertheilten sich in drei Klassen: die eigentlichen Druiden waren die Oberlehrer und mußten die Geheimnisse der Gelehrsamkeit verwahren; die Barden (bei den Gothen Skalders genannt) mußten die Thaten der alten Helden in Liedern besingen, und die Eubagen mußten den Gottesdienst und die Opfer besorgen. Ihre Religion war Vielgötterei, der Art und Form nach aber Fetischdienst. Leider haben sie sich auch mit Menschenopfern befleckt, wozu sie vornehmlich die im Kriege gefangen gemachten Feinde bestimmten. Sie waren dem tiefsten Aberglauben ergeben, und ihre gottesdienstlichen Gebräuche waren zum Theil sehr possirlich und albern. Doch glaubten sie an Unsterblichkeit der Seele, nahmen aber die Seelenwanderung an.

Vossius *de origine Idololatriae.* lib. 1. cap. 34.

Ez. Schedii *de Diis Germanorum Syntagmata IV. cum notis* (Ioh. Theoph. Krause). Halae, 1729. 8.

Gottfr. Schütze *Exercitationum ad Germaniam Sacram gentilem facientium Sylloge.* Lips. 1742. 8.

Desselben Lehrbegriff der alten deutschen und nordischen Völker vom Zustande der Seele nach dem Tode. Ebend. 1750. 8.

Derselbe von den Freidenkern oder sogenannten starken Geistern unter den alten deutschen und nordischen Völkern. Ebend. 1748. 8.

I. G. Frickii *Disp. de Druidis, occidentalium populorum philosophis.* Vlmae, 1744. 4.

Ph. Cluueri *Germania antiqua*, lib. 1. cap. 24.

W. Cook Untersuchung der Religion und der Tempel der Druiden. Aus dem Englischen (von J. Ph. Cassel). Hannover, 1756. 8.

Aelteste Geschichte der Celten, insonderheit der Gallier und Deutschen. Aus dem Französischen des Pelloutier durch Purmann. Frankfurt, 1777. 2 Bde. 8.

C. Meiners Beiträge zur Geschichte der Sitten, Gebräuche und Einrichtungen der ältesten Deutschen, aus den vornehmsten Geschichtschreibern des Mittelalters gesammelt, in dem Neuen Göttingischen historischen Magazin, B. 1. St. 1. 2.

K. G. Rössigs Alterthümer der Deutschen, in einem ausführlichen Handbuche dargestellt. Zweite Auflage. Leipzig, 1801. 8.

B. F. Hummels Compendium deutscher Alterthümer. Nürnberg, 1788. 8.

Desselben Bibliothek der deutschen Alterthümer. Ebend. 1787. 8.

H. A. Meinders *Thesaurus antiquitatum Francicarum et Saxonicarum sacrarum et profanarum.* Lemgov. 1710. 4.

Anm. 2. Schriften über die Urgeschichte des Christenthums in Deutschland, und die Schicksale der Reformation in einigen südlichen Ländern desselben:

Ph. Chrstph. Gratianus's Geschichte von Pflanzung des Christenthums in den aus den Trümmern des römischen Kaiserthums entstandenen Staaten Europens, das ist in dem heutigen deutschen Reiche, in den Niederlanden und in der Schweiz, wie auch in Frankreich, Spanien und Portugal, in Italien, Großbritannien, Ungarn, wie auch in den an der Donau gelegenen Staaten des türkischen Kaiserthums. Zwei Theile. Stutgart, 1778. 1779. 8.

J. F. Geißlers Bonifacius, der Deutschen Apostel. Für Freunde der vaterländischen Culturgeschichte. Erlangen, 1796. 8.

Leben des Bonifacius, des sogenannten Apostels der Deutschen. Norden, 1800. 8.

Bonifacius, oder Feier des Andenkens an die erste christliche Kirche in Thüringen bei Altenberga im Herzogthum Gotha. Herausgegeben von J. F. C. Löffler. Gotha, 1812. S. 89 ff.

Matth. Raderi *Bavaria sancta et pia.* Dritte Ausgabe. München, 1704. 3 Bde. Fol.

Jos. Lechners Versuch einer beurkundeten Darstellung des Kirchenwesens in Baiern, von den ersten Spuren des Christenthums daselbst bis auf unsere Zeiten. 1ster Theil. Salzburg, 1810. 8.

Nik. Ant. Winters Vorarbeiten zur Beleuchtung der baierischen und österreichischen Kir-

chengeschichte überhaupt, und der voragilofingischen Periode insbesondere. München, 1805. 1810. 2 Bde. 8.

Desselben Geschichte der evangelischen Lehre in und durch Baiern bewirkt, in der ersten Hälfte des sechzehenten Jahrhunderts, oder Kirchen- und Staatsgeschichte von Baiern von dem Ausbruch der Kirchenreformation bis zu Wilhelms IV. Tode. München, 1809. 1810. 2 Bde. 8.

Fränkische Reformationsgeschichte. Nürnberg, 1731. 4.

## Dritter Abschnitt.

# Philosophische Vorwissenschaften.

### §. 68.

### Begriff und Umfang der Philosophie.

Die menschliche Erkenntniß beschäftiget sich entweder mit dem Werden und Bestehen der Dinge, worunter auch das Geschehende d. h. Ereignisse aller Art gehören, oder sie betrachtet die anschaulich darstellbaren Größen und ihre Verhältnisse, oder sie untersucht und bestimmt die Gründe des Seins der Dinge, die Bedingungen desselben, die Entstehungsart des Endlichen und die Natur, innere Beschaffenheit und gegenseitige Verbindung alles Einzelnen davon. In dem ersten Falle entstehet die Geschichte nach ihrem beschreibenden und erzählenden Theile, in dem zweiten die Mathematik mit allen ihren Nebenzweigen, und in dem dritten Falle die Philosophie nach allen ihren verschiedenen Theilen. Von der Geschichte haben wir bereits gehandelt, nun muß also eine encyklopädische Uebersicht der Philosophie folgen, so weit sie für den Theologen zu seinem propädeutischen Wissen erforderlich, und für ihn genügend ist.

Es ist also die Philosophie überhaupt eine Vernunftwissenschaft aus Begriffen. Ihr Princip ist die Vernunft, und der Verstand das Bindungsmittel derselben. Die Mathematik ist zwar auch eine Vernunftwissenschaft aus Begriffen, aber mit dem Unterschiede, daß sie die Begriffe mittelst des Verstandes auf das Räum-

liche und seine quantitativen und dynamischen Verhältnisse bezieht oder construirt. Dieß macht indessen kein Hinderniß, die Mathematik auch in den Umfang der Philosophie zu rechnen, wenn man diese nach ihrer weitesten Peripherie betrachtet.

Die Philosophie kann keine andere Basis haben, von der sie ausgehet, als die Denkkraft oder das Denkvermögen des menschlichen Geistes. Daher ist denn die Logik die eigentliche Vorphilosophie, wie man sie in neuern Zeiten sehr treffend genannt hat.

W. T. Krug über den Begriff und die Theile der Philosophie. Jena, 1796. 8.

J. Gl. Fichte über den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie. Neue Auflage. Jena und Leipzig, 1798. 8.

S. Maimons pragmatische Geschichte des Begriffs von Philosophie, in Fichte's und Niethammers philosophischem Journal, B. 1. Abhandl. 1.

K. L. Reinhold über den Begriff der Philosophie, in s. Beiträgen zur Berichtigung bisheriger Misverständnisse in der Philosophie, B. 1. Abh. 1.

Fr. Köppen über den Zweck der Philosophie. München, 1807. 8.

Desselben Darstellung des Wesens der Philosophie. Nürnberg, 1810. 8.

G. W. Gerlachs Anleitung zu einem zweckmäßigen Studium der Philosophie, mit Hinsicht auf ihr Verhältniß zu den Facultätswissenschaften, vorzüglich für angehende Studirende auf Universitäten. Wittenberg, 1815. 8.

Anmerkung. Die übrigen hieher gehörigen, besonders encyklopädischen, Schriften sind schon oben S. 13. genannt worden; es sind aber hier noch folgende nachzutragen:

K. H. L. Pölitz's Encyklopädie der gesammten philosophischen Wissenschaften im Geiste des Systems einer neutralen Philosophie. Leipzig, 1807. 1808. 2 Thle. 8.

Ein Auszug aus diesem Werke ist: Die philosophischen Wissenschaften, in einer encyklopädischen Uebersicht dargestellt, von K. H. L. Pölitz. Leipz. 1813. 8.

Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, von E. Schulze. Göttingen, 1814. 8.

Lehrbuch zur Einleitung der Philosophie, von J. Fr. Herbart. Königsberg, 1813. 8.

## §. 69.

### Verhältniß der Philosophie zur Theologie.

Da die Philosophie lediglich allein die Vernunft als ihr Erkenntniß-Princip annimmt, die christliche Theologie aber die göttliche Offenbarung zum Fundament hat, so muß vor allem andern in einer theologischen Wissenschaftskunde bei diesem Gegenstande von dem Verhältnisse der Philosophie zur geoffenbarten Religion gesprochen und untersucht und bestimmt werden, ob die Principe oder Erkenntnißquellen beider einander nicht gegenseitig ausschließen, oder ob eine Vereinbarung beider statthaft und wie sie statthaft sei und in welcher Weise sie vermittelt werden könne.

Eine allgemein bekannte Sache ist, daß schon seit den Urzeiten des Christenthums bis noch auf unsere

Tage über diesen Gegenstand die Meinungen getheilt gewesen sind. Die Dogmengeschichte stellt in jeder ihrer Perioden Reihen von bedeutenden Männern auf, welche entweder den Gebrauch der Philosophie ganz aus dem Gebiete der geoffenbarten Religionswissenschaft verwiesen haben wollten, oder welche der christlichen Theologie kein besseres Fundament geben zu können glaubten, als die aus der Vernunft erkannte Religionslehre. Zwischen beiden Partheien stand aber fast in allen Zeitläuften der christlichen Kirche eine dritte, welche den Vermittlungsweg einschlug. Sie gieng von dem Grundsatz aus, daß Theologie und Philosophie eine jede ihr eigenes Erkenntnißprincip, also eine jede ihr besonderes eigenthümliches Fundament habe, so daß also weder die Theologie auf die Philosophie, noch die Philosophie auf die Theologie gebauet werden könne, sondern daß beide als coordinirte Wissenschaften betrachtet werden müssen, die sich gegenseitig erläutern, befestigen und vervollständigen. Die christliche Theologie stellt sich nicht in Gegensatz mit der Vernunftreligionswissenschaft, vielmehr zieht sie dieselbe als subsidiarischen Begründungs-Theil in sich hinein. Diese vermittelnde oder vereinbarende Ansicht von dem Verhältnisse der philosophischen Religionserkenntniß zu der geoffenbarten Theologie wird auch so lange als die einzig richtige erscheinen, als man bei der wohlgegründeten Ueberzeugung bleiben wird, daß das Christenthum einerseits bei seinem historischen und positiven Charakter gelassen werden muß, anderer Seits aber der vernünftigen Religionserkenntniß nicht entfremdet werden oder ihr wohl gar als Antipode entgegen gestellt werden darf. Denn es wäre doch wahrlich Läste-

rung des heiligen Schöpfers, wenn man nicht auch in der richtig gebildeten und geläuterten Vernunft, die er als Fähigkeit allen geistig gesunden Menschen gegeben hat, seine belehrende, ermahnende und warnende Stimme erkennen, sondern sie als natürliche Feindin und Widersacherin Gottes und als das Hinderniß einer wahren und richtigen Erkenntniß von seinem Wesen, seinen Verhältnissen und Werken betrachten wollte. Aber dabei räumt man in der Bestimmung von Religionssachen der Vernunft nicht das Supremat ein, sondern, weil sie selbst eine Offenbarung Gottes ist, so wird sie nur der geschriebenen Offenbarung coordinirt. Zwei Bäche, die aus Einer Quelle ausgeflossen sind, werden zusammengeleitet. Daß dieß die Sache selbst fordert, ersehen wir daraus, daß die ganze Vernunftreligion nach allen ihren Artikeln und Lehrsätzen auch in der geoffenbarten Religion des alten und neuen Testaments enthalten ist. Aber die schriftliche Offenbarung sagt uns noch mehr über Gott und seine Weltregierung zu moralische Zwecken, als wir aus der Vernunft wissen. Hier hört die Coordination der geoffenbarten und der Vernunft-Religion auf, und, was diesen eigenthümlichen Theil der geoffenbarten Religion betrifft, so ist die Vernunft der Offenbarung subordinirt.

Nach diesen Bemerkungen scheint also der Werth der Philosophie für die Theologie sehr verringert zu sein, da sie, im Grunde betrachtet, bloß in ein Subsidiarverhältniß zu derselben gesetzt wird. Das ist auch wirklich nicht anders; aber dadurch sinkt ja die Philosophie nicht zu einer Magd der geoffenbarten Theo-

logie herab. Man läßt ihr ja ihr eigenes Fundament, und ihr ganzes Wesen ungekränkt und unbeeinträchtiget. Man spricht ihr bloß das Recht ab, der Grundmaaßstab der geoffenbarten Religion zu sein; sondern man behauptet, daß sie die Menschen noch nicht alles lehren könne, was sie in diesem irdischen Daseins-Kreise über Gott und die Ordnung seiner moralischen Weltregierung zu wissen nöthig haben, wenn sie die höchste religiöse Cultur erreichen wollen. Ein solcher Gebrauch der Philosophie in der Theologie, wobei es von dem Ausspruche der Philosophie abhienge, was zur Religionslehre gerechnet und nicht gerechnet werden dürfe, und in welche Form es gefaßt und verstanden werden müsse, kann und darf nicht Statt finden. Demnach könnte es aber völlig zweifelhaft erscheinen, ob denn nach dieser Beschränkung des Gebrauchs der Philosophie bei der Theologie dieselbe auch noch nöthig sei und nicht gänzlich entbehrt werden könne. Wenn sie freilich keinen andern Gebrauch zuließe, als Fundament, Norm und Maaßstab der Theologie abzugeben, so wäre sie allerdings für den gewissenhaften Theologen unbrauchbar, und er müßte auf ihre Beihülfe bei der Cultur seiner Hauptwissenschaft Verzicht thun. Aber muß auch Grund und Element der geoffenbarten Theologie von der Philosophie unbeeinträchtiget, unangetastet und ungeschmälert bleiben, so greift diese doch noch von vielen andern Seiten in das Wesen der geoffenbarten Theologie (weil in ihr auch die Vernunftreligion enthalten ist) ein und steht in den mannichfaltigsten Berührungen mit derselben, so daß die Verbindung der Philosophie mit der Theologie nicht nur die

größten Vortheile für diese letztere gewährt, sondern auch sogar für sie dringend nothwendig ist.

In welcher Art, nach welchen Gesetzen und zu welchen Zwecken diese Verbindung geschehen müsse, um rechtmäßig zu sein und zu bleiben, das muß nun noch besonders aus einander gesetzt werden.

1) Darauf muß also Verzicht gethan werden, die christliche Theologie ihres eigenen Fundaments zu berauben, und sie auf das Fundament der Philosophie zu setzen. Die Philosophie kann bloß dazu dienen, die Theologie auf ihrem Fundament zu befestigen.

2) Es darf also die Vernunft nicht zu Norm und Maaßstab genommen werden, um den Inhalt der geoffenbarten Religion zu bestimmen, und bei Lehren, welche die menschliche Vernunfterkenntniß übersteigen, über Wesen und Gehalt derselben abzusprechen.

3) Die Philosophie steht daher bloß in einem Subsidiarverhältnisse zur geoffenbarten Theologie, und in solchem kann sowohl ein materieller, als ein formeller Gebrauch von derselben gemacht werden.

4) Der materielle Gebrauch erstreckt sich auf zweierlei:
a) diejenigen Lehren, welche zugleich der Vernunftreligion angehören oder auch aus der Vernunft erkannt werden können (die sogenannten articulos mixtos) mit Vernunftbeweisen zu unterstützen. Dieß ist ein sehr wichtiger Dienst, welchen die Philosophie der geoffenbarten Theologie leistet, und die, welche in ihrem vermeintlichen Eifer für Recht- und Reingläubigkeit nur auf die Vernunft meinen schmähen und sie in

die unterste Hölle verdammen zu müssen, wissen wahrlich nicht, was sie für eine große Sünde begehen. Sei es immerhin, daß die Vernunft keine religiöse oder moralische Idee oder Lehre erforschen und ergründen kann, die sich nicht auch aus den Quellen der Offenbarung eben so vollkommen schöpfen oder erkennen ließe; so wäre es doch von den Theologen sowohl Einseitigkeit der Methode, als auch Eigensinn und schnöde Hartnäckigkeit, bei Ergründung der in den Umfang der geoffenbarten Religion gehörenden Lehren da, wo noch ein zweites, in jedes Menschen Herz gelegtes Erkenntnißmittel vorhanden ist, keinen Gebrauch davon zu machen, und Widersinn ist es, den in seinen Schranken gehaltenen Gebrauch dieses zweiten Erkenntnißmittels für unerlaubt und unstatthaft zu halten und zu erklären; b) was die nicht aus der Vernunft erkennbaren Lehren der geoffenbarten Religion (die sogenannten articuli puri) betrifft, so darf sie zwar die Vernunft unter ihre Betrachtung ziehen und ihrer Prüfung unterwerfen, aber lediglich allein zu dem Ende, um zu untersuchen, ob diese der geschriebenen Offenbarung eigenthümlichen Lehren nicht wider die Vernunft gehen d. h. nicht mit unumstößlichen Vernunftbegriffen im Widerspruche stehen. Wenn dieser Fall sich ergeben sollte, oder vielmehr, wenn es möglich wäre, daß er sich bei der christlichen Religion ergeben könnte; so verlangt dann die Vernunft, auf die Erkenntnißquellen der christlichen Offenbarung zurückzugehen, weil die Vermuthung vorhanden ist, daß jener wider die Vernunft laufende Satz nicht richtig aus der heiligen Schrift aufgefaßt sei. Das muß

nun genau untersucht werden. Wenn aber Lehren vorkommen, die bloß über die Vernunft sind d. h. die Vernunfterkenntniß übersteigen, so muß sich der Philosoph bescheiden (weil ja bekanntlich auch die rationale Theologie Dogmen hat, die zwar die Vernunft als richtig anerkennen muß, aber nicht begreifen kann), dieselben unangetastet zu lassen und kein absprechendes Urtheil über sie zu fällen; es steht ihm bloß das Recht zu, eine Untersuchung anzustellen, ob sie den heiligen Zwecken der Religion angemessen und für dieselben förderlich sind; und wenn er das gefunden hat, so müssen sie ihm ein Heiligthum sein.

5) Der formale Gebrauch der Vernunft, als des Princips der Philosophie, bei der geoffenbarten Theologie besteht darin, daß von derselben die Tauglichkeit, Angemessenheit und Richtigkeit der Form oder Darstellung, welche man den einzelnen Lehrsätzen der geoffenbarten Religion gegeben hat, untersucht, geprüft und beurtheilt wird, und daß mit ihrer Hilfe diese einzelnen Lehrsätze der geoffenbarten Religion in ein geordnetes und zusammenhängendes Ganzes, oder in ein Lehrsystem gebracht werden. Der menschliche Geist, den Grundtrieben seines Organismus folgend, will alles, was für ihn erkennbar ist, nach der verschiedenen Gattung und Art desselben, in einer logischen Ordnung, in einem natürlichen Zusammenhange mit einander vor sich haben. Kann man ja nicht einmal ohne Philosophie einen wohlgeordneten Catechismus zusammentragen, geschweige erst ein gelehrtes theologisches System der geoffenbarten Theologie aufstellen.

Von der Philosophie geht also die dogmatische Architektonik (§. 3.) aus.

Uebrigens kennt und schätzt der Theologe die Philosophie nur an sich, wirft sich aber nicht in die Arme dieser oder jener philosophischen Schule, gehöre sie den ältern oder neuern Zeiten an. Es ist zwar ungemein nützlich und gewissermassen nothwendig, sich mit allen verschiedenen philosophischen Systemen bekannt zu machen, und insonderheit ist das Studium der neuesten und allerneuesten Philosophie, in so viele Zweige sie sich vertheilen mag, eines der trefflichen Mittel zur Verstandes-Ausbildung und Denkübung; aber der Theologe sucht und erforscht nur die philosophische Wahrheit, und läßt die Philosopheme einzelner philosophischer Schulen auf ihrem Werthe beruhen. Jene, die philosophische Wahrheit, findet er aber in allen, alten und neuen, besseren philosophischen Systemen. Er hütet sich daher vor der philosophischen Sektirerei, indem er das Bessere aus dem Systeme eines jeden Philosophen aufnimmt, und seiner Hauptwissenschaft ihre Selbstständigkeit mit Recht zu rauben fürchtet, wenn er sie in den Leisten dieses oder jenen philosophischen Systems schlagen will. Der rechte Theolog ist als Philosoph ein Eklektiker. Dieß kann ihm aber keineswegs ein Recht geben, sich mit einer leichten und oberflächlichen Kenntniß der Philosophie zu begnügen. Denn eben um mit weiser Auswahl die Philosophie für sein Fach gebrauchen zu können, muß er alle vorzüglichern Wissenschaften des philosophischen Faches gründlich studirt und erkannt haben; denn erst dann, wenn dieß auf gehörige Weise ge-

schehen ist, kann er auch hier in Anwendung bringen, was der Apostel Paulus verlangt: prüfet alles, und das Beste behaltet.

Anm. 1. Gewöhnlich wird auch in allen Lehrbüchern der christlichen Dogmatik über das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung gesprochen; am ausführlichsten hat sich darüber verbreitet Döderlein in s. christlichen Religionsunterricht, B. 1. S. 48 ff. Die neuesten Schriften, welche der Streit über die dogmatische Consequenz, in welchem vornehmlich dieser Gegenstand zur Sprache kam, veranlaßt hat, können erst in der Pädeutik, wo von der Dogmatik gehandelt wird, angeführt werden.

Anm. 2. Besondere Schriften, welche diesen Gegenstand betreffen, sind:

G. Friedr. Meiers Gedanken von dem Verhältnisse der Philosophie gegen die geoffenbarte Religion. Halle, 1759. 8.

Desselben Abhandlung über die Freiheit, die christliche Religion zu prüfen, in s. philosophischen Betrachtungen über die christl. Religion, St. 1. S. 1 ff.

Gottfr. Leß vom Gebrauche der Vernunft in der Religion nach den Grundsätzen des Christenthums, in s. Schrift: über die Religion, ihre Geschichte, Wahl und Bestätigung, B. 2., fünfter Anhang.

I. A. Ernesti *de libertate ingenii in causa religionis*, in s. *Opuscc. Theoll.* S. 533 ff.

Joh. Gottlieb Töllner: Was ist Philosophie über Glaubenswahrheiten, in s. theologischen Untersuchungen, B. 1. St. 1. S. 264 ff.

Von der Wichtigkeit der Philosophie in Beziehung auf die Religion, in den Beiträgen zur

Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Heft 2. S. 87 ff.

Ch. G. Junge von der Vernunft und deren Gebrauch in Religionssachen, in s. philosophischen und theologischen Aufsätzen, St. 1.

Ia. Meyer *de vsu rationis in rebus fidei.* Basil. 1786. 4.

Ioh. Chph. Doederlein *Oratio de libertate ingenii in religione, magno concordiae praesidio,* in s. *Opuscc. Theoll.*

C. M. Wieland's Gedanken von der Freiheit, über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren. Neue Auflage. Leipzig, 1789. 8.

Ioh. Henr. Abicht *de rationis in theologia vi et virtute.* Lips. 1790. 8.

Gottfr. Leß über Philosophie und Christenthum. Göttingen, 1790. 8.

I. W. Olshausen *de vsu rationis in theologia reuelata.* Havn. 1792. 8.

Ueber die Nothwendigkeit und Pflicht des Selbstdenkens und Prüfens der religiösen Gegenstände. Frankf. u. Leipz. 1792. 8.

C. Chph. Schirlitz *de vsu rationis in causa fidei e locis Noui Testamenti adserto.* Dresd. 1794. 8.

Ph. L. Muzels Vorlesungen über Christenthum und Deismus. Danzig, 1794. 8.

J. C. S. Radefeld über den specifischen Unterschied des Christianismus vom Naturalismus. Helmstädt, 1794. 8.

F. G. Süskind: wie ist der absolute göttliche Inhalt einer angeblichen Offenbarung erkennbar? in Flatts Magazin für Dogmatik und Moral, St. 1. S. 67 ff.

Derselbe über das Recht der Vernunft in Anse-

hung der negativen Bestimmung des Inhalts der Offenbarung, St. 2. S. 89 ff.

Imm. Kants Streit der Facultäten, S. 205 ff.

Paul von Hemert Preißschrift über das Recht und die Verpflichtung zum eigenen Urtheil in der Religion. Aus dem Holländischen übersetzt. Dortmund, 1798. 8.

G. E. A. Mehmel über das Verhältniß der Philosophie zur Religion. Erlangen, 1805. 8.

W. G. Tennemanns Geschichte der Philosophie, B. 7. S. 21—86.

## §. 70.

### Philosophische Wissenschaften.

Gewöhnlich wird die Philosophie eingetheilt in die theoretische und in die praktische. Jene nennt man auch die speculative Philosophie, weil ihr Inhalt ein bloßer Gegenstand des Nachdenkens und des Raisonnements des Geistes ist; und sie ist das System reiner Vernunfterkenntnisse, und zerfällt in mehrere einzelne Disciplinen, Logik, Metaphysik, rationale Theologie oder Religionsphilosophie, reine Ethik oder Moralphilosophie, transcendentale Naturwissenschaft oder Naturphilosophie, reine Psychologie und Naturrecht. Mehrere dieser speculativen Wissenschaften der Philosophie haben ihre materiellen Beiwissenschaften, nämlich die Metaphysik: die Kosmologie, die Naturwissenschaft: die Physik (Naturlehre), Naturgeschichte und Anthropologie, die reine Psychologie: die empirische Psychologie. Unter der praktischen Philosophie versteht man im weitern Sinne diejenigen Vernunft-Wissenschaften, welche sich auf das

Han-

Handeln (πρασσειν, Willensäusserungen durch Gesinnung, Gefühl, Wort und That) der Menschen, entweder in politischen Gesammtheiten (als Völker), oder in häuslichen Kreisen, oder als Individuen betrachtet, beziehen, und, wenn man den Begriff so stellt, so gehören also hieher: die angewandte Moralphilosophie, die aber immer mit der reinen verbunden zu werden pflegt, das Völker- und reine Staatsrecht, die Lebensklugheitslehre (Phronimologie), die Aesthetik, Rhetorik und Pädagogik. Einige von diesen Particularwissenschaften liegen zwar auffer dem Bereiche des theologischen Studium, die meisten aber gehören unter die Vorbereitungswissenschaften des Theologen. Gewöhnlich wird aber die Benennung praktische Philosophie im engern Sinne genommen, und es wird darunter bloß die Moralphilosophie nebst allem, was mit ihr in nächster Verwandtschaft stehet, verstanden.

Anm. In dieser Systematisirung habe ich zum Theil meinen eigenen Weg eingeschlagen, und ich mag und will mit den Philosophen von Profession nicht darüber streiten, ob sie recht sei. Mir genügt sie als passend zu dem, was ich als Verfasser einer theologischen Wissenschaftskunde nun über diejenigen einzelnen philosophischen Wissenschaften, die zu studiren dem Theologen nöthig und auch in vielen Ländern, z. B. in Baiern, gesetzlich vorgeschrieben ist, zu sagen habe. Uebrigens vergleiche man: Krugs Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften, Thl. 1. S. 143 ff. Rösselts Anweisung zur Bildung angehender Theologen, B. 1. S. 187 ff. Plancks Einleitung in die theologischen Wissenschaften, Thl. 1. S. 185 ff.

Anm. 2. Allgemeine Schriften über die theoretische und praktische Philosophie:

(J. W. Tetens) Ueber die allgemeine speculative Philosophie. Bützow und Wismar, 1775. 8.

J. F. Zöllner über speculative Philosophie. Berlin, 1789. 8.

F. Bouterwecks Anfangsgründe der speculativen Philosophie. Göttingen, 1800. 8.

G. E. Schulz's Kritik der theoretischen Philosophie. Hamburg, 1802. 2 Bde. 8.

E. Platners philosophische Aphorismen. Zwei Theile. Leipzig, 1776. 1782. Ganz neu ausgearbeitet, 1793. 1802. 8.

Imm. Kants Kritik der reinen Vernunft. Fünfte Auflage. Riga, 1799. 8.

Desselben Kritik der Urtheilskraft. Dritte Auflage. Berlin und Libau, 1799. 8.

Desselben Kritik der praktischen Vernunft. Vierte Auflage. Riga, 1797. 8.

Desselben Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Vierte Auflage, 1797. 8.

Desselben Metaphysik der Sitten in zwei Theilen. Dritte verbesserte Auflage. Königsberg, 1803. 8.

C. Ch. E. Schmids Wörterbuch zum leichtern Gebrauche der Kantischen Schriften. Vierte vermehrte Auflage. Jena, 1798. 8.

G. S. A. Mellins Kunstsprache der kritischen Philosophie, oder Sammlung aller Kunstwörter derselben mit Kants eigenen Erklärungen, Beispielen und Erläuterungen, aus allen seinen Schriften gesammelt und alphabetisch geordnet, mit einem Anhange, welcher die in dieser Sammlung noch fehlenden, hauptsächlich aber die in Kants Anthropologie und Streit der Facultäten befindlichen Erklärungen enthält. Jena, 1798. 1800. 8.

J. Schulz's Erläuterungen über Kants Kritik der reinen Vernunft. Zweite Ausgabe. Königsberg, 1791. 8.

Desselben Prüfung der Kantischen Kritik der reinen Vernunft, 2 Thle. Königsb. 1789. 1792. 8.

K. C. E. Schmids Grundriß der Kritik der reinen Vernunft. Dritte Auflage. Jena, 1794. 8.

G. F. D. Gös's über die Kritik der reinen Vernunft. Erlangen, 1795. 8.

Desselben systematische Darstellung der Kantischen Vernunftkritik. Nürnberg, 1794. 8.

L. Bendavid's Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft. Zweite Auflage. Wien, 1795. 1796. 3 Thle. 8.

K. L. Reinholds Briefe über die Kantische Philosophie. Leipzig, 1790. 1792. 2 Bde. 8.

Desselben Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögen. Prag u. Jena, 1789. 8.

J. G. K. Kiesewetters Versuch einer faßlichen Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der neuen Philosophie, für Uneingeweihte. Zwei Theile (vom ersten erschien eine dritte stark vermehrte u. umgearbeitete Auflage). Berlin, 1802. 1813. 8.

J. H. Abichts Philosophie der Erkenntnisse. Baireuth, 1791. 2 Thle. 8.

Desselben System der Elementarphilosophie, oder vollständige Naturlehre der Erkenntniß, Gefühl- und Willenskraft. Erlangen, 1795. 8.

Desselben revidirende Kritik der speculativen Vernunft. Altenburg, 1799 — 1801. 2 Thle. 8.

J. G. Fichte's Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre. Neue Auflage. Tübingen, 1802. 8.

Desselben Grundriß des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre. Zweite Auflage. Jena und Leipzig, 1802. 8.

Desselben neue Darstellung der Wissenschaftslehre, in Niethammers und Fichte's philosophischem Journale, in einzelnen Heften des 5ten, 6ten und 7ten Bandes.

Derselbe, die Wissenschaftslehre nach ihrem allgemeinen Umrisse dargestellt. Berl. 1810. 8.

J. B. Schads gemeinfaßliche Darstellung des Fichte'schen Systems. Erfurt, 1799—1801. 5 Theile, 8.

W. Tr. Krugs Briefe über die Wissenschaftslehre. Jena, 1800. 8.

C. F. Böhme's Kommentar über und gegen den ersten Grundsatz der Wissenschaftslehre. Altenburg, 1802. 8.

F. W. J. Schelling über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt. Tübingen, 1795. 8.

Derselbe, vom Ich als Princip der Philosophie, oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen. Ebend. 1795. 8.

Desselben System des transcendentalen Idealismus. Ebend. 1800. 8.

Desselben Bruno, oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge. Ein Gespräch. Berlin, 1802. 8.

Desselben Anti-Sextus, oder über die absolute Erkenntniß. Heidelberg, 1807. 8.

W. Tr. Krugs Briefe über den neuesten Idealismus. Leipzig, 1801. 8.

F. J. Wagners System der Idealphilosophie. Leipzig, 1804. 8.

Desselben mathematische Philosophie. Erlangen, 1811. 8.

Grundzüge und Kritik der Philosophien Kant's, Fichte's und Schellings, zur Erleichterung des Selbststudiums dieser Philosophien und zur Verbreitung richtiger Ansichten derselben, herausgegeben von J. A. Wendel. Coburg, 1810. 8.

W. Tr. Krugs Entwurf eines neuen Organons der Philosophie, oder Versuch über die Principien der philosophischen Erkenntniß. Meißen, 1802. 8.

Derselbe über die verschiedenen Methoden des Philosophirens und die verschiedenen Systeme der Philosophie in Hinsicht ihrer allgemeinen Gültigkeit; eine Beilage zum Organon. Meißen, 1802. 8.

Desselben Fundamentalphilosophie, oder System des transcendentalen Synthetismus. Züllichau und Freistadt, 1803. 8.

F. Bouterwecks Idee einer Apodiktik. Halle, 1799. 2 Bde. 8.

Derselbe, die Epochen der Vernunft nach der Idee einer Apodiktik. Göttingen, 1802. 8.

Desselben Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften, nach einem neuen Systeme entwickelt. Erster Theil (allgemeine Einleitung, Apodiktik, Metaphysik, Religionsphilosophie). Zweiter Theil. allgemeine praktische Philosophie, allgemeine philosophische Moral, Naturrecht). Göttingen, 1813. 8.

J. F. Fries System der Philosophie als evidente Wissenschaft aufgestellt. Leipz. 1804. 8.

Desselben neue Kritik der reinen Vernunft. Heidelberg, 1807. 3 Bde. 8.

G. B. Bardili's philosophische Elementarlehre. Zwei Hefte. Landshut, 1802. 1806. 8.

K. L. Reinholds Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philosophie in ihren sämmtlichen Lehrgebäuden; ein Lehrbuch für Vorlesungen, und Handbuch für eigenes Studium. Wien, 1805. 8.

Derselbe, die Anfangsgründe der Erkenntniß der Wahrheit, in einer Fibel für noch unbefriedigte Forscher nach dieser Erkenntniß. Kiel, 1808. 8.

G. W. F. Hegels System der Wissenschaft. Erster Band, die Phänomenologie des Geistes enthaltend. Bamberg und Würzburg, 1807. 8.

Ch. W. Snells und F. W. D. Snells Handbuch der Philosophie für Liebhaber. Acht Theile. Giessen, 1802 — 1815. 8.

In den Schriften von Kant, Fichte, Schelling, Bouterweck, Krug, Fries, Bardili und Hegel findet man wesentlich von einander verschiedene Systeme der Philosophie aufgestellt.

K. H. Jacobs Prolegomena zur praktischen Philosophie. Halle, 1787. 8.

W. T. Krugs Vorlesung über den wesentlichen Charakter der praktischen Philosophie. Jena und Leipzig, 1786. 8.

G. S. Franke's Preißschrift: welche hauptsächliche Stufen hat die praktische Philosophie von der Zeit an, da man angefangen hat, sie systematisch zu behandeln, durchlaufen müssen, ehe sie die Gestalt bekommen hat, die sie in der heutigen Zeit (J. 1800.) besitzt. Altona, 1801. 8.

G. F. Meiers allgemeine praktische Weltweisheit. Halle, 1764. 8.

J. G. H. Feders Lehrbuch der praktischen Philosophie. Vierte verbesserte Aufl. Göttingen, 1778. 8.

Desselben Abhandlung über die allgemeinen Grundsätze der praktischen Philosophie. Lemgo, 1793. 8.

J. B. Basedow's praktische Philosophie für alle Stände. Zweite Aufl. Dessau, 1777. 2 Thl. 8.

A. Schelle's praktische Philosophie. Erster Theil, allgemeine praktische Philosophie und Moral. Zweiter Theil, Natur- und Völkerrecht und Staatsklugheit. Zweite Auflage. Salzburg, 1792. 1794. 8.

J. H. Abichts allgemeine praktische Philosophie. Zweite Auflage. Leipzig, 1798. 8.

Ch. G. Bardili's allgemeine praktische Philosophie. Stuttgart, 1795. 8.

J. F. Herbarts allgemeine praktische Philosophie. Göttingen, 1808. 8.

Anm. 3. Allgemeine Wörterbücher über die Philosophie:

J. G. Walchs philosophisches Lexicon. Mit Zusätzen, Vermehrungen und Verbesserungen herausgegeben von J. Chr. Hennings. Leipzig, 1775. 8. (noch immer brauchbar, selbst nach den frühern Ausgaben).

Neues philosophisches allgemeines Reallexicon, oder Wörterbuch der gesammten philosophischen Wissenschaften, in einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln. Aus verschiedenen Schriftstellern gezogen von J. Ch. Lossius. Vier Bände. Erfurt, 1803 — 1807. 8.

Das nach einem noch weitläuftigern Plane angelegte Allgemeine Wörterbuch der Philosophie zum Gebrauch für gebildete Leser, von G. S. A. Mel-

lin (Theil 1 and 2., bloß die Buchstaben A und B enthaltend. Magdeburg, 1806. 1807.) ist bis jetzt unfortgesetzt geblieben.

## §. 71.

### Die Logik.

Die Logik ist eine systematische Zusammenstellung der Regeln des Denkens in Beziehung auf die Form des Denkens oder Erkennens. Mit Recht kann man sie die Vorphilosophie (philosophia antecedens) nennen; denn alle übrige Theile der Philosophie, welche sich mit dem Materiale oder Stoff des Denkens beschäftigen, fußen sich auf sie als ihren Präliminarpunct. Wenn man sie sonst die Vernunftlehre genannt hat, so war dieser Name viel zu weit; denn die ganze Philosophie kann man die Vernunftlehre nennen, und eine jede einzelne philosophische Disciplin ist auch eine Vernunftlehre. Man hat auch dieser speciellen philosophischen Wissenschaft ihren Namen nicht in der Hinsicht gegeben, weil das griechische Nennwort λογος überhaupt Vernunft bedeutet, sondern in der Hinsicht, weil das Wort λογος auch gleichbedeutend mit νους gebraucht wird und bloß die Denkkraft bezeichnet. Denn die Logik ist weiter nichts als eine Analytik des Denkvermögens. Will man ihr ja einen deutschen Namen geben, so heist sie am besten Denklehre.

Das Studium dieser Wissenschaft ist, weil sie die formalen Gesetze aufstellt, die bei aller wissenschaftlichen Forschung, Beurtheilung und Behauptung beobachtet werden müssen, für alle wissenschaftlichen Männer nothwendig.

Es ist also überflüssig, über die Nothwendigkeit, daß der Theologe diese Wissenschaft gründlich studire,

viel zu sagen. Wer mit den Gesetzen des Denkens nicht bekannt ist, kann keine, zu einer festen Ueberzeugung führende, Erkenntniß von irgend etwas erlangen. Er gleicht, wie Christus sagt, einem Rohre, das in der Wüste von dem Winde der Lehre hin und her getrieben wird.

Ich will in Hinsicht auf das besondere Interesse, welches die Logik für den Theologen hat, nur vier Puncte kurz berühren:

a) Die biblische Hermeneutik ist ihren Grundregeln nach weiter nichts als die auf die biblischen Schriften übergetragene und individualisirte allgemeine Auslegungswissenschaft, welche in dem angewandten Theile der Logik vorgetragen wird. Wie kann man da irgendwo einen festen Fuß stellen, wenn man nicht auf dieses Fundament zurücktreten kann?

b) Die Fundamentalwissenschaften der christlichen Theologie (die Dogmatik und Moral) müssen im gelehrten Vortrage systematisch vorgetragen werden. Was ist aber ein wissenschaftliches System anders, als eine Mannichfaltigkeit von Lehrsätzen, die nach logischen Regeln zu einem Ganzen mit einander verbunden sind? Wie kann man also irgend ein theologisches System oder Lehrgebäude übersehen und nach seinem Zusammenhange und seiner Consequenz, mithin nach seiner Richtigkeit, beurtheilen, wenn man nicht die Regeln des Denkens und die Gesetze und Bedingungen der Ideenverbindung aus der Logik kennt? Die einem jeden Menschen von dem wohlthätigen Schöpfer anerschaffene natürliche Logik reicht dazu nicht hin. Auch noch aus einem ganz besondern Grunde nicht:

mit dem Studium der Dogmatik muß das Studium der Dogmengeschichte und Polemik verbunden sein. Kommt man nun hiebei auf philosophirende Dogmatiker, z. B. auf die Scholastiker, welche ihre Beweise in allerlei Formen von Schlußarten vortrugen, wie kann man dieselben fassen und verstehen, würdigen und beurtheilen, wenn man nicht sogar auch den sophistischen Theil der Logik (die Lehre von den künstlichen Schlüssen oder die Syllogistik im engern Sinne) kennt. Für den Theologen ist es zu bedauern, daß mehrere von unsern neuesten Logikern nur die allgemeine Syllogistik aufnehmen, die besondere, nämlich die künstliche Syllogistik oder die Sophistik aber antiquirt haben. Sie behält doch immer einen antiquarischen und disputatorischen Werth.

c) Eben so dringend fordert das Studium der Homiletik (und was demselben eigentlich vorausgehen soll: das Studium der allgemeinen Rhetorik) richtige logische Vorkenntnisse. Wie kann man glauben, sich die Geschicklichkeit erwerben zu können, einen wohlgeordneten und in einem richtigen Zusammenhange stehenden Religionsvortrag zu halten, wenn man nicht aus der Logik gelernt hat, die Begriffe oder Sätze in ihre Theile zu zerlegen, und bei ihrer vereinzelten Entwicklung in eine folgerechte Ordnung zu stellen? Der Dienst, welchen Kenntniß der Logik hiebei leistet, ist auch schon längst praktisch anerkannt, indem man für den ersten Vorzug einer Disposition oder eines Entwurfes zu einer Predigt das hält, daß sie logisch-

richtig ist. Sodann hat denjenigen Predigern, welche ihre Predigten zu memoriren pflegen, schon die Erfahrung mehr als einmal gesagt, daß eine Predigt, in welcher keine richtige logische Ordnung herrscht, sich weit schwerer ins Gedächtniß aufnehmen lasse. Diese Erfahrung machen sogar diejenigen Prediger, welche bloß nach Entwürfen predigen; ist ihr Entwurf nicht logisch richtig geordnet, so verlieren sie leicht den vorgezeichneten Gang der Ideen, und, um sich aus der unangenehmen Verlegenheit zu helfen, müssen sie, so wie sie den Faden verloren haben, ihren Vortrag zu einem buntscheckigen Quodlibet machen.

d) Endlich sind auch noch die Forderungen der Katechetik in Erwägung zu bringen. Diese praktische theologische Wissenschaft holt ihre Formal-Elemente einziglich allein aus der Logik. Ihr Zweck ist, zur Erkenntniß oder Anschauung der Religionsbegriffe durch Entwicklung derselben vermittelst Frage und Antwort zu gelangen; wie ist es aber möglich, bei diesem wahrhaft logischen Geschäfte ohne Kenntniß der Logik auszukommen? Muß sich nicht, bei einer richtigen katechetischen Methode, die Antwort schon aus der Frage ergeben, oder muß nicht, wie man zu sagen pflegt, die Antwort dem gefragten Kinde auf die Zunge gelegt sein, oder muß man nicht, wie man auch zu sagen pflegt, die Fragen so zu gestalten und einzurichten wissen, daß dem Kinde die Antwort abgelockt wird? Zu dieser katechetischen Geschicklichkeit kann aber unmöglich derjenige gelangen, welcher nicht aus der Logik die Gesetze der Begriffs-Zergliederung und Verbindung kennt.

Es kann also, andere Rücksichten auch unbeachtet gelassen, nur Eine Stimme sein, nämlich die, daß unter allen Mitgliedern des gelehrten Standes vornehmlich dem Theologen eine genaue und gründliche Kenntniß der Formalwissenschaft der Philosophie, nämlich der Logik, dringend nothwendig ist.

F. A. Winterling über die praktische Logik und die Verbindung der Logik und Rhetorik. Helmstädt, 1789. 8.

Rösselts Anweisung zur Bildung angehender Theologen, Thl. 1. S. 206 ff.

Plancks Einleitung in die theologischen Wissenschaften, Thl. 1. S. 187 ff.

Anm. 1. Die berühmtesten Lehrbücher der Logik sind:

J. G. H. Feders Logik und Metaphysik. Vierte Auflage. Göttingen, 1774. 8. Desselben Grundsätze der Logik und Metaphysik. Göttingen, 1794. 8. sind wohl nur ein neuer Abdruck.

Vorlesungen über die Feder'sche Logik und Metaphysik. Lemgo, 1793. 1794. 2 Thle. 8.

G. S. Steinbarts gemeinnützige Anleitung des Verstandes zum regelmäßigen Selbstdenken. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Züllichau, 1793. 8.

K. H. Jacob's Lehrbuch der allgemeinen Logik, und kritische Anfangsgründe der allgemeinen Metaphysik. Vierte verbesserte Auflage. Halle, 1808. 8.

J. G. K. Ch. Kiesewetters Grundriß einer allgemeinen Logik, nach kantischen Grundsätzen, zum Gebrauche für Vorlesungen, mit einer weitern Auseinandersetzung für diejenigen,

welche keine Vorlesungen darüber hören können. Erster Theil, dritte, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zweiter Theil, zweite, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, 1802. 1806. (ist zum Handbuche beim Privatstudium der Logik sehr brauchbar).

J. G. E. Maas's Grundriß der Logik, zum Gebrauche bei Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. Halle und Leipzig, 1806. 8.

J. Ch. Hoffbauer's Anfangsgründe der Logik, mit einer psychologischen Vorbereitung zur Logik. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Halle, 1810. 8.

K. Ch. E. Schmid's Grundriß der Logik. Jena, 1797. 8.

J. Kant's Logik. (Herausgegeben von G. B. Jäsche). Königsberg, 1800. 8.

J. H. Tieftrunks Grundriß der Logik. Halle, 1801. 8.

J. H. Abichts Wahrheitslehre oder Logik. Fürth, 1802. 8.

G. E. Schulze's Grundsätze der allgemeinen Logik. Helmstädt, 1802. 8.

G. E. A. Mehmel's Versuch einer vollständigen analytischen Denklehre, als Vorphilosophie, und im Geiste der Philosophie. Erlangen, 1803. 8.

Ign. Thanners Handbuch der Vorbereitung zum selbstständigen wissenschaftlichen Studium, besonders der Philosophie. Erster formaler Theil. Auch unter dem Titel: Lehrbuch der Logik mit isagogischen Bemerkungen über das akademische Studium als formale Einleitung zur Philosophie. München, 1807. 8.

J. F. Fries's System der Logik. Ein Handbuch

für Lehrer und zum Selbstgebrauche. Heidelberg, 1801. 8.

G. W. F. Hegels Wissenschaft der Logik. Erstes Buch, die Lehre vom Sein, oder die objective Logik. Zweites Buch, die Lehre vom Wesen. Nürnberg, 1812. 1813. 8.

G. W. Gerlach's Grundriß der Logik. Halle, 1817. 8.

S. G. Lange's Grundriß der Logik. Rostock, 1820. 8.

Anm. 2. Für die Anwendung der logischen Regeln bei der materiellen Bearbeitung der Wissenschaften hat die Logik unstreitig keinen wichtigern Artikel als den von den Urtheilen und Schlüssen. Nur muß man da bloß das Wesen auffassen, und nicht auch die Form herüber tragen, sonst kommt man mit dem berühmten Christian Wolf auf den Abweg, den Wissenschaften die demonstrative Lehrart anzuzwingen. Ueber diesen Artikel der Logik besitzen wir eine besondere, gehaltvolle Schrift:

J. Ch. Hoffbauer's Theorie der Urtheile und Schlüsse. Halle, 1792. 8.

## §. 72.

## Die Metaphysik.

Die Metaphysik ist eine systematische Darstellung der a priori erkannten d. h. der aus den ursprünglichen Gesetzen des menschlichen Vorstellungs- und Erkenntniß-Vermögens abgeleiteten nothwendigen und allgemeinen Merkmale realer Objecte.

Diese Wissenschaft sucht also die allgemeine Möglichkeit und Beschaffenheit und das allgemeine Verhältniß derjenigen Dinge, welchen wir ein reales Bestehen

oder wirkliche Existenz zuschreiben, nach den aus dem menschlichen Geiste erkennbaren Gründen zu erforschen und richtig darzustellen. Mithin stellt sie das Bild auf, in welchem sich im Geiste oder Gemüthe alles, was reales Dasein hat, im Allgemeinen, abgesehen von den einzelnen Formen des Seins, repräsentirt. Daher gehört denn auch die allgemeine Lehre von Gott, weil Gott auch unter das Miterisstirende gehört, in den Umfang der Metaphysik, welche man öfters die Transcendentalphilosophie genannt hat. Man unterscheidet in ihr, nach alter, nicht unschicklicher Eintheilung, die Ontologie, transcendentale Kosmologie, und natürliche Theologie.

Die Ontologie beschäftiget sich mit den allgemeinen und nothwendigen Merkmalen, welche in den Objecten überhaupt vorkommen; sie sieht also nicht auf gewisse bestimmte Objecte, sondern überhaupt auf das, was ist (τα οντα), ohne aber eine Theorie der Dinge an sich zu geben.

Die transcendentale Kosmologie stellt ebenfalls bloß Ideen auf, aber solche, welchen die Vernunft objective Realität (substantielle Existenz) zugestehen muß. Sie geht also von der Idee der Welt aus, und sucht den Organismus aller existirenden Dinge, als ein absolutes Ganzes gedacht, nach seinen Gesetzen und Caussalverbindungen zu entwickeln.

Die natürliche Theologie endlich, als der dritte Theil der Metaphysik, sucht den Urgrund oder die erste Ursache aller existirenden Dinge zu erforschen, und die ist Gott, welcher für ein von der Welt verschiedenes

Wesen gehalten werden muß. Es werden daher die Gründe aufgestellt, durch welche die objective Realität oder Existenz Gottes, als Weltursache, bewiesen wird, und die Prädicate bestimmt, mit welchen dieses Ideal der Vernunft als existirend gedacht werden muß.

Wie nahe alle diese philosophischen Gegenstände, die in das Gebiet der Metaphysik gehören, mit der christlichen Religionswissenschaft verwandt sind, und wie nothwendig also für den Theologen ein gründliches Studium der Metaphysik sei, muß einem Jeden selbst einleuchtend sein. Seit Erhebung der kritischen Philosophie haben Manche der Metaphysik hinsichtlich ihrer beiden letzten Theile eine andere Eintheilung gegeben. Sie bezeichnen mit dem Worte Natur sowohl alle Gegenstände möglicher Erfahrung (mundus sensibilis, mundus φαινομενων), als alle Gegenstände des reinen nothwendigen Denkens (mundus intelligibilis, mundus νοεμενων). Insofern sich nun die Metaphysik auf jene bezieht, heissen sie dieselbe transcendentale Physiologie oder metaphysische Naturwissenschaft. Dieser Theil der Metaphysik entwickelt die allgemeinen und nothwendigen Merkmale, unter welchen Gegenstände der sinnlichen Welt vorgestellt werden müssen, und leitet daraus die Grundsätze ab, durch welche alle Erfahrung erst möglich wird. Insofern sich aber die Metaphysik bloß auf die νοεμενα oder Gegenstände der übersinnlichen Welt bezieht, heißt sie die höhere Metaphysik oder die Metaphysik der übersinnlichen Natur oder Welt. Und eben das wird nun für den dritten Theil der Metaphysik gehalten, worin die transcendentale Kosmologie und die natürliche Theologie

logie oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, die transcendentale Theologie einander beigeordnete Theile sind.

Vgl. Krugs Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften, Thl. 1. S. 157 ff.

Rösselts Anweisung zur Bildung angehender Theologen, Th. 1. S. 210 ff.

Plancks Einleitung in die theologischen Wissenschaften, Thl. 1. S. 204 ff.

A. W. Rehberg über das Verhältniß der Metaphysik zur Religion. Berlin, 1787. 8.

J. Ch. Schwabs, K. Ch. Reinholds und J. H. Abicht's Preißschriften über die Frage: Welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibnitzens und Wolf's Zeiten in Deutschland gemacht? Herausgegeben von der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin, 1796. 8.

Moses Mendelssohn Abhandlungen über die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften. Neue Auflage. Berlin, 1786. 8.

J. Kants Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. Riga, 1783. 8.

Anm. 1. Lehrbücher der Metaphysik:

Feder, siehe §. 71.

Jacob, s. ebendaselbst.

J. A. Eberhard's kurzer Abriß der Metaphysik, mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Philosophie. Halle, 1794. 8.

K. Ch. E. Schmid's Grundriß der Metaphysik. Altenburg, 1799. 8.

J. G. Buhle's Entwurf der Transcendentalphiloso-
phie. Göttingen, 1799. 8.

J. Kant's Metaphysik, nach des Verfassers Handschrift zum Handbuche für Vorlesungen bearbeitet und herausgegeben von G. B. Jäsche. Königsberg, 1801. 8.

Hauptpuncte der Metaphysik, von J. F. Herbart. Göttingen, 1808. 8.

G. W. Gerlach's Grundriß der Metaphysik bei Vorlesungen. Halle, 1817. 8.

Anm. 2. Besondere Schriften über die Ontologie:

S. Chr. Hollmann *Philosophia prima.* Goett. 1747. 8.

J. H. Lamberts Anlage zur Architektonik. Riga, 1771. 8.

Anm. 2. Schriften über die transcendentale Kosmologie oder metaphysische Naturwissenschaft:

J. Kants metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Drite Aufl. Riga, 1800. 8.

K. Ch. E. Schmid's Physiologie, philosophisch bearbeitet. Jena, 1798 ff. 3 Bde. 8.

Die Schriften über die aus der kritischen Philosophie hervorgegangenen Naturphilosophie, welche zum Theil wesentlich hievon verschieden ist, werden unten in einem besondern Paragraphen angeführt werden. Eben so werden die besondern Schriften über die Transcendentaltheologie oder natürliche Theologie in einem eigenen Paragraphen genannt werden.

## §. 73.

### Die reine und empirische Psychologie.

Die reine Psychologie ist ein Theil von der allgemeinen Pneumatologie. Was aber die mensch-

che Vernunft über die Natur und Eigenschaften des allerhöchsten Geistes, und über die Natur und Eigenschaften höherer Vernunftwesen, welche in der Stufenleiter der Intelligenzen zwischen dem allerhöchsten Geiste, Gott, und zwischen dem Geiste, der die irdischen Menschenkörper beseelt, stehen, aus sich selbst erkennen kann, das kommt in der rationalen Theologie vor. Die Psychologie hat bloß die Intelligenz zum Objecte, welche die innere Natur des Menschen ausmacht und wegen ihrer Verbindung mit einem irdischen Körper, als des Menschen äusserlicher Natur, die menschliche Seele (ψυχη) genannt wird. In der reinen Psychologie wird also alles systematisch zusammengestellt, was die Vernunft über die Natur, Kräfte, Anlagen und Triebe desjenigen Subjects, zu dessen Wesen sie selbst gehört, nämlich des menschlichen Geistes, aus sich selbst erkennen kann. Die empirische Psychologie betrachtet aber die menschliche Seele nach ihrer Wirksamkeit und Thätigkeit in der gegenwärtigen Verbindung mit einem irdischen Körper, und sie sucht also aus der allgemeinen übereinstimmenden Erfahrung (εμπειρεια) die Gesetze zu entwickeln, nach welchen sich die Kräfte, Anlagen und Triebe der Seele, verbunden mit dem irdischen Menschenkörper, in allen verschiedenen Alterstufen, Zufällen und anderweitigen Verhältnissen des irdischen Menschenlebens zu äussern pflegen.

Es muß daher gewiß von einem Jeden zugegeben werden, daß für den wissenschaftlichen Mann das Studium sowohl der reinen, als der empirischen Psychologie äusserst wichtig, dringend nothwendig und unerläßlich ist.

Bei dem Theologen sind noch besondere Ursachen vorhanden, warum er auf diese philosophische Wissenschaft allen Fleiß verwenden muß:

a) Das Object der Psychologie ist zugleich ein Object sowohl der Dogmatik, als der Moral. Ohne genaue Kenntniß der Natur, der Kräfte, Anlagen und Triebe der menschlichen Seele, läßt sich weder die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele richtig und gründlich fassen, noch in der Moral der Artikel von den Ursachen, Beweggründen und Folgen menschlicher Handlungen in einem vollkommen klaren Lichte darstellen;

b) Psychologische Kenntnisse sind sogar zur Bibelauslegung schlechterdings nothwendig; sie geben nämlich der historischen Interpretation erst ihr wahres und volles Leben. Wie viele handelnde und sprechende Personen treffen wir nicht in der Bibel an? Diesen muß man gleichsam in die Seele sehen und alle Fäden ihrer Gedanken aufsuchen, um genau zu treffen, was der Sinn ihrer Worte ist, oder richtig beurtheilen zu können, welche Ursachen oder Gründe ihre Handlungen hatten, worauf sie abzweckten, und welcher Werth oder Unwerth ihnen beigelegt werden kann. Dieß alles auf die gehörige Weise thun zu können, ist nun schlechterdings unmöglich, wenn man nicht die Natur der menschlichen Seele genau kennt. Daher haben denn einige Neuere, in der richtigen Anerkennung der großen Abhängigkeit der historischen Interpretation überhaupt von der Psychologie, dieselbe mit dem, genauer bezeichnenden Namen: historisch-psychologische Interpretation belegt; die erste Hälfte dieses Beiworts

zeigt die Quelle der historischen Interpretation, und die zweite den Canal ihres Gebrauches an;

e) Wie läßt sich eine pragmatische Kenntniß aller Theile der Geschichte, namentlich der Kirchen- und Religionsgeschichte, erwerben, wenn man nicht in die Psychologie eingeweihet ist! Wie verkehrt wird man Manches verbinden, wie unrichtig Manches motiviren, wie falsch vieles beurtheilen, wenn man nicht das Wesen der menschlichen Seele gründlich durchforscht hat, ihre Kräfte, Anlagen und Fähigkeiten, gute und böse Triebe genau kennt?

d) der öffentliche Religionsunterricht, besonders der katechetische, setzt gründliche psychologische Kenntnisse voraus, wenn er von Nutzen sein soll. Denn durch ihn soll der Wahrheit der Weg in die Seelen angebahnt werden, welcher Zweck unmöglich vollkommen erreicht werden kann, wenn man nicht den Organismus der menschlichen Seele kennt, wenn man nicht weiß, in welchen Gegenwirkungen ihre verschiedenen Kräfte zu einander stehen, wie die Ideen in ihnen am leichtesten geweckt oder haftend gemacht werden können, wie sie sich combiniren u. s. w.

e) Wie viele psychologische Kenntnisse endlich zur besondern Seelsorge (cura animarum), die dem praktischen Geistlichen obliegt, erforderlich seien, lehrt schon die Natur der Sache. Denn im Grunde ist sie eine Seelenheilkunde, bei welcher religiöse und moralische Mittel angewandt werden, deren erwünschte Wirkung nie sicher zu berechnen ist, wenn man die Natur der Seele nicht genau kennt. Wie oft hat der

Geistliche als Seelsorger mit solchen Personen zu thun, deren Seelen mit krankhaften Zuständen behaftet sind, mit Schwermüthigen, mit Religionszweiflern, die sich in besondern Religionslehren vertieft und ihre Uebers zeugung verloren haben, ohne sie verlieren zu wollen, mit Schwachglaubigen, mit vermeintlichen starken Geistern, mit Apokalyptikern, mit hartnäckig verstockten Sündern? Alle solche und noch andere ähnliche Unglückliche kann der Geistliche, wenn ihn sein Amt zu ihrem Seelenarzte macht, unmöglich von ihren Uebeln heilen und auf den rechten Weg zurückführen, wenn er kein Psychologe ist.

Carol. Reden *Diss. de vsu Psychologiae, quem sacri muneris candidato praestat.* Lund. 1791. 2 Progrr. 4.

F. Ueberwassers Anleitung zum regelmäßigen Studium der empirischen Psychologie. Zweite Auflage, 1794. 8.

J. F. Abels Einleitung in die Seelenlehre. Stuttgart, 1786. 8.

Fr. A. Carus's Geschichte der Psychologie. Leipzig, 1808. 8. (von dessen nachgelassenen Werken der 3te Theil).

Anm. 1. Lehrbücher sowohl der reinen (rationalen) als empirischen Psychologie:

F. Cas. K. von Creutz Versuch über die Seele. Zwei Theile. Frankfurt und Leipzig, 1753. 1754. 8.

J. N. Tetens philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung. Leipz. 1777. 2 Thle. 8.

F. A. Carus's Psychologie. Zwei Bände. Leipzig, 1808. 8. (macht in dessen nachgelassenen Werken die zwei ersten Theile aus).

Chr. Weißs Untersuchungen über das Wesen u. die Wirkungen der menschlichen Seele. Leipz. 1811. 8.

Psychische Anthropologie von Glb. E. Schulze. Göttingen, 1816. 8.

M. Hißmanns psychologische Versuche. Neue Auflage. Hannover und Göttingen, 1788. 8.

Ch. Meiners's Grundriß der Seelenlehre. Lemgo, 1786. 8.

J. W. Streithorsts psychologische Vorlesungen. Leipzig, 1787. 8.

L. H. Jacob's Grundriß der Erfahrungsseelenlehre. Vierte Auflage. Halle, 1810. 8.

Desselben Grundriß der empirischen Psychologie für Schulen. Halle, 1814. 8.

Desselben ausführliche Erklärung des Grundrisses der empirischen Psychologie. Ebend. 1814. 8.

K. Ch. E. Schmidt's empirische Psychologie. Neue Auflage. Jena, 1796. 8.

J. G. K. Ch. Kiesewetters kurzer Abriß der Erfahrungsseelenlehre. Zweite umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Berlin, 1814. 8.

J. Ch. Hoffbauers Grundriß der Erfahrungsseelenlehre. Zweite verbesserte Aufl. Halle, 1810. 8.

Desselben Naturlehre der Seele in Briefen. Ebend. 1796. 8.

Diet. Tiedemanns Handbuch der Psychologie. Zum Gebrauche bei Vorlesungen und zur Selbstbelehrung, herausgegeben von L. Wachler. Leipzig, 1804. 8.

K. Ph. Moriz's Magazin für die Erfahrungsseelenlehre. Berlin, 1783 — 1793. 10 Bde. 8.

J. D. Mauchart's Phänomene der menschlichen Seele. Eine Materialiensammlung zur künftigen Aufklärung in der Erfahrungsseelenlehre. Stuttgart, 1789. 8.

Allgemeines Repertorium für empirische Psychologie und verwandte Wissenschaften. Nürnberg, von 1792. an mehrere Bde. 8.

Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde, von G. H. Schubert. Leipzig, 1816. 8.

Anm. 2. Monographien, die besonders beim Studium der Moral sehr gute Dienste leisten:

J. G. E. Maas's Versuch über die Leidenschaften, theoretisch und praktisch. Zwei Bände. Halle, 1805. 1807. 8.

Desselben Versuch über die Gefühle, besonders über die Affekten. Zwei Theile. Halle und Leipzig, 1811. 1812. 8.

Anm. 3. Für den Geistlichen als Seelsorger, auf den Fall, wenn ihn sein Amt zu Seelenkranken ruft, ist unentbehrlich:

Untersuchungen über die Krankheiten der Seele und die verwandten Zustände, von J. Ch. Hoffbauer. Erster Theil, welcher allgemeine Bemerkungen über die Seelenkrankheiten und eine Classification derselben enthält. Zweiter Theil, vorzüglich über die Krankheiten in den einzelnen Geistesvermögen, nebst Ideen über die psychische Heilung derselben. Halle, 1802. 1803. 8

Anm. 4. Für den biblischen Interpreten, besonders den alttestamentlichen, ist interessant:

F. A. Carus Psychologie der Hebräer. Leipzig, 1808. 8.

## §. 74.

### Allgemeine Anthropologie.

Eigentlich ist die Psychologie nur der zweite Theil der Anthropologie, deren erster Theil die Somatologie ist. Diese kann freilich nur in ihren allgemeinen Grundzügen, indem man den Körper überhaupt bloß als den zweiten Bestandtheil des vernünftigen Sinnenwesens betrachtet, das man Mensch nennt, gegeben werden, und das Specielle oder ins Detail Gehende muß dem Mediciner für seine Physiologie, Osteologie, Neurologie u. s. w. überlassen werden. Aber schon die allgemeine Somatologie oder die Wissenschaft von den Haupttheilen des menschlichen Körpers, ihrer Structur, Verbindung und Organisation ist äusserst interessant, und Bekanntschaft mit derselben, besonders beim vollkommen gründlichen Studium der Psychologie, gewissermaßen nothwendig. Uebrigens muß sich der gebildete und wissenschaftliche Mann schon an und für sich mit der Natur und Einrichtung seines körperlichen Wesens im Allgemeinen bekannt machen. Indessen will ich das Studium dieser Wissenschaft, welche man, in diese Gränzlinien gefaßt und im Gegensatze mit der Psychologie genommen, häufig die physische Anthropologie oder auch κατ' εξοχην, die Anthropologie nennt, dem Theologen nicht in der verkehrten Ansicht anempfehlen, als ob der praktische Geistliche ein halber Arzt und halber Chirurg (was schiefe Beurtheilung seines Berufs wirklich oftmals vor etwa zwei oder drei Decennien von ihm verlangt hat) sein müßte. Aber zur Ergänzung und Vollständigmachung wissenschaftlicher Bildung gehört doch in jedem Falle, sich auch psychologisch-anthropologische

Kenntnisse einzusammeln. Wenigstens verschafft man sich eine angenehme Geistes-Unterhaltung, und den Vortheil, bei manchen im geistlichen Amte vorkommenden Fällen als kein gänzlicher Fremdling in der Sache zu erscheinen.

Krugs Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften, Th. 2. S. 8 ff.

Anm. Hieher gehörende, den Gegenstand abhandelnde, Schriften:

J. N. Tetens's philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung. Leipzig, 1777. 2 Bde. 8.

K. F. von Irwing's Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen. Berlin, 1777—1785. 4 Bde. 8.

Dietr. Tiedemanns Untersuchungen über den Menschen. Leipzig, 1777. 2 Thle. 8.

(J. K. Wetzels) Versuch über die Kenntniß des Menschen. Leipzig, 1784. 1785. 2 Thle. 8.

J. G. Steeb über den Menschen nach den hauptsächlichsten Anlagen in seiner Natur. Tübingen, 1785. 3 Bde. 8.

G. D. Voß's Grundriß der vorbereitenden Anthropologie für Schulen und Gymnasien. Halle, 1791. 8.

Lehrbuch der Kenntniß des menschlichen Körpers und der Gesundheitslehre, von J. Struve. Zweite von E. R. W. Wiedemann verbesserte und vermehrte Auflage. Braunschweig, 1805. 8.

E. Ph. Funke's praktische Geschichte des Menschen. Fünfte von Wiedemann verbesserte Auflage. Braunschweig, 1806. 8.

De la Chambre Anleitung zur Menschenkennt-

niß. Uebersetzt, mit einer Vorrede und Abhandlung herausgegeben von K. Ch. E. Schmid. Jena, 1794. 8.

Grundriß der Naturgeschichte der Menschenspecies, entworfen von Ch. G. Ludewig. Leipzig, 1796. 8.

Ch. E. Wünsch's Unterhaltungen über den Menschen. Zwei Theile, nebst einem Anhange. Leipz. 1796. 1798. 8.

G. J. Wendel's Menschenlehre, oder System einer Anthropologie nach den neuesten Beobachtungen, Versuchen und Grundsätzen der Physik und Philosophie. Leipzig, 1802. 8.

Versuch einer physischen Anthropologie, oder Darstellung des physischen Menschen, entworfen von Ch. Bernoulli. Zwei Theile. Halle, 1804. 8.

Herrn von Büffon's Naturgeschichte des Menschen, nach der französischen Urschrift frei übersetzt, und mit vielen eigenen neuen Beobachtungen, Anmerkungen und Erläuterungen versehen von F. W. Freiherrn von Ulmenstein. Zwei Theile. Berlin, 1805. 1807. 8.

G. Ch. F. Kapp, der menschliche Körper von seiner Entstehung an bis ins Alter. Ein belehrendes Lesebuch für alle Stände des reiferen Alters. Hof, 1805. 8.

---

I. Kant's Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Zweite verbesserte Aufl. Königsb. 1800. 8.

Ch. L. Funk's Versuch einer praktischen Anthropologie, oder Anleitung zur Kenntniß und Vervollkommnung seiner Seelenkräfte als Vorbereitung zur Sitten- und Religionslehre. Leipzig, 1803. 8.

Versuch einer pragmatischen Anthropologie. Als Anleitung zur Menschenkenntniß für junge Leute, von J. G. Gruber. Leipz. 1804. 4.

## §. 75.

### Ethik, philosophische Moral oder Moralphilosophie. Moraltheologie.

Die philosophische Moral oder Sittenlehre ist eine systematische Zusammenstellung der aus der Vernunft erkennbaren und in ihrem Wesen liegenden absolut-nothwendigen Principien der Sittlichkeit, d. h. eines Willenäusserns durch Gesinnung, Gefühl, Wort und That, welches der reinen Idee von dem Absolut-Heiligen genau und vollkommen entspricht. In wie ferne also diese Idee von dem Absolut-Heiligen aus der Vernunft selbst erkannt, näher entwickelt und in alle mögliche Beziehungen gebracht wird, heißt sie überhaupt das Sittengesetz der Vernunft, und in so fern die Vernunft bloß allein nach diesem ihren Erkenntnißvermögen betrachtet wird, heißt sie die moralische Vernunft. — Die philosophische Moral sagt also nach dem unwiderruflichen Ausspruche der Vernunft aus, was moralisch nothwendig ist. Das bezieht sich aber auf ein Doppeltes oder Zweifaches, nämlich auf ein Affirmatives und auf ein Negatives: auf das, was vernünftige Wesen vermöge des Sittengesetzes thun sollen, und was sie nicht thun sollen; oder, wie man gewöhnlich sagt, auf das Thun und Lassen. Darin bestehen die Elementartheile der Ethik oder philosophischen Moral oder Moralphilosophie. Bei deren Zergliederung und Beziehung auf das Gesammtverhältniß des Men-

schen, der nicht bloß ein vernünftiges, sondern zugleich auch ein der Sinnenwelt angehörendes Wesen ist, wird es nothwendig, auch die Bedingungen der Erreichbarkeit dessen, was nach dem Sittengesetze dem Menschen als Ziel vorgesetzt ist, zu ergründen, und bei diesem Puncte führt nun die Moral in geradem Wege zu dem Glauben an Einen Gott, als den moralischen Gesetzgeber der Welt und als den gerechten Vollstrecker des Sittengesetzes. Dadurch wird die Vernunftmoral zu einer Moraltheologie.

K. H. Heydenreichs Propädeutik der Moralphilosophie nach Grundsätzen der Vernunft. Leipzig, 1794. 3 Thle. 8.

Ch. Garve's Betrachtungen über die allgemeinen Grundsätze der Sittenlehre. Breslau, 1799. 8.

Desselben Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre. Ebend. 1799. 8.

I. Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Vierte Auflage. Riga, 1797. 8.

Dessen Metaphysik der Sitten. Königsberg, 1796. 1797. 8.

J. A. W. Geßners Kritik der Moral. Leipzig, 1802. 8.

F. Schleiermachers Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre. Berl. 1803. 8.

Ch. Meiners allgemeine kritische Geschichte der ältern und neuern Ethik oder Lebenswissenschaft. Zwei Theile. Göttingen, 1800. 1801. 8.

Anm. 1. Schriften, worin die Vernunftmoral abgehandelt wird:

Sittenlehre der Vernunft von J. A. Eberhard. Zweite Auflage. Berlin, 1786. 8.

Chr. Meiners's Grundriß der Ethik oder Lebensweisheit. Hannover, 1801. 8.

J. Ch. E. Schmids Versuch einer Moralphilosophie. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Jena, 1802. 2 Bde. 8.

Desselben Grundriß der Moralphilosophie. Zweite verbesserte u. vermehrte Aufl. Ebend. 1800. 8.

Philosophische Sittenlehre von L. H. Jacob. Halle, 1794. 8.

J. Ch. Hoffbauers Anfangsgründe der Moralphilosophie. Nebst einer allgemeinen Geschichte derselben. Halle, 1798. 8.

J. Kants metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre. Dritte verbesserte Auflage. Königsb. 1803. 8.

J. H. Tieftrunks philosophische Untersuchungen über die Tugendlehre, zur Erläuterung und Beurtheilung der metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre von Kant. Zwei Theile. Halle, 1798. 1805. 8.

Desselben Grundriß der Sittenlehre. Erster Band: allgemeine Grundlegung zur Sittenlehre, und der Tugendlehre. Halle, 1808. 8.

J. G. Fichte's System der Sittenlehre nach den Principien der Wissenschaftslehre. Jena, 1798. 8.

Derselbe: die Bestimmung des Menschen Berlin, lin, 1800. 8.

F. Bouterwecks praktische Aphorismen. Grundsätze zu einem neuen System der moralischen Wissenschaften. Leipzig, 1808. 8.

F. A. Carus's Moralphilosophie und Religionsphilosophie. Leipzig, 1810. 8. (in dessen hinterlassenen Werken der siebente Band).

G. E. A. Mehmels Lehrbuch der Sittenlehre. Erlangen, 1811. 8.

G. W. Gerlach's Grundriß der philosophischen Tugendlehre. Halle, 1820. 8.

---

C. F. Gellerts moralische Vorlesungen. Zwei Bände. Leipzig, 1770. 8.

Der Mensch im Umkreise seiner Pflichten, von Ch. F. Sintenis. Zwei Theile. Leipzig, 1804 — 1807. 8.

Die Veredlung der Menschheit, nach ihren Hauptmomenten, Bedingungen und Hilfsmitteln, für alle, denen ihre moralische Bildung wichtig ist, und besonders für diejenigen, die dazu gesetzt sind, dieselbe bei andern zu befördern, von F. Ehrenberg. Zwei Bände. Leipzig, 1803. 8.

Desselben praktische Lebensweisheit. Ein Handbuch für Aufgeklärte. Zwei Bände. Leipzig, 1805. 1806. 8. (Ist eine angewandte Sittenlehre).

## §. 76.

### Die Religiosphilosophie.

Die rationale Theologie, welche auch als ein Theil der Metaphysik betrachtet wird (§. 72.), schränkt sich lediglich auf die Lehre von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt ein; die Moraltheologie hingegen hat die Lehre von der moralischen Natur des Menschen und seinem Verhältnisse zu dem allgemeinen Sittengesetze der Vernunft und zu dem Urheber und Vollstrecker dieses Gesetzes, zu

Gott, zu ihrem bestimmten Object (§. 75.). Fasset man nun beides zusammen und verbindet damit noch die Mittel und Ausdrucksarten, wodurch sich das moralische Verhältniß des Menschen zu Gott in Gesinnung und That darlegen muß, was man Religiosität nennt, und erörtert man dieß alles philosophisch, d. h. stellt man die Ideen und Grundsätze zusammen, welche aus der Vernunft erkennbar sind, so entstehet eine eigene Wissenschaft, welche man die Religionsphilosophie nennt. Der Theologe muß dieser Wissenschaft allerdings einen großen Werth beilegen, weil sie ihn weiter führt als das getrennte Studium der Rationaltheologie und Moraltheologie und ihm hauptsächlich das Mittel an die Hand giebt, die Eigenthümlichkeiten der geoffenbarten Religion erkennen, und also die richtigen Unterscheidungslinien zwischen geoffenbarter Religion und Vernunft-Religion finden zu können.

H. S. Reimarus Abhandlungen über die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion. Sechste Auflage, durchgesehen und mit einigen Anmerkungen begleitet von J. A. H. Reimarus. Hamburg, 1791. 8.

Bemerkungen über die natürliche Religion, von J. F. Häseler. Leipzig, 1787. 8.

K. H. Heydenreichs Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion. Zwei Bände, zweite verbesserte Aufl. Leipzig, 1804. 8.

Desselben Grundsätze der moralischen Gotteslehre, nebst Anwendungen auf geistliche Rede- und Dichtkunst. Leipzig, 1792. 8.

J. C. G. Schaumanns Philosophie der Religion. Halle, 1793. 8.

Imm. Kant die Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Königsberg, 1794. 8.

Die Religion der Mündigen, vorgestellt von J. H. Tieftrunk. Zwei Bände. Berlin, 1800. 8. (Kann als ein Commentar über die voranstehende Kant'sche Schrift angesehen werden).

Imm. Kant's Vorlesungen über die philosophische Religionslehre. Leipzig, 1817. 8. (Ist der umgeänderte Abdruck eines ältern Collegienheftes Kant's über Baumgartens und Eberhards Compendien).

C. Ch. E. Schmid's philosophische Dogmatik. Jena und Leipzig, 1796. 8.

Imm. Bergers Aphorismen zu einer Wissenschaftslehre der Religion. Leipzig, 1796. 8.

G. Ch. Müllers Entwurf einer philosophischen Religionslehre. Erster Theil. Halle, 1797. 8.

J. G. Parow's Grundriß der Vernunftreligion. Berlin und Leipzig, 1799. 2 Thle. 8.

K. H. Jacobs allgemeine Religion. Ein Buch für gebildete Leser. Zweite Ausg. Halle, 1801. 8.

C. H. G. Venturini's Ideen zur Philosophie über die Religion und den Geist des Christenthums. Altona, 1794. 8. überarbeitet in folgendem Werke:

Die Religion der Vernunft und des Herzens. Eine berichtigte Darstellung der Ideen zur Philosophie über die Religion, von K. H. G. Venturini. Zwei Theile. Copenhagen und Leipzig, 1799. 1800. 8.

Handbuch der Moral und Religion für gebildete Leser, von H. R. Matthäi. Drei Bände. Schleswig, 1800—1803. 8.

J. G. Fichte vom seeligen Leben. Berl. 1807. 8.

Ch. A. H. Clodius Grundriß der allgemeinen Religionslehre. Leipzig, 1808. 8.

Pyrrho und Philalethes, oder leitet die Skepsis zur Wahrheit und zur ruhigen Entscheidung? Abgefaßt von L. von Crell. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Sulzbach, 1813. 8. (Die erste und zweite Ausgabe erschienen ohne des Verfassers Namen durch den seeligen F. V. Reinhard).

F. H. Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Leipzig, 1811. 8.

F. W. J. Schellings Denkmal der Schrift von den göttl. Dingen des Hrn. Jacobi. Tüb. 1812. 8.

Grundriß der Religionsphilosophie, von G. W. Gerlach. Halle, 1818. 8.

Anm. Die Schriften über den Rationalismus, worin es sich um das Erkenntnißprincip der Religion, um die Frage handelt: Ob nur Eines (die Vernunft) oder noch ein Anderes, demselben übergeordnetes (besondere Offenbarung) anzunehmen sei, gehören nicht hieher, sondern kommen erst unten vor, wo von der christlichen Dogmatik die Rede ist.

## §. 77.

### Die empirische Kosmologie.

Von der transcendentalen Kosmologie, als einem besondern Theile der Metaphysik, ist schon (§. 72.) gehandelt worden. Die Welt ist aber auch als ein Gegenstand der sinnlichen Anschauung einer philosophischen und wissenschaftlichen Betrachtung werth, und was hierüber die Erfahrung dem Menschen in dem gegenwärtigen Kreise seines Seins erkennen läßt, nennt man, in wissenschaft-

liche Ordnung gebracht, die empirische Kosmologie, oder gewöhnlicher nur schlechthin die Kosmologie. Muß sich auch diese Wissenschaft nur an das Allgemeine der Structur und organischen Ordnung des sinnlichanschaubaren Weltsystems halten, so giebt es doch wenige empirische Gegenstände, welche den forschenden, sich in das unermeßliche Universum hineindenken wollenden, menschlichen Geist mehr anzögen und fester fesselten als dieser Gegenstand. Der Theologe vorzüglich muß ein großes Interesse für kosmologische Untersuchungen und Betrachtungen in sich fühlen, da die Vernunftreligion, so wie die geoffenbarte, in Gott, dem allerhöchsten Wesen, zugleich den Schöpfer, Ordner und Regierer der Welt erkennt, und die physischen Eigenschaften der Gottheit, zum Theil auch die moralischen, sich natürlicher Weise nirgends sinnlich wahrnehmen und erkennen lassen, als in der Gesammtmasse ihrer Wirkungen, welche das materielle Weltganze und seinen Organismus ausmachen. Wie oft findet sich daher der Prediger bewogen, seine Zuhörer auf die weise und bewundernswürdige Einrichtung der Welt hinzuweisen, um ihnen die Größe, Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers anschaulich zu machen. Das macht auch gewöhnlich auf alle nachdenkende und fühlende Menschen den besten Eindruck und bestärkt sie im Glauben an Gott. Der Geistliche muß also schlechterdings auch kosmologische Kenntnisse besitzen, ob er gleich auf der Kanzel nur im Allgemeinen von ihnen Gebrauch machen, seinen Zuhörern nicht Diatriben über den ambulatorischen Umschwung der Erde oder über den Umschwung der Sonne auf einem festen Standpuncte, über die Berge oder Seen

im Monde, über die Ordnungen und Zahl der Sterne ꝛc. vormachen darf. — Einen besonders tiefen Eindruck macht auf den innerlichen Sinn eines jeden unverdorbenen Menschen der Anblick des gestirnten Himmels; daher ist denn dem Theologen das Studium der populären Astronomie insonderheit zu empfehlen. Mancher Prediger wird in seinen örtlichen Verhältnissen auch oft von der Erfahrung erinnert, wie nöthig ihm allgemeine astronomische Kenntnisse seien, wenn er gegen die Ueberreste des astrologischen Aberglaubens unter dem Volke zu wirken hat.

J. E. Bode's allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage, mit einer Sternkarte und zwei Kupfern. Berl. 1807. 8.

Ch. E. Wünsch's kosmolog. Unterhaltungen für junge Freunde der Naturkenntniß. Zwei Bände. Zweite Auflage mit illuminirten Kupfern. Leipzig, 1791. 1794. 8.

A. H. Ch. Gelpe's allgemeinfaßliche Betrachtungen über das Weltgebäude und die neuesten Entdeckungen. Zweite verbesserte und mit vielen Zusätzen und neuen Erläuterungen vermehrte Ausgabe, mit vier Kupfertafeln. Hannover, 1805. 8.

Philosophie und Religion der Natur für gebildete Menschen, von J. F. Dahlenburg. Berlin, 1797. 1798. 3 Bde. 8.

A. H. Ch. Gelpe's Lehrbuch der populären Himmelskunde, mit vier Kupfertafeln. Leipz. 1815. 8.

K. H. Nicolai's Wegweiser durch den Sternhimmel, d. h. Anweisung, auf eine leichte Art die Sterne am Himmel zu finden und kennen zu lernen. Mit einer Himmelskarte. Zweite, durch-

gängig verbesserte, vermehrte und mit neuen Kupfertafeln versehene Auflage. Berlin, 1814. 8.

Desselben Umsicht im Sternenhimmel, als zweiter Theil des Wegweisers durch ihn. Berlin, 1812. 8.

J. E. Bode's Betrachtungen der Gestirne und des Weltgebäudes. Berlin, 1816. 8.

Populäre Astronomie von F. Th. Schubert. Drei Theile. Petersburg und Halle, 1805 — 1812. 8.

Die vornehmsten Lehren der Astronomie deutlich dargestellt in Briefen an eine Freundin, von H. W. Brandes. Erster und zweiter Theil, mit Kupfern, zweite verbesserte Auflage. Leipzig, 1816. 8. Dritter und vierter Theil, 1813. 1816. 8.

Populäre Vorlesungen über die Sternkunde, gehalten zu Heidelberg im Winter 1811 — 1812. Von J. F. Frieß. Mit sechs Kupfertafeln. Heidelberg, 1813. 8.

## §. 78.

## Naturphilosophie.

Wenn man die allgemeinen formalen Gesetze der organischen Natur erforscht und wissenschaftlich zusammenstellt, so entstehet eine eigene Wissenschaft, welche man die Naturphilosophie nennt, und welche erst durch von Schelling zum Leben gebracht worden ist. Das Studium derselben ist hauptsächlich deswegen nützlich und zu empfehlen, weil diese Wissenschaft die Basis oder Urbegründung der Physik giebt.

F. W. J. Schelling's Ideen zu einer Philosophie der Natur, als künftige Grundlage eines allgemeinen Natursystems. Leipz. 1797. 8.

Derselbe: von der Weltseele; oder Hypothese der höhern Physik, zur Erklärung des allgemeinen Organismus. Hamburg, 1798. 8. Dritte verbesserte Auflage. Hamburg, 1809. 8.

Desselben erster Entwurf einer Naturphilosophie, zum Gebrauche seiner Vorlesungen. Jena und Leipzig, 1799. 8.

Desselben Einleitung zu seinem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. Ebend. 1799. 8.

Derselbe über das Verhältniß des Realen und Idealen in der Natur, oder Entwicklung der ersten Grundsätze der Naturphilosophie an den Principien der Schwere und des Lichtes. Hamburg, 1806. 8.

Desselben Darstellung des wahren Verhältnisses zwischen Naturphilosophie und den Verbesserungen der Fichte'schen Lehre. Tübingen, 1806. 8.

F. Bouterweck's Anleitung zur Philosophie der Naturwissenschaften. Göttingen, 1803. 8.

## §. 79.

### Physik oder Naturlehre.

Sucht man aber die besonderen materiellen Gesetze und Eigenschaften der aggregirten Naturdinge durch bloße Beobachtung zu erkennen und durch mechanische Versuche zu erproben, und werden sie wissenschaftlich zusammengestellt, so entsteht diejenige Wissenschaft, welche man die Naturlehre oder Physik heißt. In der ersten Beziehung wird sie gewöhnlich die reine oder theoretische, in der zweiten die Experimental-Physik genannt; beide sind aber beim Studium unzertrennbar. Dadurch, daß die Physik auf die Erkennung der Eigenschaften und materiellen Gesetze der Natur-

Dinge vermittelst der Scheidung, Zersetzung oder Auflösung ihrer Stoffe Verzicht thut, unterscheidet sie sich von der Chemie, welche Wissenschaft dem Mediciner, Pharmaceuten und chemischen Laboranten angehört.

Nach dem allgemeinen Eingeständnisse ist die Physik eine sehr unterhaltende Wissenschaft, und zu ihrem Studium muß also schon deshalb jeder wissenschaftliche Mann angezogen werden, weil jeden nachdenkenden Menschen überhaupt nach einer gründlichen Kenntniß der Gesetze und Wirkungsarten der uns umgebenden Naturdinge lüstern muß. Für denjenigen, der sich zu einem praktischen Geistlichen bestimmt, verspricht diese Wissenschaft noch den besondern Vortheil, daß er in seinem künftigen Amte durch Belehrung im Umgange eine Menge physikalischer Vorurtheile des Volkes bekämpfen und ausrotten, und allerlei nützliche und heilsame Kenntnisse in Umlauf setzen kann.

Der physicalische Jugendfreund, oder faßliche unterhaltende Naturlehre, von J. H. M. Poppe, mit vielen Kupfern. Fünf Theile. Frankfurt, 1811—1816. 8.

Grundriß der Naturlehre von J. A. C. Gren. Herausgegeben von E. G. Fischer, mit 16 Kupfertafeln. Fünfte, sehr vermehrte Auflage. Halle, 1800. 8.

L. Ph. Funke's Handbuch der Physik. Braunschweig, 1804. 2 Bde. 8.

F. Hildebrands Naturlehre. Erlangen, 1806. 2 Bde. 8.

Vollständiger und deutlicher Unterricht in der Naturlehre, in Briefen an einen jungen Herrn von Stande, von J. M. Hube. Zweite, ganz umgearbeite Auflage. Leipzig, 1801. 4 Bde. 8.

Volksnaturlehre, zur Dämpfung des Aberglaubens, von J. H. Helmuth. Sechste, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Braunschweig, 1810. 8.

Handbuch der Naturlehre, enthaltend das Wissenswürdigste und Gemeinnützigste aus derselben. Von J. G. Suskind. Stuttgart, 1812. 8.

J. S. T. Gehlen's physikalisches Wörterbuch, oder Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter in der Naturlehre, mit kurzen Nachrichten von der Geschichte der Erfindungen und Beschreibungen der Werkzeuge begleitet. Sechs Theile. Neue Auflage. Leipzig, 1799 — 1801. 8.

J. C. Fischer's physikalisches Wörterbuch, oder Erklärung der vornehmsten zur Physik gehörigen Begriffe und Kunstwörter, mit kurzen beigefügten Nachrichten von der Geschichte der Erfindungen und Beschreibungen der Werkzeuge. Sieben Theile. Göttingen, 1798 — 1806.

C. Ph. Funke's Handwörterbuch der Naturlehre. Leipzig, 1815. 2 Thle. 8.

Desselben und H. C. Leupold's neues Natur- und Kunst-Lexicon, enthaltend die wichtigsten und gemeinnützlichsten Gegenstände aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Technologie. Drei Bände. Weimar, 1801 — 1804. 8.

## §. 80.

## Naturgeschichte.

Die Naturgeschichte ist eine Beschreibung der in gewisse Haupt- und Unterklassen gebrachten Producte der irdischen Natur, und sie steht der Naturlehre (Physik) zur Seite.

Sämmtliche Producte der irdischen Natur zerfallen in drei Hauptklassen: a) solche, welche durch bloße Anhäufung und Vermischung materieller Stoffe entstehen, und weder Leben noch Empfindung haben; sie liegen größtentheils unter der Erde und müssen erst ausgegraben werden, daher man ihnen den Namen Mineralien oder Fossilien gegeben hat. b) Solche, welche zwar Leben und Empfindung, aber kein mit Bewußtsein und Vorstellung und eigener Bewegungskraft verbundenes Leben haben. Hieher gehören alle Pflanzen oder Gewächse. c) Solche Naturproducte, welche ein mit Bewußtsein, Vorstellung und eigener Bewegungskraft verbundenes Leben mit Empfindung haben. Hierunter sind alle Thiere oder Animalien begriffen, und der Mensch, bloß als animalisches Wesen betrachtet, gehört selbst dazu. Hieraus ergiebt sich, daß die Naturgeschichte (oder richtiger: die Naturbeschreibung, Physiographie) aus drei besondern Wissenschaften bestehet: a) aus der Mineralogie oder Oryktologie, welche das sogenannte Mineralreich begreift, b) aus der Phytologie oder Botanik, welche das sogenannte Pflanzen- und Gewächsreich begreift, und c) aus der Zoologie, welche das sogenannte Thierreich begreift.

Ueber das Reizende und Unterhaltende, und über die Nützlichkeit des Studiums der Naturgeschichte viele Worte zu sagen, wäre sehr überflüssig, da sich diese Wissenschaft jedem wissenschaftlichen und gebildeten Menschen selbst empfielt. Für den Theologen hat sie noch ein erhöhetes Interesse, weil der Reichthum der Schöpfung

die Größe, Weisheit und Güte des Schöpfers am besten erkennen läßt, und weil der praktische Geistliche viele Gelegenheit bekommt, durch naturgeschichtliche Kenntnisse nützlich zu werden. Aus der Botanik und Zoologie ist ihm der Theil, welcher ihn von den giftigen Pflanzen und Gewächsen, und von den giftigen Thieren unterrichtet, vornehmlich wichtig, weil Bekanntschaft damit ihn in den Stand setzt, viel Unglück verhüten zu können. In Ländern, wo nach weisen obrigkeitlichen Verordnungen die Kinder in Schulen mit den einheimischen giftigen Pflanzen und Gewächsen bekannt gemacht werden müssen, ist dem Geistlichen als Localschulinspector dieser Theil botanischer Kenntnisse unumgänglich nöthig.

Aber es tritt auch noch eine andere Rücksicht ein, welche dem Theologen die Naturgeschichte von besonderm Werthe und Wichtigkeit macht. Als Ausleger der Bibel, besonders des alten Testaments, hat derselbe naturgeschichtliche Kenntnisse dringend nöthig. Eine Menge von Pflanzen, Gewächsen und Thieren, die bei uns nicht einheimisch sind, werden in der Bibel genannt, und in keinem Theile der hebräischen Lexicographie herrscht mehr Dunkelheit und Ungewißheit, als in den Gegenständen, welche in die Naturgeschichte einschlagen. Das Hypothesen-Jagen der Etymologen und Lexicographen muß daher weit ärger und schlimmer getrieben werden, wenn sie selbst von den Naturgegenständen keine genaue Kenntniß besitzen. Ihre Verirrungen aufzudecken, dazu dient vornemlich gute Bekanntschaft mit der Naturgeschichte des Orients.

A. J. G. C. Batsch's Einleitung zum Studium der allgemeinen Naturgeschichte. Drei Abtheilungen. Weimar, 1805. 8.

Anm. 1. Lehrbücher:

J. F. Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte. Neunte Auflage, mit Kupfern. Göttingen, 1804. 8.

Handbuch der Naturgeschichte für die gebildeten Stände, Gymnasien und Schulen, ausgearbeitet von Ch. G. D. Stein. Zwei Bände. Leipzig, 1812. 8.

Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften, von C. Ph. Funke. Drei Bände mit Kupfern. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. Braunschweig, 1813. 8.

J. M. Bechstein's kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes für Schulen und den häuslichen Unterricht. Zwei Bände, jeder Band in zwei Abtheilungen, mit Kupfern. Leipzig, 1792 — 1797. 8.

Desselben getreue Abbildungen naturhistorischer Gegenstände in Hinsicht auf seine kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeschichte. Achtzig Hefte, oder acht Bände. Nürnb. 1793 — 1811. 8.

Gemeinnützige und vollständige Naturgeschichte für Liebhaber und Lehrer, von J. A. C. Löhr. Fünf Bände, mit 395 Abbildungen. Leipz. 1817. 1818. 8.

J. M. Bechstein's gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands, aus allen drei Reichen der Natur. Vier Theile. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage, mit Kupfern. Leipzig, 1801 — 1809. 8.

Nachträge zu Bechstein's Naturgeschichte Deutsch-

lands, von J. Ph. A. Lesler. Zwei Hefte, mit Kupfern. Hanau und Leipzig, 1811. 1813. 8.

C. A. Bischoffs Beobachtungen der vornehmsten Gegenstände der Natur. Auch unter dem Titel: die Allmacht, Weisheit und Güte des Schöpfers in den Werken der Natur. Zwei Bände, mit Kupfern. Sulzbach, 1819. 8.

Anm. 2. Von den praktischen physikalischen Wissenschaften kann hier bloß die Landwirthschaftslehre (Oeconomie) in einigem Betrachte kommen. Der Landgeistliche, besonders derjenige, welcher auf einer sogenannten öconomischen Pfarrei sitzt und der Localität wegen seine Oeconomie selbst betreiben muß, hat allerdings landwirthschaftliche Kenntnisse nöthig. Wem also nicht schon seine Jugendverhältnisse die Gelegenheit gegeben haben, mit dem Allgemeinsten der Landwirthschaft bekannt zu werden, der wird sich für die Zukunft manchen öconomischen Vortheil verschaffen, wenn er die Landwirthschaftslehre zu einem seiner Nebenstudien macht. Denn wenn man sich diese Kenntnisse erst in der Folge durch Praxis erwerben will, so muß man sie gemeiniglich sehr theuer bezahlen. Daher stehet denn auch in den Gesetzen für die Königlich Baierischen Universitäten die Landwirthschaftslehre unter den Hilfs- und Nebenwissenschaften, worüber der Theolog auf Universitäten Vorlesungen hören soll. Der Landgeistliche kann auch, wenn er Kenntnisse dieser Art besitzt, gute und nützliche Erfindungen und Methoden unter das Volk bringen und verbreiten. Indessen muß nur der Geistliche bei seinen landwirthschaftlichen Beschäftigungen nicht die gehörige Sorgfalt verlieren, daß er nicht selbst verbauert.

F. B. Weber's praktisches Handbuch der Landwirthschaft, mit besonderer Hinsicht auf die neuesten Vorschläge über die Anwendung der englischen Wirthschaftsart auf die deutsche. Hannover, 1807. 2 Bde. 8.

Handbuch der gesammten Landwirthschaft. Von J. L. G. Leopold. Zwei Bände. Schnepfenthal, 1795. 1798. 8. (ist insonderheit auch für Landprediger geschrieben).

Lehrbuch für angehende Landprediger, wie ihre Wirthschaft ihnen und den Pfarrgütern am nützlichsten einzurichten sei. Von einem selbstwirthschaftenden Landprediger, Ch. H. Mattheſius. Jena, 1791. 8.

Handbuch über die Obstbaumzucht und Obstlehre, mit fünf Kupfertafeln und einer Tabelle. Von J. L. Christ. Vierte, sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt, 1817. 8.

## §. 81.

### Die Aesthetik.

Zu den anthropologischen Wissenschaften gehört die Aesthetik oder die Theorie des Sinnlich-Schönen. Sie stellt die Grundsätze oder Principien dar, wie Gegenstände, welche dem menschlichen Anschauungs- und Empfindungsvermögen durch ihre schöne und zweckmäßige Form ein besonderes Wohlgefallen gewähren, beurtheilt werden müssen, oder auch wie sie selbst dargestellt werden müssen, um diese Wirkung bei dem Beobachter und Zuschauer hervorzubringen. Man nennt daher diese Wissenschaft in der ersten Beziehung die Geschmackslehre, und in der zweiten die Theorie der schönen Künste und Wissenschaften. Der künftige Geistliche muß sich aus mehreren besonderen Gründen mit dieser Wissenschaft gut bekannt machen. Denn wenn er diese Wissenschaft vernachlässiget und zurücksetzt, so wird er wegen Mangels eines richtig und fein gebildeten

ästhetischen Sinnes nicht nur in seinen öffentlichen Vorträgen oft in das Unedle, Gemeine und Platte verfallen, sondern auch bei öffentlichen kirchlichen Feierlichkeiten, wenn ihm die Anordnung derselben überlassen ist, meistens das Edle, Würdevolle und Ergreifende verfehlen, und endlich selbst in seinem äusserlichen Benehmen, besonders gegen höhere gebildete Personen unzählige Male anstoßen und sich wenigstens in der Estime Schaden thun.

J. F. G. Heusinger's Handbuch der Aesthetik, oder Grundsätze zur Bearbeitung und Beurtheilung der Werke einer schönen Kunst, als der Poesie, Mahlerei, Bildhauerkunst, Musik, Mimik, Baukunst, Gartenkunst ꝛc. Zwei Theile. Gotha, 1797. 1799. 8.

J. G. Herder's Kalligone. Leipzig, 1800. 3 Bände, 8.

F. Bouterwecks Aesthetik. Zweite in den Principien berichtigte und völlig umgearbeitete Auflage. Zwei Theile. Göttingen, 1815. 8.

J. A. Eberhard's Handbuch der Aesthetik für gebildete Leser aus allen Ständen, in Briefen. Erster bis dritter Theil, zweite verbesserte Auflage. Halle, 1807 — 1814. Vierter Theil, 1805. 8.

System der Kunstlehre oder Aesthetik, oder Lehr- und Handbuch der Aesthetik, von F. Ast. Leipzig, 1805. 8.

Die Aesthetik für gebildete Leser, von K. H. L. Pölitz. Zwei Theile. Leipzig, 1807. 8.

Von der Idee der Schönheit. In Vorlesungen, gehalten zu Dresden durch A. Müller. Berl. 1809. 8.

Lehrbuch der Aesthetik, von A. Schreiber. Heidelberg, 1809. 8.

W. T. G. Krug's Geschmackslehre oder Aesthetik. Königsberg, 1810. 8. (macht auch den 3ten Theil seines Systems der theoretischen Philosophie aus).

Jean Paul (Richters) Vorschule der Aesthetik. Neue Auflage. Tübingen, 1813. 8.

Wörterbücher über die Aesthetik:

J. G. Sulzers allgemeine Theorie der schönen Künste, in einzelnen nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln abgehandelt. Vier Theile. Neue vermehrte Auflage. Leipzig, 1792 — 1794. 8.

Ch. F. von Blankenburgs literarische Zusätze zu J. G. Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste. Drei Bände. Leipz. 1796. 1798. 8.

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste (von einer Gesellschaft von Gelehrten). Acht Bände (jeder Band in zwei Stücken). Leipzig, 1792 — 1808. 8.

J. G. Grubers Wörterbuch zum Behufe der Aesthetik. B. 1. Weimar, 1810. 8.

## §. 82.

## Die allgemeine Rhetorik oder Redekunst.

Genau mit der Aesthetik hängt die Rhetorik zusammen, welche die Wohlredenheit d. h. die Regeln einer richtigen Anordnung der Materialien und eines schönen, geschmackvollen und zweckmäßigen Ausdrucks in einem öffentlichen zusammenhängenden Vortrage oder in einer Rede philosophisch begründet und wissenschaftlich zusammenstellt. Auf der andern Seite hängt aber die Rhetorik eben so genau mit der theologischen Wissenschaft zusammen, welche den Namen Homiletik hat.

Zur Bezeichnung dieses gegenseitigen Verhältnisses nennt man diese auch die geistliche Rhetorik. In dieser theologischen Disciplin können nun aber die allgemeinen Regeln der Wohlredenheit (facundia) nicht erst begründet d. h. aus ihren Principien deducirt werden, sondern sie werden schon aus der allgemeinen Rhetorik vorausgesetzt. Aus dieser Ursache muß daher der angehende Theologe dieser Wissenschaft seine volle Aufmerksamkeit und seinen besondern Fleiß widmen.

K. F. Bahrdts Rhetorik für geistliche Redner. Halle, 1784. 8.

H. Blair's Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften. Aus dem Englischen übersetzt u. mit einigen Anmerkungen und Zusätzen begleitet von H. K. Streiter. Leipz. 1785—1789. 4 Thle. 8.

J. G. Sulzer's Theorie und Praxis der Beredsamkeit, herausgegeben von Albr. Kirchmayer. Manheim, 1786. 8.

Die Philosophie der Rhetorik von G. Campbell. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von D. Jenisch. Berlin, 1791. 8.

Rhetorik von G. G. Fülleborn. Zweite Auflage. Breslau, 1805. 8.

J. G. E. Maas's Grundriß der allgemeinen und besondern reinen Rhetorik. Zweite verbesserte Auflage. Halle, 1815. 8.

Die Beredsamkeit eine Tugend, oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik, von Fr. Theremin. Berlin, 1814. 8.

H. A. Schott's Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredsamkeit. Zweite umgeänderte Auflage. Leipzig, 1815. 8.

Anm.

Anm. Eigentlich genommen, ist die Rhetorik nur ein, ins Specielle gearbeiteter Theil der Aesthetik, und gehört nebst der Dichtkunst, Declamationskunst, Singkunst oder Musik, Zeichenkunst und Malerei ꝛc. in den Umkreis der schönen Wissenschaften und Künste (artium liberalium). Von der Declamationskunst in ihrer Beziehung auf den christlichen Religionsredner oder Prediger wird unten im vierten Hauptstücke bei der Homiletik die Rede sein.

## §. 83.

## Die Pädagogik und Didaktik.

Die Pädagogik oder die wissenschaftliche Anleitung zu einer guten und zweckmäßigen Erziehung der Kinder, ist eigentlich eine besondere Abtheilung der angewandten Moral, und die Didaktik, Unterrichtskunst oder die wissenschaftliche Anweisung zu einer richtigen und dem Lehrstoff angemessenen Methode des Unterrichts junger Leute ist der formelle Theil der Pädagogik, in so fern sich diese auf den mündlichen Unterricht, der den Kindern ertheilt wird, bezieht. Beide Wissenschaften müssen daher immer mit einander verbunden werden. Sie haben für den Theologen ein vielfaches Interesse. Der praktische Geistliche erhält mit seinem Amte die Pflichten eines religiösen und moralischen Volkserziehers, und hat er nicht auch zum katechetischen Unterrichte und bei der Aufsicht über die ihm untergeordneten Schulen didaktische und überhaupt pädagogische Kenntnisse nöthig? Und fordern nicht auch die Pflichten der Seelsorge von ihm, daß er Acht hat, ob die Kinder seiner Parochianen eine gute Erziehung erhalten, und muß er da nicht oft mit seinen Ermahnungen, Belehrungen und Zurechtweisungen zu Hil-

se kommen, daß Kinder nicht verwahrloset und zu unbrauchbaren und schlechten Menschen erzogen werden? Ein ganz besonderer Grund, welcher noch dem Theologen das Studium der Pädagogik und Didaktik wichtig und nöthig macht, ist, daß Manchen, am häufigsten in den Candidaten-Jahren, bisweilen aber auch noch im Amte, die Bestimmung zu Theil wird, die Erzieher oder Lehrer fremder Kinder zu werden. Endlich muß auch der angehende Theologe seine künftigen häuslichen Verhältnisse als Familien-Vater in Betracht nehmen; denn so wie der Geistliche überhaupt in allen Stücken seiner Gemeine ein gutes Vorbild geben soll, so soll er auch in der Erziehung seiner eigenen Kinder ein nachahmungswürdiges Beispiel aufstellen.

Anm. 1. Wissenschaftliche Werke über die Pädagogik:

J. H. C. Heusinger's Versuch eines Lehrbuches der Erziehungskunst. Leipzig, 1794. 8.

J. Kant über Pädagogik. Herausgegeben von F. Th. Rink. Königsberg, 1803. 8.

H. C. Schwarz's Lehrbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Theile. Heidelberg, 1817. 8.

Nachtrag dazu oder Grundriß der Lehre vom Schulwesen. 1807. 8.

Desselben Erziehungslehre. Leipzig, 1802—1813. 5 Bde. 8.

A. H. Niemeyer's Grundsätze der Erziehung und des Unterrichtes. Sechste Auflage. Halle, 1810. 3 Bde.

H. Stephani's System der öffentlichen Erziehung. Zweite verbesserte Aufl. Erlangen, 1813. 8.

Die Erziehungslehre aus dem Zwecke der

Menschheit und des Staates praktisch dargestellt von C. H. L. Pölitz. Zwei Theile. Leipzig 1806. 8.

Allgemeine Pädagogik aus dem Zwecke der Erziehung abgeleitet, von J. F. Herbart. Göttingen, 1806. 8.

Anm. 2. Populäre Schriften:

A. H. Niemeyer's Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner in einem vollständigen Auszuge, nach der sechsten Ausgabe, mit Hinsicht auf das österreichische Schulwesen bearbeitet. Wien, 1812. 2 Thle. 8.

Auch die in der vorhergehenden Anmerkung genannte Erziehungslehre Schwarz's gehört nach den drei ersten Bänden hieher; die zwei letzten Bände dieses Werkes enthalten die Geschichte der Erziehung.

Levana oder Erziehlehre, von Jean Paul (Richter). Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen, 1807. 3 Bde. 8.

J. L. Ewald's Vorlesungen über die Erziehungslehre und Erziehungskunst. Drei Bände. 1808 — 1810. Manheim, 8.

---

C. W. Hufeland's guter Rath an Mütter über die wichtigsten Puncte über die körperliche Erziehung der Kinder in den ersten Jahren. Zweite vermehrte Auflage, mit Kupfern. Berl. 1803. 8.

Ueber die Erziehung und Behandlung der Kinder in den ersten Lebensjahren, von Ch. A. Struve. Zweite verbesserte Aufl. Hannover, 1803. 8.

## §. 84.

## Die Diätetik.

Die Diätetik oder Anweisung zur Gewinnung, Erhaltung und Pflege einer guten Gesundheit greift unmittelbar in die physische Erziehung der Kinder ein, und zieht also schon deshalb die Aufmerksamkeit des künftigen Geistlichen auf sich, weil er in seinem Amte auch in dieser Hinsicht viel Schädliches verhüten und Gutes stiften kann. Aber es treten hier auch persönliche Rücksichten ein. Der Geistliche ist wegen seiner sitzenden Lebensart von manchen körperlichen Uebeln bedroht, die unter der eine freie Bewegung und körperliche Anstrengung habenden Menschenklasse bei weitem nicht so häufig gefunden werden. Er theilt hierin das Loos der sogenannten Gelehrten, und ihn treffen also auch nicht nur die sogenannten Krankheiten der Gelehrten, sondern er hat auch, wie diese, eine besondere Diät nöthig, um seine Gesundheit zu erhalten, und bei ihm kommt noch das Besondere hinzu, daß die Verwaltung seines Amtes eine ungewöhnliche Anstrengung der Brust nothwendig macht, und er hat also auch in dieser Hinsicht die Pflicht, vornehmlich wenn er eine schwache Brust hat oder sich Schwächen dieser Art bei ihm in der Folge einstellen, sich mit den gehörigen Kenntnissen bekannt zu machen, welche ihm die volle Thätigkeit für sein Amt erhalten können.

L. Cornaro's Mittel, gesund und lange zu leben. Aufs neue herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. Schlüter. Ein heilsames Handbuch für alle, besonders junge Menschen. Zweite verbesserte Ausgabe. Braunschweig, 1799. 8. (Zur Empfehlung dieses sehr guten Buches dient auch das, daß der Verfasser desselben,

der selbst nach seinen hier gegebenen Vorschriften lebte, 105 Jahre alt wurde).

C. W. Hufeland's Makrobiotik, oder Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Zwei Theile. Vierte vermehrte Auflage. Berlin, 1805. 8.

Makrobiotik, oder die Kunst, lange zu leben, nach Hufeland, im Auszuge. Zweite Auflage. Leipzig, 1798. 8.

F. Hildebrandts Taschenbuch für die Gesundheit. Erlangen, 1800. 8. (Ist der Abdruck von diätetischen Vorlesungen, welche der sel. Verfasser in Erlangen gehalten hat).

K. Paulus's Versuch einer Gesundheitserhaltungslehre. Bamberg und Würzburg, 1804. 8.

Die Diätetik für Gesunde, wissenschaftlich bearbeitet von C. F. Burdach. Neue Ausgabe. Leipzig, 1811. 8.

C. A. Struve die Kunst, das schwache Leben zu erhalten und in unheilbaren Krankheiten zu fristen. Drei Theile. Hanover, 1797 — 1800. 8. (ist für Personen von schwächlicher Gesundheit geschrieben).

J. Sinclair's Handbuch der Gesundheit und des langen Lebens. Aus dem Englischen in einem freien Auszuge, von Curt Sprengel. Amsterdam, 1809. 8.

J. L. A. Vogel's diätetisches Lexicon, oder theoretisch-praktischer Unterricht über Nahrungsmittel und die mannichfaltigen Zubereitungsarten derselben, über Verdauung, Ernährung, Erhaltung und Gesundheit, Entstehung und Erkenntniß der Krankheiten, Krankenpflege, Krankenspeisen und Krankengetränke ꝛc. Drei Theile, der dritte Theil auch unter dem besondern Titel: Seelendiätetik, oder Anleitung zu der Kunst, dauerhaft, ruhig

und zufrieden zu leben, Geisteszerrüttung zu verhüten, und bereits entstandene glücklich zu behandeln. Erfurt, 1800—1803. 8.

C. F. L. Wildberg's Hygiastik, oder die Kunst, die Gesundheit der Menschen zu erhalten, zu befördern, und die Lebensdauer zu verlängern. Berlin, 1819. 8.

---

S. A. D. Tissot von der Gesundheit der Gelehrten. Zweite Ausgabe. Zürch, 1770. 8.

J. Ch. G. Ackermann über die Krankheiten der Gelehrten, und die beste und leichteste Art, sie abzuhalten und zu heilen. Nürnb. 1777. 8.

## §. 85.

### Die Geschichte der Philosophie.

Der Schlußstein des ganzen philosophischen Studiums ist die Geschichte der Philosophie, welche die Genesis, fortgehende Entwicklung und Ausbildung philosophischer Ideen, theils einzeln für sich, theils in ihrem Zusammenflusse zu charakteristischen Hauptformen oder zu philosophischen Systemen, vom Anfange menschlicher Geistesbildung an bis auf unsere Tage geschichtlich darlegt. Dieser Theil der allgemeinen Geschichte der Wissenschaften ist unstreitig einer der interessantesten und wichtigsten, weil er das Innere eines jeden zum Nachdenken gebildeten Menschen anspricht. Eben so unbestrittbar ist es, daß, den Philosophen selbst abgerechnet, kein Angehöriger eines besondern wissenschaftlichen Faches mehr Nöthigung fühlen kann, die Geschichte der Philosophie gründlich zu studiren, als der Theologe. Leider

steht aber bei den studirenden Theologen auf allen Universitäten diese Wissenschaft nicht in der Schätzung, als sie verdient und mit Recht fordern kann. Der akademische Lehrer, welchem der Vortrag über die Religions- und Dogmengeschichte obliegt, hat die häufigste Veranlassung, die üblen Folgen dieser Vernachlässigung einer Wissenschaft, welche der Religions- und Dogmengeschichte beständig zur Seite geht und fast überall in sie eingreift, bemerken und beklagen zu müssen.

G. F. D. Göß über den Begriff der Geschichte der Philosophie. Erlangen, 1794. 8.

J. Ch. A. Grohmann über den Begriff der Geschichte der Philosophie. Wittenberg, 1797. 8.

Von dem Begriffe der Geschichte der Philosophie, von Ch. A. Brandes. Kopenhagen, 1815. 8.

K. F. Bachmann über Philosophie und ihre Geschichte. Drei akademische Vorlesungen. Jena, 1811. 8.

Anm. 1. Kürzere Lehrbücher:

Allgemeine Geschichte der Philosophie zum Gebrauche akademischer Vorlesungen, von J. A. Eberhard. Zweite mit einer Fortsetzung bis auf die gegenwärtigen Zeiten und chronologischen Tabellen vermehrte Auflage. Halle, 1796. 8.

Grundriß der Geschichte der Philosophie. Für den akademischen Unterricht, von W. G. Tennemann. Zweite verbesserte Aufl. Leipz. 1816. 8.

F. Aug. Carus's Ideen zur Geschichte der Philosophie. Leipzig, 1809. 8. (enthält bloß die Geschichte der Philosophie der alten Völker bis auf die Griechen herab, und macht von seinen nachgelassenen Schriften den vierten Theil aus).

W. T. Krug's Geschichte der Phiolsophie alter

Zeit, vornehmlich unter Griechen und Römern. Leipzig, 1815. 8.

C. F. Bachmann, Philosophie meiner Zeit. Zur Vermittlung. Jena, 1817. 8. (enthält die Materialien zur Geschichte der neuesten Philosophie seit Kant).

Anm. 2. Größere Werke:

I. I. Brucker *Historia critica philosophiae.* Edit. II. auct. Lips. 1767 ff. 6 Bände in 4. (bleibt als Materialiensammlung immer brauchbar).

Radulphi Cudworthi *systema intellectuale vniuersitatis, siue de veris rerum rationibus et originibus.* Ed. cum. augm. I. L. de Mosheim. Lugd. Bat. 1773. 2 Bde. 4.

Diet. Tiedemann's Geist der speculativen Philosophie. Marburg, 1791—1797. Sieben Bände, 8. (Geht bis auf Georg Barkeley herab).

J. G. Buhle's Lehrbuch der Geschichte der Philosophie und kritische Literatur derselben. Acht Bände. Göttingen, 1796 — 1804. 8.

Desselben Geschichte der neuern Philosophie seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften. Sechs Bände. Göttingen, 1800—1805. 8. (macht die sechste Abtheilung von der Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben aus und ist im Grunde ein etwas veränderter Abdruck der letzten Bände des vorhergenannten Werkes).

W. G. Tennemann's Geschichte der Philosophie. Leipzig, 1798—1817. 10 Bände, 8. (Wer dieß vortreffliche, jedoch nicht von allen Mängeln und Gebrechen befreiete Werk, welches bis auf Hume herabgehet, nach dem zu frühzeitigen Tode des Verfassers gar vollenden und mit einem Register versehen wird, ist noch nicht bekannt).

Vgl. C. F. Bachmann *Diss. philos. de peccatis Tennemanni in Historia philosophiae.* Ienae, 1814. 4.

Ende des ersten Bandes.

# Zusätze und Berichtigungen.

Zu S. 17. ist ein unterdessen erschienenes sehr brauchbares neues Compendium der theologischen Encyklopädie, worin aber von den Vorbereitungswissenschaften nur im Allgemeinen gesprochen wird, nachzutragen: Lehrbuch der Encyklopädie, Methodologie und Geschichte der theologischen Wissenschaften, von C. F. Stäudlin. Hannover, 1821. 8.

Zu S. 43. §. 21. ist nachzutragen: F. Adelungs Uebersicht aller gekannten Sprachen und ihrer Dialecte. Petersburg, 1820. 8. (Eine *Bibliotheca glottica* soll noch folgen).

Zu S. 176. §. 34. ist noch hinzuzufügen eine mir erst nachher bekannt gewordene Schrift, worin über Pasigraphie am schärfsten, aber wohl am richtigsten geurtheilt wird: F. J. Niethammer über Pasigraphik und Ideographik. Nürnberg, 1808. 8.

Zu S. 197. von Buttmanns griechischer Grammatik ist schon im J. 1818. die achte Auflage erschienen.

Zu S. 199. Anm. 3. hätte noch genannt werden sollen: Ph. Buttmann's Lexilogus, oder Beiträge zur griechischen Worterklärung, hauptsächlich für Homer und Hesiod. 1ster Theil. Berlin, 1818. 8.

Zu S. 203. Anm. 2. von Bröders kleiner latein. Grammatik erschien schon 1818. zu Leipzig die funfzehente, und von dessen prakt. Grammatik 1818. die zwölfte Auflage.

Zu S. 213. Anm. 1. von Heinsius's Neuer deutschen Sprachlehre erschien 1818. die dritte Auflage.

Zu S. 221. Anm. 1. ist nachzutragen: Filippi's italienische Sprachlehre. Neunte Auflage, 1818. 8.

Zu S. 242. Anm. 4. von Meusels Statistik ist 1817 die vierte umgearbeitete Auflage erschienen.

Zu S. 203. Anm. 2. von Bröders kleiner latein. Grammatik erschien schon 1818. zu Leipzig die funfzehente, und von dessen prakt. Grammatik 1818. die zwölfte Auflage.

Zu S. 213. Anm. 1. von Heinsius's Neuer deutschen Sprachlehre erschien 1818. die dritte Auflage.

Zu S. 221. Anm. 1. ist nachzutragen: Filippi's italienische Sprachlehre. Neunte Auflage, 1818. 8.

Zu S. 242. Anm. 4. von Meusels Statistik ist 1817 die vierte umgearbeitete Auflage erschienen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bertholdt, Leonhard,

Theologische Wissenschaftskunde oder Einleitung in die theologischen Wissenschaften nämlich Vorbereitungs-, Hilfs-, Grund- und angewandte Wissenschaften des theologischen Studiums ; ein encyklopädisch-literarisches Handbuch für die Theologen
Bd.: 1

Erlangen (1821)

Th.u. 31 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10785372-0